UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

38224m

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte
VII. Band: Der Gelehrte

79579
18/2/01

Von dieſem Buch
wurde eine nume-
rierte Liebhaberaus-
gabe auf Büttenpapier
in 100 Exemplaren zum
Preis von 8 Mark her-
geſtellt. Die Samm-
lung, Anordnung ſowie
Beſtimmung der Bil-
der geſchah durch die
Verlagsbuchhandlung.
Die Titelzeichnung iſt
von Robert Engels

Monographien zur deutſchen Kulturgeſchichte

herausgegeben von Georg Steinhauſen

Emil Reicke, Der Gelehrte

in der deutſchen Vergangenheit.

Mit 130 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem fünfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert

Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900

Abb. 1. Deutſche Landſchaft mit ſchreibendem Einſiedler. (Maria erſcheint dem Evangeliſten Johannes.) Holzſchnitt vom Monogrammiſten H. W. G. nach der Zeichnung von Virgil Solis ca. 1550. München, Kupferſtichkabinet. N. M. III, 1722. 2.

Alle deutſche Kultur beruht auf altklaſſiſch-chriſtlicher Grundlage. So iſt auch der deutſche Gelehrte keine urſprünglich deutſche Schöpfung, vielmehr im Anfange nichts anderes als ein auf deutſchen Boden verpflanzter Ableger der altklaſſiſch-chriſtlichen Bildung. Bei dem ungeheuren Übergewicht dieſer Bildung mußten alle Anfänge ſpezifiſch deutſcher Gelehrſamkeit im Keime erſtickt werden, konnte ſich demnach auch kein aus dem ureignen Geiſtesleben der deutſchen Stämme heraus entſtandener, originaler Gelehrtentypus entwickeln. Daß Anſätze dazu vorhanden waren, möchte aber kaum zu leugnen ſein. Die Träger einer deutſchen Gelehrſamkeit — Wiſſenſchaft wäre zu viel geſagt — würden, wie bei ſo vielen Völkern, ſo auch wohl bei den Deutſchen in erſter Linie die Prieſter geworden ſein. Sie waren offenbar die beſten Kenner uralter Rechts-, ſakraler und anderer Weisheit, ſie waren Medizinmänner und Chirurgen, und mancher von ihnen mag wohl ſchon ſo etwas von einem Gelehrten an ſich gehabt haben. Freilich waren ſie nur wenig zahlreich, ſie ſind auch erſt verhältnismäßig ſpät, zu Tacitus' Zeiten, nachweisbar. Ob dem deutſchen Wodan jener fauſtiſch-philoſophiſche Zug eigentümlich geweſen, den wir bei dem ſpäteren nordiſchen Odin wahrnehmen, dem weiſeſten der Aſen, dem Erfinder der Runen, dem grübelnden Erforſcher jedes verborgenen Geheimniſſes, läßt ſich mit Sicherheit nicht mehr ermitteln. Auch die Edda giebt uns keine Beantwortung der Frage, wie wohl ein auf ſich ſelbſt geſtelltes germaniſches Geiſtesleben zur Gelehrſamkeit herausgewachſen wäre. Denn ſchon die Lieder der älteren Edda ſind wahrſcheinlich durch chriſtliche und antike Vorſtellungen ſtark beeinflußt, die bei den mythologiſchen und poetiſchen Lehren der jüngern Edda offen zu Tage liegen.

Der erſte deutſche Gelehrte nun, den man ſo nennen darf, war Ulfila (wohl 311—381 oder 383), der Überſetzer der Bibel ins Gotiſche. Und auch er war eigentlich kein Deutſcher, wenigſtens nicht deutſcher Abkunft. Er entſtammte einer chriſtlichen Familie aus Kappadokien, die von den Goten um 267 auf einem Raubzuge fortgeſchleppt worden war. Seine Bibelüberſetzung bezeichnet eine geiſtige

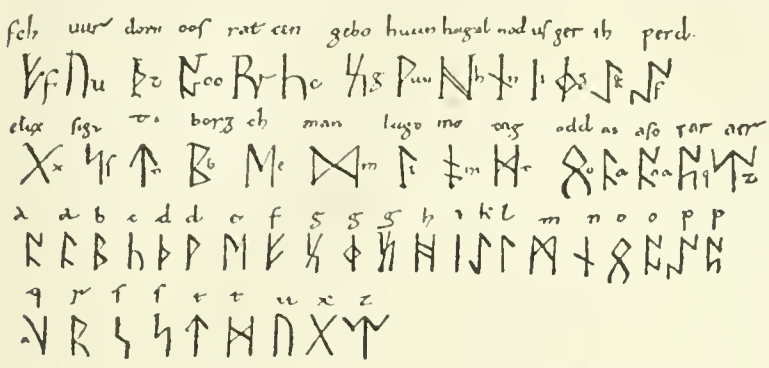


Abb. 2. Runenſchrift. Nach einem Codex in der Stiftsbibliothek in St. Gallen.

That erſten Ranges, die gewiß nicht dadurch verkleinert wird, daß man in neueren Zeiten dasſelbe, was Ulfila gethan, hunderte von Malen für weit rohere Völker, als die damaligen Goten es waren, mit Erfolg hat durchführen ſehen. Es mag dem weſtgotiſchen Biſchof, der ſich ſogar ſein Alphabet erſt herſtellen mußte, meiſt wohl noch härter angekommen ſein, die bibliſchen Schriftſteller gotiſch reden zu laſſen, als ſpäter Luthern, der uns ſeine mühſelige Arbeit beim „Dolmetſchen" wiederholt ſo anſchaulich geſchildert hat. Und wie Luther meint, daß dazu ein „frommes, fleißiges, gelehrtes Herz" gehöre, ſo werden wir auch von der gotiſchen Bibelüberſetzung behaupten dürfen, daß nur ein gelehrter und ſehr fleißiger Mann ſie habe ſchaffen können. Freilich hatte auch Ulfila gleich Luther ſeine Helfer, Freunde und Schüler, wie es denn überhaupt nicht ſicher iſt, was und wieviel von der gotiſchen Bibel wir ihm allein zu danken haben. Um 405 baten zwei Goten in Konſtantinopel, Sunja und Fretila (Frithila), den h. Hieronymus um Auskunft, welch eine Lesart an verſchiedenen Stellen der Pſalmen dem hebräiſchen Grundtext am nächſten käme. Mag ſein, daß die Genannten zu Ulfila in keiner Beziehung ſtanden, die Nachricht deutet doch immerhin auf einen gewiſſen gelehrten Eifer deutſchredender Männer in der Beſchäftigung mit der Bibel. Auch von gotiſchen Kommentaren zu bibliſchen Büchern ſind uns Reſte (Skeireins) erhalten. Im allgemeinen haben aber weder die Weſtgoten noch auch die anderen deutſchen Stämme, die auf dem Boden altrömiſcher Herrſchaft ihre kurzlebigen Reiche gründeten, die Vandalen, Heruler, Oſtgoten, Langobarden u. a., an der damals freilich überhaupt ſtark zurückgegangenen litterariſchen Kultur merklich Teil genommen. Die Unfruchtbarkeit des Arianismus, der die Perſon des Heilands zu vermenſchlichen ſuchte, ſie damit aber auch ihres begeiſternden, geheimnisvollen Zaubers entkleidete, trug wohl mit daran Schuld. Es war die Form, in der, mehr zufällig als durch innere Beſtimmung, die meiſten deutſchen Stämme zuerſt die chriſtliche Religion angenommen hatten. Dem Arianismus fehlte es an jeglichem größeren kirchlichen Verband, jedes Reich hatte ſeine eigene Kirche. Nicht zum kleinſten Teil infolge dieſer Zerſplitterung verharrte der deutſche arianiſche Klerus auf einer weit tieferen Bildungsſtufe als der katholiſche. Das einzige gelehrte Feld, auf dem Angehörige jener verlorenen Völkerſchaften etwas Bleibendes leiſteten, war die Geſchichtsſchreibung. Sie fand durch den gotiſchen Biſchof Jordanis und ſpäter durch den Langobarden Paulus Diaconus in einer von uns Nachkommen nicht leicht zu hoch geſchätzten Weiſe Vertretung. Daß ſpäter Abkömmlinge germaniſcher Stämme in Italien berühmte Gelehrte wurden, gehört nicht hierher.

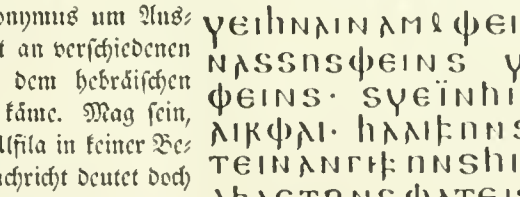


Abb. 3. Schriftprobe aus der Bibel des Ulfilas: veihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai. hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga. jah aflet uns thatei skulans sijaima svasve jah veis afletam thaim. (Aus dem Vaterunſer.)

Abb. 4. Gelehrter am Pult mit Gänſefeder ſchreibend. (Pittakus von Korinth, einer der 7 Weiſen.) Holzſchnitt aus: Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475.

Ulfila, Jordanis, Paulus Diaconus, ſie alle waren Geiſtliche. Damit iſt der Weg vorgezeichnet, der auf viele Jahrhunderte hinaus, von einigen verſchwindend geringen Ausnahmen abgeſehen, zu den Wiſſenſchaften führte. Die Kirche, ſelbſt als Teil der antiken Kultur von den Germanen übernommen, wurde ihrerſeits zum alleinigen Hort aller höheren geiſtigen und künſtleriſchen Thätigkeit. Namentlich in denjenigen Ländern, wo die Deutſchen es zu bleibenden politiſchen Schöpfungen brachten, in England, Frankreich, Deutſchland gab es die ganze erſte (größere) Hälfte des Mittelalters hindurch außerhalb des Klerus keine Gelehrſamkeit, wenigſtens ſo gut wie keine, und wer von Laien ſich einer gewiſſen Bildung erfreute, verdankte dies dem Klerus. Im byzantiniſchen Reiche lagen die Verhältniſſe anders, auch in Italien haben ſich bis ins zweite Jahrtauſend hinein weltliche Lehrer und Schulen der Grammatik, Rhetorik u. ſ. w. erhalten. Auch die Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts ſcheint den Zuſammenhang mit dem antiken Rechtsunterricht nie ganz verloren zu haben. Die Rhetorenſchulen in Gallien waren aber bereits unter den Merovingern vollſtändig verfallen.

Überhaupt war im fränkiſchen Reiche des 7. und 8. Jahrhunderts die gelehrte Bildung in völliger Auflöſung begriffen. Das Lateiniſche ſpottete aller grammatiſchen Regeln, ſo daß noch heute die Bezeichnung Merovinger-Latein für den höchſten Grad des ſprachlichen Barbarismus angewandt wird. Einige dürftige Chroniken und Heiligenleben, das war die ganze litterariſche Produktion jener Epoche. Die Pippiniden verſtanden nicht einmal mehr ihren Namen zu ſchreiben, wie noch die letzten Merovingerkönige gekonnt hatten. Um ſo größere Fürſorge fand die Gelehrſamkeit um dieſelbe Zeit auf den britiſchen Inſeln, zunächſt in den iriſchen, dann auch in den engliſchen Klöſtern. Neben der kirchlichen wurde auch die klaſſiſche Litteratur, damals die einzige Quelle weltlicher gelehrter Bildung, aufs eifrigſte gepflegt. Durch die bewundernswerte Miſſionsthätigkeit der ſchottiſchen (mißbräuchlich pflegte das ganze Mittelalter die Iren als Schotten zu bezeichnen) und engliſchen Mönche wurden Süddeutſchland und ein großer Teil Mittel- und Weſtdeutſchlands erſt überhaupt dem Chriſtentum gewonnen. Sie legten den Grund zu einer großen Zahl von Biſtümern und Klöſtern, Regensburg,

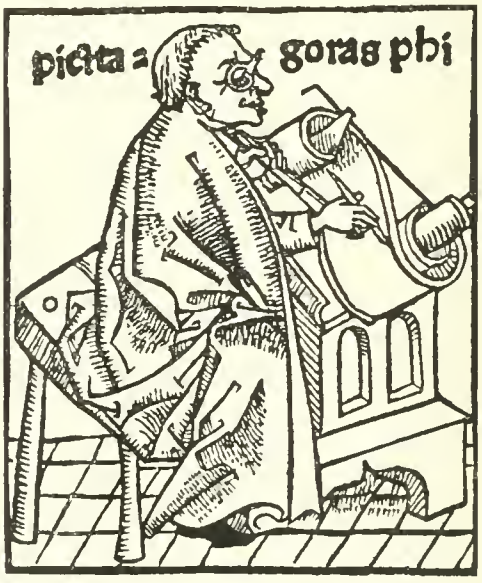


Abb. 5. Gelehrter auf einer Pergamentrolle ſchreibend. (Der Philoſoph Pythagoras.) Holzſchnitt aus: Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475.

Abb. 6. Gelehrter ſchreibt ſeine Beobachtungen nieder. (Der Aſtronom Aratus.) Holzſchnitt aus: Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475.

Freiſing, Würzburg, St. Gallen, Reichenau, Fulda u. ſ. w.

Kamen nun ſchon hierdurch wiſſenſchaftliche Beſtrebungen von den britiſchen Inſeln auch nach Deutſchland, ſo war es doch viel wichtiger, daß Karl der Große in klarer Erkenntnis deſſen, was ſeinem Reiche not that, die angelſächſiſche gelehrte Bildung mit bewußter Abſicht aufs Feſtland verpflanzte. Sie rief hier eine vollſtändige Erneuerung der gänzlich verkommenen litterariſchen Kultur hervor. Der vornehmſte Träger dieſer Bewegung, die man mit Recht als eine Renaiſſance bezeichnet hat, war der Angelſachſe Alcuin, der Leiter, wenn nicht Begründer der Hofſchule am Hofe Karls des Großen, ſpäter der Kloſterſchule St. Martin in Tours. Doch haben auch italieniſche Einflüſſe (der Grammatiker Peter von Piſa, Paulus Diaconus, der Geſchichtſchreiber der Langobarden) ſtark mitgeſpielt. Seitdem iſt die gelehrte Bildung, mag ſie in ihren Formen noch ſo gewechſelt haben, nie mehr aus dem Abendlande verſchwunden. Sie hat ſich ſeitdem immer auf einer, ich möchte ſagen anſtändigen Stufe zu halten gewußt.

Im Anſchluß an die zuerſt durch Alcuin geleitete Hofſchule bildete ſich am Hofe Karls des Großen eine förmliche Akademie heraus, die durch des Kaiſers lebhaften Geiſt, ſein eifriges Intereſſe für wiſſenſchaftliche Fragen, ſeine Freude an poetiſchen Verſuchen immer neue anregende Beſchäftigung fand. Die ausgezeichnetſten Männer jener Tage waren in ihr vereinigt. Sie verſammelten ſich zu regelmäßigen Sitzungen, in denen man ſich mit antiken oder aus der heil. Schrift entnommenen Namen benannte. So hieß Karl ſelbſt David, Alcuin Flaccus (Horaz), Angilbert Homer, Einhard, der Architekt und Biograph des Kaiſers, Beſeleel, nach dem Erbauer der Stiftshütte. Vermutlich ſollte dadurch der Zwang der höfiſchen Sitte gemildert, der Ton der geſelligen Unterhaltung ein freierer werden. Kaiſer, Könige und Fürſten in Deutſchland haben ſich auch ſpäter wohl mit gelehrten Männern, mit Dichtern und Künſtlern umgeben. Man denke an die Ottonen, an Maximilian I., an Friedrich den Großen, an Karl Auguſt. Einen derartig engen Bund zwiſchen Macht und Geiſt, wie er in dieſer gelehrt-poetiſchen Geſellſchaft am Hofe des gewaltigſten Monarchen aller Zeiten und Völker zum Ausdruck kam, hat es nie auch nur annähernd wieder gegeben. Er war auch einzig auf die Perſönlichkeit des großen

Abb. 7. Gelehrter kopiert aus einem Buch auf eine Pergamentrolle. (Der Philoſoph Philo.) Holzſchnitt aus Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475

Abb. 8. u. 9. Mönche beim Unterricht. Holzſchnitte aus: Rudimentum Noviciorum. Lübeck, L. Brandis, 1475.

Karl geſtellt, mit ſeinem Tode ging er faſt ſpurlos auseinander.

Mit der Hofſchule oder der Akademie allein war es Karl nicht gethan. Sein Streben ging auf eine allgemeine, gediegene gelehrte Bildung des Klerus, ja noch mehr auf eine allgemeine Volksbildung. So entſtanden an vielen Orten Schulen, an den Biſchofsſitzen, an bedeutenderen Pfarrkirchen, namentlich in den Klöſtern. Die ſchon vorhandenen gelangten erſt jetzt zur Blüte.

Die Regel, nach welcher die deutſchen Klöſter zu Karls des Großen Zeit lebten, war faſt durchweg die Benediktinerregel, auch in den urſprünglich iriſchen Gründungen. Eine beſondere Vorſchrift, durch die etwa die Mönche angehalten worden wären, Schulen zu errichten, enthielt dieſelbe nicht. Doch da ſie außer mit Gebet und frommen Übungen auch mit Handarbeit und asketiſcher Lektüre ihre Tage füllen ſollten, ſo mußte ein jeder Mönch wenigſtens leſen können. Wer es nicht konnte, mußte es eben lernen. Es war alſo das religiös-praktiſche Bedürfnis, das die Pflege des Unterrichts zur natürlichen Folge hatte, und Karl verſtand es, dieſen Umſtand aufs nützlichſte im Dienſte der Allgemeinheit zu verwerten.

Ebenſowenig wie das Halten von Schulen hatte der h. Benedikt ein wiſſenſchaftliches Arbeiten den Mönchen zur Pflicht gemacht. Allein auch dieſes machte ſich ganz von ſelbſt. Die asketiſche Lektüre erheiſchte Bücher, und wer war wohl mehr dazu berufen, dieſe — durch Abſchreiben — herzuſtellen, als die frommen Brüder ſelber, zu deren Obliegenheiten ohnehin, wie eben gemeldet, die fleißige Arbeit der Hände gehören ſollte. Das Beiſpiel, die Ratſchläge des h. Hieronymus und anderer Kirchenväter wirkten mit; das größte Verdienſt aber gebührt hier dem einſichtigen Kaſſiodorus († 562), dem ehemaligen Miniſter Theodorichs des Großen. Wie er ſelbſt den Abend ſeines Lebens in dem von ihm gegründeten Kloſter Vivareſe bei Squillace in ſtiller, aber mit ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit ausgefüllter Zurückgezogenheit verbrachte, ſo legte er auch ſeinen Mönchen das fleißige Abſchreiben zunächſt chriſtlicher, dann aber auch heidniſcher Bücher, weil dieſe zum Verſtändnis jener vonnöten wären, als eine Gott wohlgefällige Arbeit auf. Andere Klöſter folgten, und ſo ging das Abſchreiben alter Codices allmählich in die Praxis des Benediktinerordens über, der ſich, indem er die koſtbaren Schätze des klaſſiſchen Altertums vor dem Untergang rettete, die Nachwelt zu ewigem Dank verpflichtete. Unabhängig davon wurde in den iriſchen Klöſtern die Thätigkeit des Abſchreibens chriſtlicher und altklaſſiſcher Litteratur in ſtaunenswertem Maße geübt. Von Irland und vom Benediktinerorden aus — von letzterem allerdings auf dem Umwege über England — ſind auch die deutſchen Klöſter auf die eben beſprochene ſegensreiche Bahn gelenkt worden.

Abb. 10. Bücherſchreibender Gelehrter. Holzſchnitt aus der Koberger'ſchen Bibel. Lyon 1520.

Wer abſchrieb oder doch der, dem die Abſchrift zu beaufſichtigen oblag, mußte auch den Sinn ſeiner Vorlage verſtehen. Er mußte zum mindeſten Lateiniſch können, während allerdings die Kenntnis des Griechiſchen im Abendlande mehr und mehr verſiegte. So hatte die rein praktiſche Thätig-

keit des Abſchreibens nicht minder wie die in der Mönchsregel geforderte Beſchäftigung mit den heiligen Schriften ein gelehrtes Verſtändnis im Gefolge und ſicherte den Betrieb wiſſenſchaftlicher Studien in den Klöſtern, deren mit der Zeit ſich anhäufende unermeßlich wertvolle Bibliotheken dem ſuchenden Geiſte immer neue und reiche Nahrung boten. Es kam alſo, daß der Mönch ein Gelehrter wurde und lange Zeit der Gelehrte faſt ausſchließlich ein Mönch war.

Geſellſchaftlich rekrutierten ſich Mönche wie Weltgeiſtliche aus allen Ständen, hohen und niederen. Aus vornehmeren Kreiſen pflegte ein Zuwachs zum geiſtlichen Stande gewöhnlich nur dadurch ſtattzufinden, daß man die Kinder ſchon in früheſter Jugend dazu beſtimmte. Da dieſen aber in erſter Linie die hohen geiſtlichen Ämter eines Biſchofs, Abtes u. ſ. w. zugänglich waren, war das nichts ſeltenes, und die Zahl der oblati, der von Kind auf dem mönchiſchen Leben geweihten, war das ganze Mittelalter hindurch eine ſehr große.

Im allgemeinen aber galten Prieſtertum und Möncherei, alſo auch die Gelehrſamkeit, mag man ihnen an äußeren Ehren noch ſo viel eingeräumt haben, dem kriegeriſchen Geiſte unſerer Vorfahren doch immer als eine untergeordnete Wirkſamkeit gegenüber dem wahren, vornehmen Beruf der heldiſchen Entwickelung aller adeligen Kräfte. Daran haben auch die Kreuzzüge, die höchſte Blüte des chriſtlichen Rittertums, nichts geändert, im Gegenteil. Es blieb nach wie vor die Geſinnung herrſchend, die noch Wilibald Pirckheimer in ſeiner Autobiographie uns widerſpiegelt, da er berichtet, welchen Schrecken er empfunden, als ihn ſein Vater in ſeinem 20. Jahre zum Studium beſtimmt habe. Denn bei den Deutſchen gereiche es dem rittermäßigen Manne zu keiner kleinen Schande, gelehrt zu ſein. Jedermann weiß, daß dieſe Geſinnung auch heute noch nicht ganz verſchwunden iſt.

Eine Zeitlang freilich, unter Karl dem Großen, ſchien es, als ob die litterariſche Bildung Eigentum auch der Laienwelt, zumal der höheren Stände werden würde. So bedeutende Schriftſteller, wie Einhard und Angilbert, waren Laien, die ſich erſt in höherem Alter dem geiſtlichen Stande zuwandten. Mit dem Aufhören des glänzenden Beiſpiels aber, das der große Kaiſer ſelbſt mit unermüdlichem Eifer gegeben, erloſch die Teilnahme der Weltlichen am gelehrten Leben mehr und mehr, um ſich während des ganzen Mittelalters in Deutſchland wenigſtens nie wieder zu einiger Bedeutung zu erheben. Zwar Ludwig der Fromme ſelbſt verſtand noch Griechiſch und ſprach das Lateiniſche wie ſeine Mutterſprache. Nicht minder haben ſeine Söhne und auch die nachfolgenden Karolinger eine gelehrte Bildung erhalten. Der Sohn Angilberts und der Bertha, einer Tochter Karls des Großen, Nithard bietet uns das Bild eines tapfern Streiters, der das Schwert mit der Feder vertauſchen konnte und die kriegeriſchen Ereigniſſe, denen er ſelbſt mithandelnd und kämpfend beigewohnt, anſchaulich, wenn auch in etwas rauher — natürlich lateiniſcher — Sprache zu ſchildern verſtand. Er war aber auch auf viele Jahrhunderte hinaus der einzige Laie, der es nicht verſchmähte, zum Geſchichtsſchreiber zu werden. Konnten doch, während der höchſten Blüte des Rittertums, zu den Zeiten des Minnegeſangs ein Wolfram von Eſchenbach, ein Ulrich von Lichtenſtein nach der gewöhnlichen Auffaſſung nicht einmal leſen.

Abb. 11. Mönch mit Schreibrohr und Federmeſſer. Holzſchnitt: Plinius, epistolae. Venedig, J. Rubens, 1519.

Swaz an den buochen ſtet geſchriben,
Des bin ich künſtelos beliben,

ſingt der erſtgenannte. Ein Name wie dieſer genügt, uns der Pflicht der Dankbarkeit gegen den

Abb. 12. Der h. Hieronymus schreibt in seiner Zelle. Holzschnitt aus der Bibel hrsg. von Nicolaus de Lyra. Lyon, J. Marechal, 1528.

damaligen Ritterstand zu erinnern, der, selbst ohne gelehrte Schulung, uns Nachkommen dennoch einen unerschöpflichen Born der Bildung und des geistigen Genusses zu hinterlassen wußte. Einsichtige Zeitgenossen jedoch, Geistliche wie Ritter, haben diesen Zustand wiederholt und aufrichtig beklagt. Freilich haben viele Kleriker ihren Vorteil dabei gefunden.

Eine weit bessere Bildung als den Männern pflegte aber in Deutschland den Frauen zuteil zu werden. Auch ein paar gelehrte Frauen, die Nonne Hrotsuit (Roswitha), die als Wahrsagerin berühmte h. Hildegard († 1179) mit ihren medizinischen und naturwissenschaftlichen Schriften, endlich die Äbtissin des schöngelegenen Klosters Odilienberg in den Vogesen, Herrad von Landsberg († 1197), der wir eine Art mittelalterliches Konversationslexikon, den sog. Hortus deliciarum, zu deutsch „Lustgarten", verdanken, dürfen hier nicht übergangen werden. Im allgemeinen aber blieb die Gelehrsamkeit immer ein Vorrecht der Männer, im Mittelalter aber eben nicht der Laien, sondern des Klerus.

Natürlich war die Zahl der Gelehrten unter der Welt- und Klostergeistlichkeit jederzeit verhältnismäßig nur eine sehr geringe. Die Führung hatten immer die Mönche, in älterer Zeit allein die Benediktiner, neben denen die später gegründeten Orden der Cistercienser, Prämonstratenser, Karthäuser u. s. w. nur wenig in Betracht kommen. Die Bettelmönche gehören bereits einer späteren Periode der Gelehrsamkeit an. Die eigentliche Blütezeit der Pflege gelehrter Studien ausschließlich oder doch der Hauptsache nach durch die Mönche fällt in die Zeit vom Anfang des 9. bis etwa zum Schluß des 12. Jahrhunderts. Doch sind eigentlich nur die beiden ersten Jahrhunderte, allenfalls noch ein Teil des elften als eigentlich charakteristisch für diese ältere stille Zeit des gelehrten Mönchtums in Anspruch zu nehmen. Durch die Reformbestrebungen der Cluniacenser, durch den erschütternden Kampf zwischen Papst und Kaiser, durch Kreuzzüge und Ketzerkriege wurden auch die Klöster dermaßen aufgerüttelt und mit streitbaren Elementen durchsetzt, daß der sozusagen gemütliche Typus des abseits vom Weltgetriebe fleißig mit der Feder arbeitenden Mönches, wenn auch keineswegs verloren ging, so doch bedeutend in den Hintergrund trat.

Dieser alte, echte Typus des gelehrt thätigen Mönches gestaltete sich wesentlich mit und aus der karolingischen Klosterschule heraus, für die Fulda unstreitig das glänzendste Beispiel darstellt. Schon unter den ersten Äbten des 744 von Bonifatius gegründeten Klosters waren Unterrichtspflege und wissenschaftliche Arbeiten hier heimisch. Abt Baugulf schrieb mit eigener Hand für die Klosterbibliothek die Bucolica des Virgil ab — der Codex ist noch heute erhalten. Begabte Jünglinge, ein Einhard, ein Rabanus u. a. gingen auf Empfehlungen der Äbte an die Hofschule und zu Alcuin und zeigen uns bereits jene leichte Freizügigkeit, die das ganze Mittelalter hindurch in gelehrten Kreisen Sitte blieb. Weithin aber, durch ganz Ost- und Westfrancien erscholl der Ruf der Fuldaer Klosterschule, als der eben genannte Rabanus Maurus, zuletzt selber Abt (822—842), ihre Leitung innehatte. Man hat diesen Mann den ersten „Praeceptor Germaniae" genannt. Aber auch der Ehrentitel des ersten deutschen Gelehrten oder des ersten gelehrten Theologen in unserm Vaterlande ist ihm zu teil geworden. Ebert rühmt an ihm die „wissenschaftliche Universalität, die den deutschen Genius auszeichne, desgleichen die große receptive Anlage desselben und den ausdauernden Fleiß des deutschen Gelehrten, zwei Eigenschaften, die jene Univer-

salität ja zur Voraussetzung habe." Nur überwog eben bei Raban wie überhaupt in der ganzen gelehrten Thätigkeit jener Zeit durchaus das receptive und schulmäßige Element. Seine Werke, die in der ersten nicht einmal vollständigen Ausgabe sechs Foliobände füllen, verfolgen fast ausnahmslos einen pädagogischen Zweck.

Übrigens dürfen wir nie vergessen, daß es auch unter den Weltgeistlichen, namentlich in den höheren Stellungen, damals viele gelehrte und gebildete Männer gegeben hat. Der Bruder Ottos des Großen, der ausgezeichnete Erzbischof Bruno von Köln († 965) überragte vielleicht alle seine Zeitgenossen durch regen Eifer für die Wissenschaft, Burchard, Bischof von Worms (1000—1025), wird als der gelehrteste Kanonist seiner Zeit gerühmt, Bischof Benno von Osnabrück (1067—1088) war vorher einer der gefeiertsten Lehrer — an verschiedenen Domschulen — gewesen. Litterarisch schaffend sind freilich nur wenige aus dem weltlichen Klerus aufgetreten, immerhin müssen wir auch hier eines Wipo, Kaplans und Biographen Kaiser Konrads I., eines Adam von Bremen, Domherrn daselbst, ehrend gedenken. Im allgemeinen aber bleibt der Satz zu Recht bestehen, daß der gelehrte Mönch den Typus des deutschen Gelehrten von dazumal weitaus am reinsten darstellt.

Die uralte Vergangenheit eines frühmittelalterlichen mönchischen Gelehrtendaseins hat einen eigenartig anheimelnden Reiz für uns. Wir denken uns zurück in eine Winternacht etwa des Jahres 900. Eines jener Klöster, die man mit Recht als die Vorposten der christlichen Kultur und Gesittung in Deutschland bezeichnet hat, liegt mitten in der Wildnis auf einer Waldrodung, die die fleißigen Hände der Benediktiner in fruchtbares Ackerland verwandelt haben. Weiter draußen lebt ein rauhes, fast feindlich gesinntes Volk, vielfach noch am Heidentume hängend oder wenigstens an heidnischen Gebräuchen. Tiefer Schnee deckt Wald und Feld, Nacht und Kälte lagern um die Klostermauern, die Wölfe heulen. Aber in einer gewärmten Klosterzelle ist noch Leben. Beim Scheine einer Wachskerze sitzt dort über sein Schreibpult gebeugt der fleißige Mönch und malt mehr, als er schreibt, mit dem Rohr oder der Gänsefeder sorgfältig zierliche Buchstaben aufs Pergament, nach einer Vorlage, die er sich aus der reicheren Bibliothek eines benachbarten Klosters entliehen. Es ist ein Ovidius, den er vor sich hat, wie erfreuen ihn die farbenprächtigen Bilder einer erdichteten Welt, wie labt er — nicht ohne fromme Bedenken — seine Seele an den glücklich geretteten Schätzen des sonnigen Südens!

Dies freundliche Bild erlitt aber oft heftige Störungen. Welch entsetzliches Erwachen, wenn der gelehrte fromme Bruder des Morgens seine Augen aufhob und das umliegende Feld von Scharen seltsam häßlicher, mißtönend sprechender Reiter bedeckt sah, mit glatt rasierten Schädeln, statt der Kleider mit Fellen bedeckt, wie Söhne des Belials, die die Hölle ausgespieen. Es sind Ungarn, abstoßende Gesellen. Wie viele Klöster gingen durch sie in Flammen auf, wie viele Früchte fleißiger Arbeit in den aufgehäuften Bücherschätzen, wie viele Menschenleben wurden von ihnen vernichtet. Der gelehrte St. Galler Mönch konnte noch froh sein, der vor ihrem drohenden Überfall tief in die Einsamkeit der Berge, zu rauschenden Wildbächen sich flüchtete, hier helfen mußte, mit Spaten und Beil eine Verschanzung zu zimmern, und dort bleiben konnte, bis die wilden Rotten sich verzogen. Nicht minder schrecklich als die Ungarn hausten die Normannen. Und auch innere Unruhen, der Kampf der Gegenkönige brachten häufig genug Brand und Verwüstung über die Besitzungen der Klöster und

Abb. 13. Unterricht. (St. Paulus erklärt seine Briefe.) Holzschnitt aus: Erasmus, Paraphrases, deutsch von Leonhard Jud. Zürich, Froschauer, 1522.

Abb. 14. Auf einem Pult ſchreibender Gelehrter. (St. Markus.) Holzſchnitt von H. Schäufelein aus: Luther, Newes Teſtament. Augsburg, H. Schönſperger, 1523. P. 151.

warfen auch nicht ſelten in die Kloſtergebäude ſelbſt die Feuerfackel.

Indes es kamen auch fröhlichere und doch bewegte Tage. Allerlei fremde Reiſende, Pilger, die nach dem Süden zogen oder von dort zurückkehrten, fanden gaſtfreie Aufnahme und brachten mannigfaltige Anregungen in die Stille des Kloſters. Biſchöfe, Fürſten ließen ſich ſehen, nicht immer mit Freude begrüßt. Ein ſeltenes Feſt blieb aber immer ein Kaiſerbeſuch, und wenn nun gar, wie 972 in St. Gallen, zwei Kaiſer, Otto I. und Otto II., auf einmal einkehrten, ſo war dies wohl wert, in den Annalen des Kloſters verewigt zu werden. Da hören wir, wie ſich der alte Kaiſer nach dem greiſen Notker, genannt Pfefferkorn, erkundigte, der als Arzt einen großen Ruf hatte. Jetzt war er blind geworden vor Alter. Da gab Kaiſer Otto dem eigenen Sohne den Befehl, den gelehrten Mönch zu ihm zu führen. Das that der junge Kaiſer und führte ihn an der Hand zum Vater hin, und beide Kaiſer küßten den alten Mann und ſprachen zu ihm liebreiche Worte. Der aber rief: „O ich glücklichſter aller Blinden, dem heute ſo hohe Führer beſcheert ſind, wie ſie keiner jemals verdient hat.“ Leider knüpfte ſich an jenen Kaiſerbeſuch für die frommen Väter die unangenehme Erinnerung, daß Kaiſer Otto der Sohn eine Anzahl Bücher aus der Bibliothek mit ſich nahm, von denen er erſt ſpäter einige wieder zurückgab.

Wie in keinem gut eingerichteten Kloſter eine Bibliothek (armarium), ſo pflegte darin auch eine Schreibſtube (scriptorium) nicht zu fehlen, in der die mönchiſchen Schreiber gewöhnlich arbeiteten. Man benützte dazu gern ſchwächliche Leute. Wohl das rührendſte Bild eines mönchiſchen Gelehrten ſtellt uns jener Herimannus Contractus, Hermann der Lahme († 1054), im Kloſter Reichenau vor Augen. Von frühe an gichtbrüchig, zuſammengekrümmt, brachte er ſein Leben mehr liegend als ſitzend in einem Tragſtuhle zu, in dem er ſich ohne Beihilfe nicht einmal auf die andere Seite wenden konnte. Selbſt ſeine Stimme war nur mit Mühe verſtändlich. Aber ſein Geiſt war rege wie ſelten

Abb. 15. Gelehrter an einem Tiſch. (St. Lucas.) Holzſchnitt von Hans Broſamer 1549. B. 8.

einer; hiſtoriſche, mathematiſche und aſtronomiſche Kenntniſſe beſaß er in einem für die damalige Zeit hervorragenden Maße. Nicht minder glänzte er als Muſiker und Dichter. Seine Gelehrſamkeit und ſein liebevolles, trotz ſeinem Leiden ſtets heiteres Weſen bewirkten, daß von allen Seiten zahlreiche Schüler zu ihm ſtrömten, die ihm bis an ſein Lebensende eine faſt kindliche Verehrung bewieſen.

Sonſt war der gelehrte Mönch keineswegs durchaus oder auch nur vorwiegend in die Enge des Kloſters eingeſperrt. Geiſtig hervorragende Leute ließ man nicht gerne ungenützt. Häufig kamen ſie an den Hof des Kaiſers, um von dieſem ſpäter eine Pfründe, ein Bistum verliehen zu erhalten, eine Stellung, die ihnen weiter Gelegenheit gab, viel am Hofe zu verkehren und ſich über die wichtigſten Vorfälle der Reichsgeſchichte zu unterrichten. Der Geſchichtsſchreibung, die faſt ganz von Mönchen betrieben wurde, konnte dies nur dienlich ſein. Andere wieder ſchlugen den umgekehrten Weg ein. Nachdem ſie vorher lange Zeit als Weltgeiſtliche im öffentlichen Leben geſtanden, zogen ſie ſich, oft ſchon in mittleren Jahren, meiſt aber erſt in höherem Lebensalter in ein Kloſter zurück, um hier ein beſchauliches, der Andacht und den Studien gewidmetes Leben zu führen. Bei anderen wieder gewahrt man einen auffallenden Wechſel, ein Schwanken zwiſchen Abgeſchiedenheit und tumultuöſem politiſchen Treiben. So bei Rabanus Maurus, der nach faſt zwanzigjähriger Amtsführung ſeine Würde als Abt von Fulda freiwillig niederlegte und in einer von ihm ſelbſt gegründeten Niederlaſſung auf dem ſchöngelegenen Petersberge Einſamkeit und Muße für ſchriftſtelleriſche Arbeiten ſuchte. Nur ungern entſagte er fünf Jahre ſpäter der ihm liebgewordenen gelehrten Beſchäftigung, um nun ſchon im vorgerückten Alter die auf ihn gefallene Wahl als Erzbiſchof von Mainz anzunehmen. Es gab aber auch kurioſe Käuze, die ſich, was namentlich bei den Schottenmönchen

Abb. 16. Leſender Mönch. (St. Franziskus.) (Von den beiden hornförmigen Tintenfäſſern, die an der Tiſchplatte angebracht ſind, dient das eine für rote, das andere für ſchwarze Tinte.) Titelblatt zum Pelbartus. Augsburg, Joh. Othmar, 1502.

häufig vorkam, in einer Zelle ihres Klosters einmauern ließen und in dieser seltsamen Lage eine nicht unbeträchtliche wissenschaftliche Thätigkeit entfalteten.

Solch eine freiwillig gewählte Gefangenschaft dürfte heute als nicht besonders förderlich für einen Geschichtsschreiber gelten. Und doch hat einer dieser Eingemauerten, Marianus Scotus († etwa 1083) mit seinem bis auf die eigene Zeit fortgesetzten Chronicon einen bedeutenden Ruf erlangt. Es waren allerdings hauptsächlich die chronologischen Vorzüge, die an diesem Werke bewundert wurden. Für solche, man darf fast sagen, für alle gelehrten Arbeiten waren die Klöster der einzig mögliche Ort. Denn nur hier gab es die nötigen litterarischen Hilfsmittel in den Bibliotheken. Nur ein Mönch konnte damals zu dem Spitznamen des Bücherfasses (vas librorum) kommen, wie im Anfange des 11. Jahrhunderts wegen seiner Gelehrsamkeit der Propst Adalbert von Benediktbeuern.

Wer aber nicht gerade in die Vergangenheit zurückging, etwa um — das gewöhnliche Resultat — die ganze Weltgeschichte in einem neuen Kompendium zusammenzufassen, für den hatte die Geschichtsschreibung etwas stark Praktisches, aus dem Leben genommenes. Es wurden damals nicht so viele Bücher gewälzt wie heutzutage, man verließ sich auf seine eigenen Beobachtungen, auf die Berichte von Augenzeugen u. s. w. Immerhin macht man sich schwer einen Begriff davon, was es in damaliger Zeit bedeutete, aus der Enge eines Klosters heraus Geschichte zu schreiben.

Trotzdem oder gerade deshalb bildet die Geschichtsschreibung einen Ehrentitel in der litterarischen Thätigkeit des mittelalterlichen Gelehrten. Freilich nahm man es dabei mit der Wahrheit nicht immer allzugenau. Nicht nur daß der geschichtschreibende Mönch die Thatsachen von seinem Parteistandpunkte aus verdrehte und entstellte, daß er verschwieg, was zu berühren unangenehm war: auch offenbare Fälschungen selbst von Urkunden waren durchaus nichts seltenes, um wirkliche oder vermeintliche Rechte damit zu stützen. Und es waren nicht die unbedeutendsten und sicher nicht die ungelehrtesten Leute, die sich zu derlei Fälschungen hergaben.

Man dachte in diesen Dingen überhaupt naiver. Das wissenschaftliche Ehrgefühl war noch gänzlich unentwickelt. Daher auch die so häufigen Betrügereien bei Bibliotheken, die es gefährlich machten, ein Buch zu verleihen. Als die St. Galler Mönche vor den Ungarn flüchten mußten, schafften sie ihre Bücher nach Reichenau. Als sie sie wieder zurückerhielten, stimmte zwar die Zahl, aber es waren nicht ganz dieselben. Daher auch die für unsern heutigen Standpunkt so befremdlichen massenhaften Plagiate an Wörtern, Redewendungen und ganzen langen Sätzen, von denen namentlich die Bibel und die antiken Schriftsteller betroffen wurden. Einer der tüchtigsten Historiker des deutschen Mittelalters, Ragewin, übernahm für seine Schilderung der Thaten Barbarossas ganze Seiten aus dem Josephus.

Die Wirkung der Prosa sollte vielfach erhöht werden durch einen reimartig auslautenden Schluß der Satzteile oder sogar durch häufige Einmischung von Versen. Letzteres ist für jene Zeit charakteristisch. Der gelehrte Mönch war meist ein Poet; der Poet, natürlich nur der Kunstpoet in lateinischer Sprache, fast nur ein gelehrter Geistlicher. Das hatte er auf der Klosterschule gelernt, daß ihm die Verse ebenso leicht aus der Feder flossen wie die Prosa. Es war Geschmackssache, nicht sowohl Sache des Könnens, wenn ein Mönch für irgend einen didaktischen Zweck, z. B. ein Geschichtswerk die poetische Darstellung anstatt der Prosa wählte.

Wirkliche Dichter finden sich natürlich nicht allzuhäufig, aber nicht so wenig, wie man dieser Schulpoesie wohl zutrauen möchte. Ich nenne Walahfrid Strabo, zuletzt Abt von Reichenau († 849), deswegen, weil sich in seinen Dichtungen bereits ein feiner Sinn für Naturschönheit kund thut. Sein Hortulus, eine Beschreibung seines Klostergärtchens in 444 Hexametern, verrät auch schon jene Liebe zu den Blumen und zur Blumenzucht, der wir gar nicht selten als einer liebenswerten Eigenschaft des deutschen Gelehrten begegnen.

Kümmerlicher war das Vaterlandsgefühl ausgebildet. Es findet sich zwar, z. B. bei Raban und Otfried, als nationales Selbstbewußtsein, trat aber stark zurück hinter dem Gefühl der kirchlichen

Gemeinschaft, bei einem Geistlichen ja erklärlich. Immer aber blieb, wenigstens in der früheren Zeit des Mittelalters bis ins 12. und 13. Jahrhundert hinein, das Interesse an den Dichtern und Schriftstellern des Altertums ein außerordentlich reges. Denn das war nun einmal der unerschütterliche Glaube jener Zeiten, daß das in der Vergangenheit Geleistete völlig unerreicht über der Gegenwart stehe (Hauck). Die Alten waren die ewiggültigen Muster eines schönen und korrekten Stils, aus ihnen lernte man die Grammatik und Orthographie, Rhetorik und Dialektik, Metrik und Poetik, Geschichte und die Königin der Wissenschaften, die Philosophie. Aber auch naturwissenschaftliche und spezifisch fachmännische Kenntnisse in der Geometrie und Arithmetik, in der Astronomie und Musik, im Landbau, in der Kriegskunst u. s. w., gewann man aus ihnen. Das Lehrsystem der sieben freien Künste — wir haben noch davon zu sprechen — war ein allerdings recht dürftiger Niederschlag der antiken Bildung.

Abb. 17. Karthäusermönch. Holzschnitt aus: Conrad Botho, Cronecken der Sassen. Mainz, Schöffer, 1492.

Die litterarische Hauptbeschäftigung der Mönche und Weltgeistlichen aber war natürlich die mit den heiligen Schriften. Sie schrieb man immer wieder von neuem ab, sie kommentierte und excerpierte man, sie übersetzte man, wenn auch wohl seltener, ins Deutsche. Manche Werke der Kirchenväter, christliche Hymnen und Kultusgesänge, zahlreiche Schriften erbaulichen Charakters standen fast in demselben Range. Zu letzteren haben wir auch die massenhafte Litteratur der Heiligenleben zu rechnen, die durch ihre Übertreibungen in der Erzählung von Wundergeschichten — oft von eben erst gestorbenen Heiligen — recht deutlich zeigen, wie selbst die gelehrtesten Köpfe der damaligen Welt von dem Hange zum Wunderbaren erfüllt waren. Kein Wunder, daß sie sich auch von gewissenlosen Händlern betrügen ließen und kritiklos falsche Gebeine für echte annahmen und als kostbare Reliquien verehrten. —

Die gelehrte Thätigkeit der Mönche war von zwei Hauptgefahren bedroht, die, obgleich völlig entgegengesetzter Art, in ihrer Wirkung doch leicht auf dasselbe hinauskamen. Wir meinen die Gefahr der Verweltlichung und die allzu übertriebene Anspannung der Askese. Ersteres liegt auf der Hand. Namentlich zunehmender Reichtum war eine gefährliche Klippe, an der auf die Dauer wohl sämtliche alten Benediktinerstifter, aber auch die mancher später gegründeten Orden Schiffbruch erlitten haben. Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen uns dieselben den Genüssen dieser Welt meist nur zu sehr ergeben. Aber auch die Weltentsagung, in ihrer strengsten Form durchgeführt, mußte in solchen Klöstern, in denen sie bleibend Fuß faßte, alle höhere geistige Kultur vernichten.

Im 10. Jahrhundert ging von den französischen Grenzlanden aus, insbesondere von dem burgundischen Kloster Cluny, eine neue mächtige Bewegung zu Gunsten einer verschärften Kloster- und Kirchenzucht durch das Abendland. In Deutschland fand diese Richtung nur sehr allmählich Eingang. Die deutschen Benediktiner wollten sich die Freude am Kulturleben nicht rauben lassen. Die alten Klassiker wurden mit innerer Teilnahme gelesen und abgeschrieben, das Schulwesen fand eifrige Pflege, die Askese wurde zwar geschätzt, aber nur mit Maß gefordert. Es

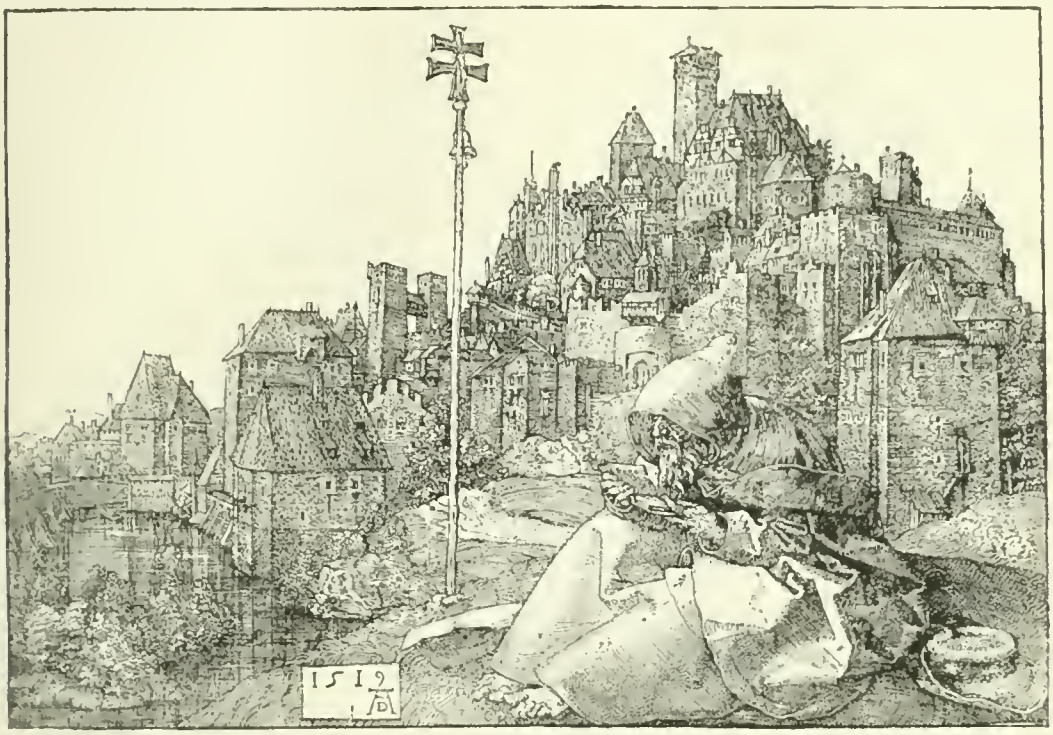


Abb. 18. Leſender Eremit. (St. Antonius.) Kpfr. von A. Dürer 1512. Berlin, Kupferſtichkabinet. B. 58.

durfte auch wohl einmal ein kleiner Schabernack das einförmige Kloſterleben unterbrechen und bei vollem Glaſe heitere Laune zum Ausbruch kommen. Wichtiger war es, daß dem Einzelnen trotz der ſtrengen Beobachtung der Regel eine gewiſſe Freiheit individueller Entwicklung nicht unmöglich blieb. Das war es aber gerade, was die Cluniacenſer zu unterdrücken ſtrebten. Eine gleichmäßig disziplinierte, bußfertige Schar ſollte die Klöſter füllen. Jederzeit ſollte der Mönch das bittere Leiden Chriſti vor Augen haben, ſein eigenes Fleiſch abtöten und kaſteien. Die alten Mönche empfanden das als Scheinheiligkeit, der nationale Gegenſatz zwiſchen Deutſchen und Franzoſen wirkte mit, und ſo kam es in vielen Klöſtern zu einem heftigen Zuſammenſtoß der beiden Parteien. Wunderbar genug wurde gerade von den Kaiſern, denen der Geiſt des Cluniacenſertums in der Folge am bedrohlichſten werden ſollte, die neue Richtung nach Kräften gefördert. So ſchickte Konrad II. den ſtreng asketiſch geſinnten Norpert als Abt in das noch ganz nach der alten gemütlichen karolingiſchen Tradition lebende Kloſter St. Gallen. Wie man ſich da mit einander abfand, dafür hat der Geſchichtsſchreiber des Kloſters, Ekkehard IV., ein charakteriſtiſches Wort gefunden, indem er von ſich und ſeinen Mitbrüdern ſchrieb: Wir leben unter ihm (nämlich Norpert) nicht ſo, wie er oder wie wir wollen, ſondern wie wir können. Anderswo, z. B. in Reichenau, ſuchten ſich die Mönche vor den gottſeligen Eiferern durch die Flucht zu retten.

Glücklicherweiſe gelangte der Zelotismus der übertriebenſten Anhänger des neuen asketiſchen Geiſtes nicht zum Siege. Es iſt wahr, der Abt Majolus von Cluny wandte ſich in höherem Alter mit Abſcheu von dem „Wahnwitz und den thörichten Dogmen der Philoſophen"; in der Zeichenſprache der Cluniacenſer kratzte man ſich wie ein Hund hinter den Ohren, wenn man einen Heiden, d. h. einen Klaſſiker, meinte — denn der ſei doch nicht beſſer als ein Hund —; im „Erzkloſter" Cluny ſelbſt und danach auch in dem abendländiſchen

Mutterkloster Monte Cassino wurden die Schulen geschlossen. Letzteres, wäre es allgemein nachgeahmt worden, hätte wohl die bedenklichsten Folgen haben können. Dies geschah aber nicht. Im Gegenteil, so störend die neue Richtung auf die den gelehrten Studien mit Lust ergebenen Klöster wirkte, so segensreich war sie für die in weltlicher Pracht und sittlicher Verwilderung verkommenen. Überall, wo die Askese hier ihren Einzug hielt, sehen wir nicht nur das Kloster aus seinem alten Verfall wieder zu neuem Leben und Ansehen erblühen, es wurde auch wieder für einen gründlichen Schulunterricht gesorgt, und die Folge davon war eine vermehrte gelehrte Thätigkeit der Mönche, in der auch die klassische Litteratur nicht vernachlässigt wurde.

Ein Beweis dafür, daß sich die litterarische Kultur zunächst noch wesentlich in aufsteigender Linie bewegte, ist der Umstand, daß die drei bedeutendsten Historiker der Hohenstaufenzeit, Otto von Freising, Ragewin und Otto von St. Blasien, nach dem Urteil wohl des besten Kenners dieser Dinge zugleich auch den Höhepunkt der mittelalterlichen Historiographie bezeichnen und daß der sog. Ligurinus, ein lateinisches Heldengedicht von den Thaten Kaiser Friedrichs des Rotbarts, eine Gewandtheit der poetischen Form und eine Reinheit der Sprache aufweist, die ihn in den Verdacht einer Fälschung der Humanistenzeit gebracht haben.

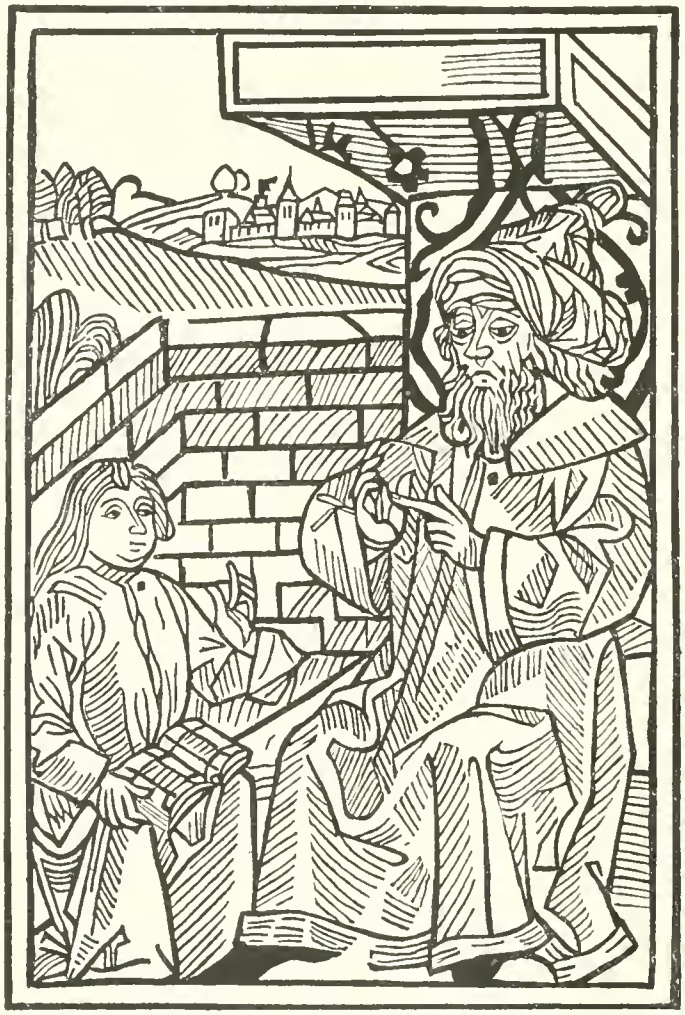


Abb. 19. Mittelalterlicher Unterricht. Holzschnitt aus: Item eyne schone leffliche lere nnde underwysinge, wo ein jewelick man syn huss regeren schol. Lübeck, M. Brandis, 15. Jahrhundert.

Die cluniacensische Reformbewegung strebte nach der Reinheit, nicht minder aber auch nach der Herrschaft der Kirche. Dadurch entfachte sie den insbesondere für unser deutsches Vaterland so unglückseligen Kampf zwischen Kaiser und Papst, durch den die schlimmsten Leidenschaften entfesselt wurden. Selbstverständlich, daß in dieser Zeit heftigster Erregung die Streitschriftenlitteratur einen ungeahnten Aufschwung nahm. Um im litterarischen Streit den Gegner zu überwinden, bedarf es nicht nur der Sprachfertigkeit und rhetorischer Überredungskunst, dazu gehört vor allem eine um Gegengründe nicht verlegene, hinreichende dialektische Gewandtheit. Ersteres zu erreichen, dafür war in den deutschen Kloster- und Domschulen gesorgt; hinsichtlich der dialektischen Schulung aber hatte Frankreich seit den Tagen der Trennung vom ostfränkischen Reiche immer einen gewissen Vorsprung gehabt, der sich im Laufe der Jahre mehr und mehr festsetzte. Eine Folge

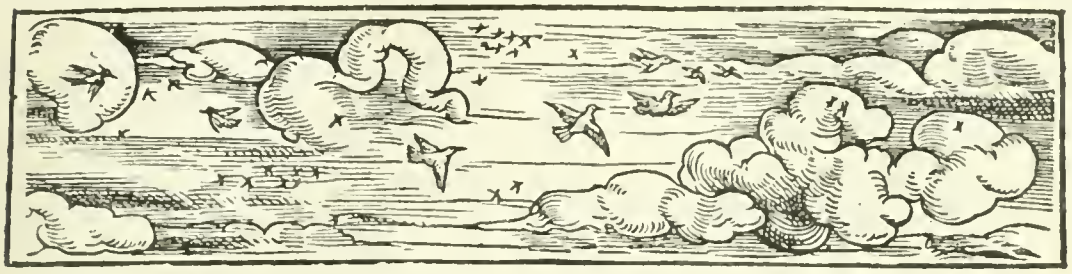


Abb. 20. Der Himmelsraum. Holzſchnitt aus: Livius, Römiſche Hiſtorien. Mainz, Schöffer, 1523.

dieſer vorwiegenden Beſchäftigung mit den Regeln und Formen des Denkens war das Erwachen einer ſelbſtändigen philoſophiſchen Betrachtungsweiſe und, da dieſe nach Lage der Dinge doch nur auf die Erkenntnis des chriſtlichen Dogmas ſich richten konnte, einer originalen theologiſchen Wiſſenſchaft, der Scholaſtik.

Damit wurde Deutſchland der empfangende Teil. Und wie die Scholaſtik zunächſt nur in Frankreich erlernt werden konnte, ſo wurde andererſeits Italien der gebende in Bezug auf das Studium des römiſchen Rechts. Dieſes wurde in den Zeiten der letzten Salier in Italien zu neuer Blüte erweckt. Die Deutſchen freilich, die ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert in großer Zahl italieniſche Rechtsſchulen aufſuchten, Bologna, Padua, Perugia u. ſ. w., waren Kleriker, und dieſe ſtudierten nicht eigentlich das römiſche, ſondern das kanoniſche Recht, deſſen Kenntnis in Italien gleichfalls gründlicher erlangt werden konnte als in Deutſchland. Indes wurde auch das weltliche Recht von den Klerikern trotz anfänglicher päpſtlicher Verbote nicht vernachläſſigt, da es ja immer eine gewiſſe Geltung in der katholiſchen Kirche des Mittelalters bewahrt hatte.

Schließlich ſei noch daran erinnert, daß auch das mediziniſche Studium in den romaniſchen Ländern, insbeſondere in den weltberühmten mediziniſchen Schulen von Salerno und Montpellier, ſchon im 12. Jahrhundert in großem Rufe ſtand und auch hierin Deutſchland von fremden Nationen lernen mußte.

Wir wiſſen bereits, daß auch die cluniacenſiſche Kloſter- und Kirchenreform von Frankreich ausging. In Frankreich nahmen auch die Kreuzzüge ihren Urſprung, in Frankreich und Italien die ketzeriſchen Sekten der Waldeſier und Albigenſer, und daß die deutſche Litteratur und Kunſt (die Gotik), die Sitten und Moden des Rittertums faſt durchweg auf franzöſiſche Vorbilder zurückgingen, iſt ja hinreichend bekannt. Die langſame Entwicklung Deutſchlands in allen dieſen Dingen — von den Gründen dafür ſprechen wir bei anderer Gelegenheit — erklärt es, daß auch in den äußeren Formen, in denen ſich fortan das gelehrte Weſen vorzugsweiſe bewegen ſollte, Italien und Frankreich durchaus beſtimmend geweſen ſind. Wir meinen die Univerſitäten, als deren älteſte die ſtädtiſchen Univerſitäten Italiens anzuſehen ſind, die ſich direkt aus den römiſchen Rechtsſchulen entwickelt haben (ſeit dem 11. Jahrhundert). Doch darf den franzöſiſchen Hochſchulen kaum ein geringeres Alter zugeſchrieben werden. Sie entſtanden aus dem Leben und Treiben verſchiedener Kreiſe von Lehrern und Schülern, zum Teil im Anſchluß an beſtehende Kirchen- und Kloſterſchulen, vorwiegend aber ohne dieſen aus einer rein privaten Lehrthätigkeit hervorragender Gelehrter. Solche Männer, die aus dem Lehren einen Lebensberuf machten, waren z. B. Berengar von Tours, Lanfrank, Wilhelm von Champeaux, Abälard, der intereſſanteſte Gelehrte des Mittelalters, u. a. Der Einfluß kirchlicher und weltlicher Behörden auf die zu einer Universitas ſich zuſammenſchließenden Studienkreiſe wurde nach und nach beſeitigt. Es bildeten ſich landsmannſchaftliche Vereinigungen von Lehrern und Studierenden, die ſog. Nationen; dieſe wählten ſich einen Rektor als Oberhaupt der geſamten Univerſität; die Lehrenden ſonderten ſich in Fakultäten, und dieſe erwarben bald das wichtige Recht, akademiſche Grade zu verleihen. Kollegien und Burſen entſtanden, in denen Lehrer und Studierende frei oder gegen Entgelt Aufnahme fanden.

Abb. 21. Gelehrte in Disputation über eine Pflanze. Holzſchnitt aus: Joh. de Cuba, Hortus sanitatis. Mainz, Jac. Meydenbach, 1491.

In Deutſchland hat es nun mehr als 150 Jahre gedauert, ſeit dem erſten Auftreten univerſitätsmäßiger Inſtitutionen in den romaniſchen Ländern, bis im Jahre 1348 in Prag die erſte deutſche Univerſität gegründet wurde. Welch langer Zeitraum, nur dem oberflächlichen Blick als eine Zeit des Verfalls erſcheinend, in der That aber ausgefüllt von einem reichen, ganze neue Entwicklungen in ſich bergenden Leben! Hat während ſo vieler Generationen des Mittelalters das gelehrte Leben in Deutſchland ganz geſchlummert? Keineswegs. Schon allein die große Zahl deutſcher Jünglinge und Männer, die über den Rhein und die Alpen den neu entſtandenen Stätten der Wiſſenſchaft zuſtrömten, deutet auf das Gegenteil. In Bologna bildete die Landsmannſchaft der Deutſchen, die natio Theutonicorum, ſchon im 13. Jahrhundert für ſich allein eine der Hauptgruppen der großen Genoſſenſchaft (universitas) der Ultramontanen, d. h. der von jenſeits der Alpen — im Sinne der Italiener — zugewanderten Scholaren. Sie erlangte im Jahre 1265 nach heftigem Streite das Recht, alle fünf Jahre den Rektor dieſer Genoſſenſchaft ernennen zu dürfen. Von 1289, aus welchem Jahre zuerſt Urkunden und Aufzeichnungen der deutſchen Nation vorliegen, bis 1350 wurden jährlich durchſchnittlich

Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hatten ſich dieſe Verhältniſſe herausgebildet. Ihr klaſſiſches Vorbild iſt Paris, und ähnlich geſtalteten ſich auch z. B. die engliſchen Univerſitäten. Natürlich haben wir hier keine Urſache, auf die fremdländiſche Entwicklung der Univerſitäten näher einzugehen.

50 Deutſche immatrikuliert. Allerdings wurden dem Einfluſſe der deutſchen Kultur entſprechend auch eine Reihe anderer Völker, Dänen, Norweger, Böhmen, Mähren, Littauer, Livländer u. ſ. w., zu den Deutſchen gerechnet. Auch in Padua nahm die deutſche Nation — zuerſt erwähnt 1228 — einen hervorragenden Platz ein.

Nicht ſo an den franzöſiſchen Univerſitäten. In Paris gehörten die deutſchen Studierenden, ſo zahlreich ſie waren, lange Zeit zu der engliſchen Nation. Erſt als die neugegründeten engliſchen Univerſitäten den Zuzug von jenſeits des Kanals erheblich herabminderten, gewannen die Deutſchen die Oberhand, ſo daß ſeit 1331 nach und nach die Bezeichnung natio Alemannorum oder Alemanniae für die engliſche Nation üblich wurde. Im Jahre 1443 gingen die Deutſchen ſogar ſoweit, alle engliſchen Abzeichen aus ihren Hörſälen zu entfernen und darin allein das Bild ihres eigenen Schutzheiligen, Karls des Großen, und den deutſchen Reichsadler gelten zu laſſen. Neben Paris wurden auch Montpellier, wo das mediziniſche, und Orleans, wo namentlich das juriſtiſche Studium blühte, fleißig von Deutſchen aufgeſucht. In letzterer Stadt beſtand gleichfalls eine beſondere deutſche Nation. Im ganzen haben in Orleans, allerdings bis tief ins 18. Jahrhundert hinein, gegen 10000 Deutſche die Rechte ſtudiert. So zahlreich nun auch unſere Landsleute den Studien an den fremden Univerſitäten nachgingen, ſo gering war verhältnismäßig die Zahl derjenigen Deutſchen, die dem dort erworbenen Bildungsſchatz mehr als nur receptiv gegenüberſtanden. Zumal die Hauptwiſſenſchaft jener Tage, die

Abb. 22. Unterricht in der Tierkunde. Holzſchnitt aus: Joh. de Cuba, Hortus sanitatis. Mainz, Jac. Meydenbach, 1491.

Abb. 23. Mittelalterliches Leben. Links zwei Gelehrte am Pult, rechts Ritterſchlag, im Hintergrund Jagd. Holzſchnitt aus dem um 1470 entſtandenen niederrheiniſchen Blockbuch „Einwirkung der Planeten". Berlin, Kupferſtichkabinet. (Unicum.)

scholastische Theologie, die in Frankreich, England und Italien so viele glänzende Vertreter fand, ist in Deutschland — während unsers Zeitraums, d. h. also seit etwa 1200 bis zur Gründung der ersten deutschen Universitäten — fast nur von einem einzigen Manne positiv gefördert worden, von Albertus Magnus. Aus dem vornehmen Geschlecht der Herren (Grafen?) von Bollstädt stammend, 1193 zu Lauingen in Schwaben geboren, studierte er in Padua, trat um das Jahr 1222 in den unlängst gegründeten Dominikanerorden und war seitdem an einer Reihe von Klosterschulen dieses Ordens, in Köln, in Hildesheim u. s. w. als Lehrer thätig. Am höchsten stieg der Glanz seines Namens, als er einige Jahre lang auch den Lehrstuhl der Dominikaner in Paris inne hatte, wenn die Erzählung späterer Geschichtsschreiber auch übertrieben sein mag, daß kein Gebäude die Menge seiner Zuhörer gefaßt hätte und er deshalb gezwungen gewesen wäre, seine Vorträge unter freiem Himmel zu halten. Seit 1248 wieder in Köln, wo der Orden eine Art hoher Schule eingerichtet hatte, leuchtete er hier weiter durch Lehre, Predigt und frommes Beispiel, so daß er 1254 zum Ordensprovinzial für Deutschland erwählt wurde. Eine umfangreiche Thätigkeit nahm ihn nun in Anspruch, und doch fand er Zeit, auf seinen aufreibenden Visitations- und sonstigen Geschäftsreisen, die er stets zu Fuß zurücklegte, noch Abhandlungen zu verfassen, die er den Klöstern, wo er einkehrte, zum Dank für die gebotene Herberge zurückzulassen pflegte. Kaum war er 1259 seines mühevollen Amtes als Provinzial enthoben, als er — ein Jahr später — durch ausdrücklichen Befehl des Papstes trotz seines Widerstrebens zum Bischof von Regensburg ernannt wurde. Doch gelang es ihm bereits nach zwei Jahren, auch von dieser ehrenvollen Bürde befreit zu werden. Er lebte seitdem vorzugsweise in Köln, in seiner alten Klosterzelle, lehrend, predigend und schreibend. Sein hoher Ruhm ließ ihn aber auch jetzt nicht ungestört den Wissenschaften sich hingeben, und so finden wir ihn denn noch wiederholt auf Reisen, sei es, daß man ihn in Zwistigkeiten als Schiedsrichter begehrte, sei es daß er gebeten wurde, eine Kirche, einen Altar einzuweihen, oder was sonst für ehrenvolle Aufträge an ihn herantraten. Als ein besonders rührender Zug in seinem Wesen erscheint es, daß er noch im Greisenalter eine Reise nach Paris angetreten haben soll, eigens zu dem Zwecke, die angegriffene Rechtgläubigkeit seines bedeutendsten — und größeren — Schülers Thomas von Aquino vor einer Versammlung von Universitätslehrern zu verteidigen. Im Jahre 1280 starb er, 87 Jahre alt, nachdem ihn zwei Jahre zuvor der Verlust des Gedächtnisses und wohl überhaupt seiner geistigen Fähigkeiten genötigt hatte, seine Lehrthätigkeit aufzugeben. Dieser Umstand mag Veranlassung gewesen sein zu einer die argwöhnische Auffassung des Mittelalters von der Wissenschaft nicht übel charakterisierenden Legende. Als Knabe nämlich soll Albert eines zwar frommen, aber stumpfen Geistes gewesen sein und schon gänzlich an seiner Befähigung zu den Studien verzweifelt haben. Da sei ihm einst die h. Jungfrau erschienen und habe ihm verheißen, er werde sein Leben lang durch tiefstes Wissen die Kirche erleuchten, doch solle kurz vor seinem Ende alle Gelehrsamkeit von ihm genommen werden, auf daß ihn der Tod wieder ganz im kindlichen, gottergebenen Glauben fände, wovon auch das Sprichwort stammte: Albertus sei mit einem Male aus einem Esel ein Philosoph und wieder aus einem Philosophen ein Esel geworden.

Wie damals jede außergewöhnliche Gelehrsamkeit, zumal wenn sie den geheimnisvollen Kräften und rätselhaften Gebilden der Natur nachzuspüren suchte, den Verdacht nicht nur des gemeinen Volks, sondern auch vieler Gebildeteren rege machte, so erging es auch Albertus. Der alte Jöcher, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein noch heute wertvolles allgemeines Gelehrten-Lexikon zusammenstellte, schreibt über ihn in seiner oft kuriosen Weise: „Er wird für einen großen Hexenmeister gehalten, auch beschuldiget, er habe zuweilen die Stelle einer Kindermutter vertreten, das Geschütz und den Lapidem Philosophorum (den Stein der Weisen) erfunden; wiewohl alle diese Dinge ohne Grund sind.“ Ein kunst- und erfindungsreicher Mann wird Albert aber gewesen sein und jedenfalls besaß er ein für jene Zeit ungeheures Wissen in den Naturwissen-

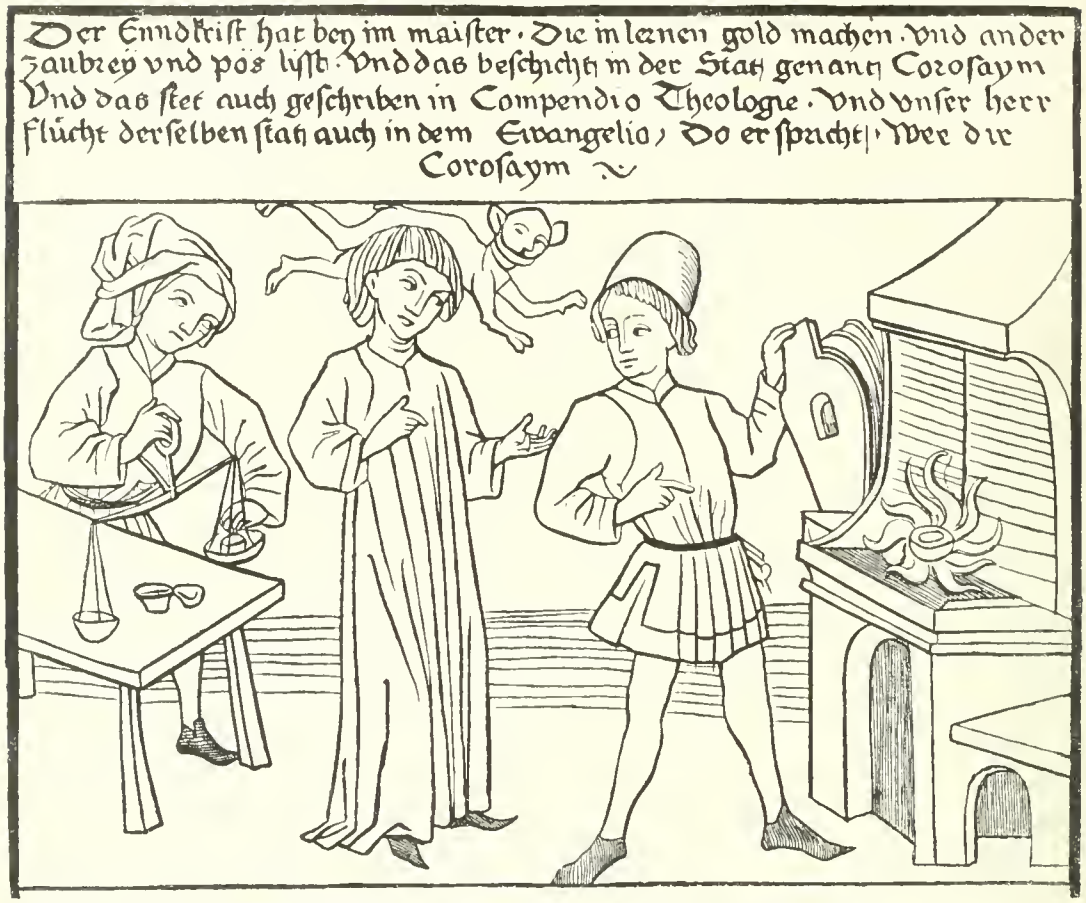


Abb. 24. Alte Darſtellung eines Meiſters der Magie und des Goldmachens. Holzſchnitt aus dem Blockbuch: Der Antichriſt ca. 1470.

ſchaften, um deſſentwillen er noch heute von Kennern dieſer Dinge gerühmt wird. Auch hinter den Zauberkunſtſtücken, die von ihm wie drei Jahrhunderte ſpäter von Dr. Fauſt erzählt wurden, mag ein Fünkchen Wahrheit ſtecken. Am bekannteſten iſt wohl die Geſchichte vom Wintergarten, den Alberts Kunſt hervorzauberte, als der deutſche Gegenkönig Wilhelm von Holland 1249 ihn in ſeinem Kloſter beſuchte. Bei feſtlichem Mahle blühten und dufteten die Bäume und ſangen die Vögel, mitten im Winter, als ob es Frühling wäre. Da wurde die Tafel aufgehoben, und Schnee und eiſige Kälte lagerten ſich wieder über den Garten des Kloſters. Auch eine künſtliche Figur ſoll Albert hergeſtellt haben, ganz aus Metall, einem Menſchen täuſchend ähnlich, zumal ſie auch artikulierte Töne und Wörter hervorzubringen vermochte. Wie ein Teufelsſpuk erſchien ſie ſeinem Lieblingsſchüler Thomas von Aquino, da er ſie zum erſten Mal reden hörte, und im frommen Wahn zertrümmerte er die jahrelange Arbeit des Meiſters. All dieſen Nachrichten gegenüber muß betont werden, daß dieſer ſelbſt ſich wiederholt gegen Magie und Aſtrologie ausgeſprochen hat.

Für die mittelalterliche Wiſſenſchaft beruhte Alberts Größe vor allem auf ſeiner umfaſſenden philoſophiſchen und theologiſchen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Albert war der vornehmſte Begründer der zweiten Periode der Scholaſtik, die etwa im Anfang des 13. Jahrhunderts beginnt und einen Zeitraum von rund 100 Jahren umfaßt. Charakteriſiert iſt ſie namentlich durch den in ihr ſich vollziehenden vollkommenen Sieg der ariſtoteliſchen Philoſophie,

für deren Verbreitung Albert so unermüdlich thätig war, daß er von seinen Gegnern der „Affe" des Aristoteles genannt wurde. Aber der Ehrenname des Großen und eines doctor universalis spricht hinreichend von der Schätzung, in der er bei der bewundernden Mit- und Nachwelt stand und die auch neuere Kenner ihm nicht versagt haben, so viel Unverdautes sich auch in den 21 Foliobänden der Gesamtausgabe seiner Werke befinden mag.

Albertus Magnus repräsentiert einen sehr häufigen Typus des Mittelalters recht glücklich, den des gelehrten, litterarisch und pädagogisch und meist auch praktisch stark in Anspruch genommenen Bettelmönchs. Die Bettelmönche, Dominikaner, Franziskaner und Augustiner, spielten vom 13. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts wie anderswo, so auch in Deutschland eine sehr hervorragende Rolle in der Wissenschaft. Dem Unterricht wurde in diesen Orden eine sehr sorgsame Pflege zuteil, in vielen Städten finden wir ihre Studienanstalten. Eine große Reihe von Sammelwerken, Heiligenleben, handliche Kompendien der Weltgeschichte und gewaltige Encyklopädieen alles Wissens sind von Bettelmönchen verfaßt worden. Leider nur waren diese Kompilationen meist recht flüchtig, form- und kritiklos zusammengetragen. Die ungeheuer weit verbreitete Chronik des Martin von Troppau ist voll von fabelhaften Erzählungen, die eine spätere kritischer veranlagte Geschichtsschreibung nur mit Mühe zu beseitigen vermocht hat. Von großer Bedeutung aber wurden die Bettelmönche für die lokale Geschichtsschreibung. Dadurch, daß sie ihre Städte- und Territorialchroniken vorzugsweise in deutscher Sprache schrieben, erwarben sie sich außerdem das unbestreitbare Verdienst, das Interesse der Laien an der Geschichtsschreibung wesentlich gehoben zu haben, was naturgemäß auch der allgemeinen Volksbildung zu gute kommen mußte.

Gelehrte Männer waren also auch im 13. und 14. Jahrhundert, namentlich unter den Bettelmönchen, nicht ganz selten. Aber sie blieben mit wenigen Ausnahmen stumm. Albertus Magnus ist der einzige nennenswerte Vertreter der scholastischen Philosophie in Deutschland, die unterdessen in Italien, Frankreich und England zahlreiche, auch heute noch bewunderungswürdige Werke erzeugte. Auch der gepriesene Glossator des kanonischen Rechts, Johannes Teutonicus (starb wohl 1245) steht fast einsam. Billigerweise müssen wir hier aber auch eines fleißigen und gelehrten Laien gedenken, des (ritterlichen?) Schöffen Eike von Repgowe, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zunächst seinen engeren niedersächsischen Landsleuten eine Aufzeichnung ihrer Rechtsgewohnheiten lieferte, den bald so hochberühmt gewordenen „Sachsenspiegel." Darüber mag der Leser sich in der Monographie über den „Richter" des Näheren Belehrung holen.

Trotz der verhältnismäßig geringen wissenschaftlichen Produktivität Deutschlands in jenen Tagen hätte es wohl kaum an geeigneten Männern gefehlt, die Lehrstühle der in der Folge zur Ausbildung des modernen Gelehrtentypus in erster Linie berufenen Studienanstalten zu besetzen. Daß die Universitäten in Deutschland erst so spät Eingang fanden, hatte jedenfalls andere Gründe, die Langsamkeit des deutschen Geistes, das Zurückbleiben der wirtschaftlichen Kultur, das Fehlen schaffender landesherrlicher und städtischer Kräfte. Vom Kaisertum war nach seiner Niederlage gegenüber dem Papsttum auf lange Zeit hinaus erst recht nichts zu erwarten. Näher auf diese schwierigen Fragen einzugehen, würde uns hier zu weit führen. Doch muß bemerkt werden, daß es auch in Deutschland an gewissen Ansätzen zu einer Universitätsbildung nicht ganz gefehlt hat. Das beweisen die sog. Vaganten- oder Goliardenlieder des 12. und 13. Jahrhunderts und die artistischen Schulen in Erfurt, worauf wir hier ebenfalls nicht näher eingehen können.

Abgesehen allenfalls von Erfurt, und auch hier nur bedingungsweise, waren es durchweg förmliche Gründungsakte, denen wir unsere vaterländischen Universitäten verdanken. Doch nicht der Wille der centralen Mächte, des Kaisers, geschweige denn des Papstes, hat sie geschaffen, sondern geistliche und weltliche Territorialherren, Kurfürsten, Herzöge und Grafen, Bischöfe und Städte waren ihre Gründer. Wenn die erste deutsche Universität 1348 durch den Kaiser, nämlich den fürsorglichen und gelehrten Karl IV., der selbst einst in Paris dem Studium obgelegen, gegründet wurde, so geschah dies Kraft seiner

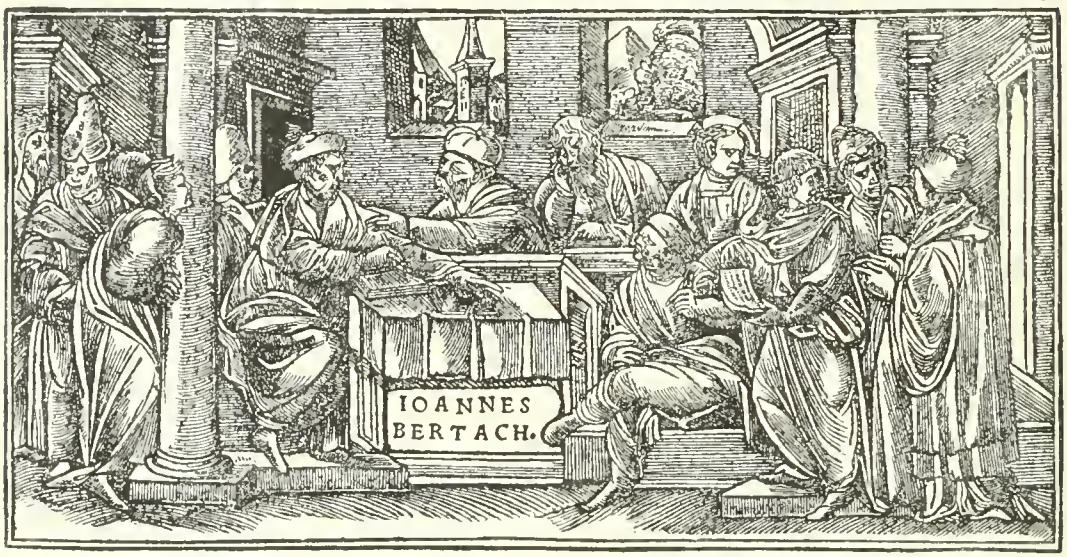


Abb. 25. Disputation zwischen Gelehrten. Holzschnitt aus: Joh. Bertachinus de Firmo, Repertorium. Lyon 1548.

Eigenschaft als Landesherr, nicht als Oberhaupt des deutschen Reiches. Es war die zu Prag, die nicht nur, weil Böhmen damals zum deutschen Reiche gehörte und durchaus unter deutschem Kultureinflusse stand, sondern auch deshalb, weil im Anfang die deutschen Scholaren an Zahl weitaus überwiegend waren, den Namen einer deutschen Universität in Anspruch nehmen darf. Aber schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts sank die Zahl der Deutschen auf nahezu die Hälfte herab, es kam dann zu heftigen Streitigkeiten mit der tschechischen Nation, die entsprechend ihrer größeren Zahl auch größeren Einfluß beanspruchte. Dies führte 1409 zur Auswanderung der deutschen Magister und Scholaren und zur Gründung der Universität Leipzig. Prag wurde seitdem eine reine Landesuniversität, die infolge der Hussitenkriege immer mehr in Verfall geriet. Bereits 1365 hatte Erzherzog Rudolf IV. von Österreich in Wien die zweite deutsche Hochschule ins Leben gerufen, die namentlich, als die Kirchenspaltung, die auch sonst den deutschen Universitäten zu gute kam, einen starken Zuzug deutscher Professoren und Studenten aus Paris brachte, zu hoher Blüte gelangte. Es folgte im Westen als dritte Hochschule Heidelberg, 1386 vom Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz gegründet. Zwei städtische Universitäten schlossen sich an, das schon genannte Erfurt (1379, bezw. 1392) und Köln (1388/89). Die 1402 gegründete Würzburger Universität wollte lange nicht recht gedeihen. Mit Leipzig (1409) und Rostock (1419) erreichte die erste Gründungsperiode deutscher Universitäten ihren Abschluß. Eine zweite Reihe von Universitätsgründungen in Deutschland beginnt mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ziemlich schnell nach einander wurden die Universitäten zu Greifswald (1456), Freiburg (1457), Trier (1457, bezw. 1473), Basel (1459, bezw. 1460), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477) und nach etwas längerer Pause die zu Wittenberg (1502) und Frankfurt a./O. (1506) gegründet. Diese Hochschulen der zweiten Gründungsperiode stehen bereits unter dem Zeichen des römischen (d. h. weltlich-römischen) Rechtsstudiums und zum Teil schon des Humanismus. Doch steht deshalb einer zusammenfassenden Betrachtung der deutschen mittelalterlichen Universitäten und des auf ihnen entwickelten gelehrten Lebens nichts im Wege.

Die Verfassung der deutschen Hochschulen des Mittelalters war eine ziemlich gleichförmige. Obgleich Gründungen eines Landesherren oder einer Stadt, ermangelten sie doch nie eines feierlichen Stiftungsbriefes durch den Papst. So wurden sie zu einem studium privilegiatum.

Abb. 26. Anſicht von Prag. Kpfr. aus dem 17. Jahrhundert. München, Kupferſtichkabinet.

Deshalb aber, weil der Wortlaut der päpſtlichen Bullen geradezu von einer Errichtung der Univerſitäten durch den Papſt ſprach, weil darin die Ermächtigung zu lehren und akademiſche Grade zu erteilen, ausdrücklich vom Papſte verliehen wurde, die Univerſitäten zu kirchlichen Anſtalten zu machen, geht nicht an, man müßte denn ſo ziemlich ſämtliche Inſtitutionen des Mittelalters, Zünfte, Gilden u. ſ. w., weil ſie des kirchlichen Schutzes nicht entbehren konnten und wollten, als kirchliche Einrichtungen bezeichnen. Unſere deutſchen Univerſitäten ſind weltliche Gründungen, ihr Träger war die geiſtige Macht der Wiſſenſchaft, die allerdings bei dem ungeheuren Einfluß des kirchlichen Lebens im Mittelalter entweder von dieſem ausging oder bei ihm Anlehnung ſuchen mußte. Aber keineswegs durchweg, denn nicht nur Jurisprudenz und Medizin, auch die übrigen Zweige der Wiſſenſchaft — mit Ausnahme der Theologie — nahmen ſchon zur Zeit, als die erſte deutſche Univerſität ins Leben trat, ſo weit eine ſelbſtändige Stellung ein, daß wir wenigſtens in einigen ihrer Vertreter bereits die erſten unabhängigen, nicht mehr nur im Mönchstum und im Klerus ſteckenden deutſchen Gelehrten begrüßen können. Seit 1456 wurde es auch üblich, den Univerſitäten kaiſerliche Stiftungsbriefe zu erteilen. Darin wird namentlich die Errichtung der juriſtiſchen Fakultät als ein alleiniges Vorrecht des Kaiſers gefordert. In reformatoriſcher Zeit wuchs die Bedeutung des kaiſerlichen Privilegiums immer mehr, bis es ſchließlich allein Kraft behielt.

Die im Mittelalter vorzugsweiſe übliche Benennung der Univerſität war studium generale, ſeltener kommt academia, in humaniſtiſcher Zeit dagegen ſehr häufig gymnasium vor. Auf deutſch ſagte man frieſchule oder hohe ſchule oder auch einfach ſchule. Der Ausdruck universitas, zu ergänzen nicht etwa litterarum, ſondern studii oder auch magistrorum et scolarium, deutſch die „Gemein der Meiſter und Studenten", bezeichnete urſprünglich nicht die Lehranſtalt, ſondern die Genoſſenſchaft ſämtlicher Univerſitätsmitglieder. Dazu gehörten Alle, die ſich zum Zweck des Lehrens und Lernens an einer Hochſchule (studium) zuſammenfanden. Später gingen die beiden Begriffe, Lehranſtalt und Korporation, ganz in einander über.

Die Univerſitätsangehörigen bildeten eine beſondere privilegierte Korporation, mit gewiſſen Vorrechten in Bezug auf Schutz, Gerichtsſtand, Strafen, Zölle, Steuern u. ſ. w. Die Aufnahme in dieſe Korporation fand durch Einſchreibung in die Matrikel der Univerſität ſtatt, wobei Lehrer und Scholaren, Graduierte und Nichtgraduierte

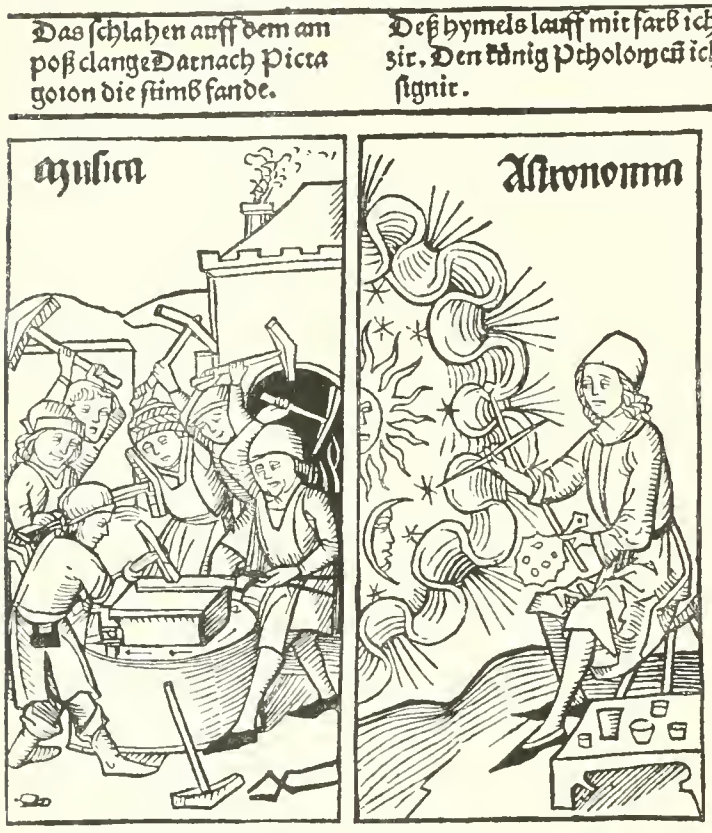


Abb. 27. Allegoriſche Darſtellung der Muſik und Aſtronomie. Holzſchnitt von einem Elſäſſer Meiſter ca. 1500. Gotha, Kupferſtichkabinet.

ohne Unterſchied neben- und durcheinander eingetragen wurden. Die Beſorgung der gemeinſamen Korporationsangelegenheiten lag aber in der Regel in Deutſchland allein in der Hand der Doktoren und Magiſter, die nichtgradnierten Scholaren wurden wohl gelegentlich zu den Verſammlungen der Univerſität herangezogen, waren aber mit wenigen Ausnahmen — ganz im Gegenſatz zu den italieniſchen Univerſitäten — nicht ſtimmberechtigt. Dagegen blieben ſie meiſt im Beſitz des paſſiven Wahlrechts. Man wählte jedoch vorzugsweiſe nur Fürſten oder andere vornehme Herren unter den Studierenden zu Rektoren, aus Höflichkeit oder weil man von ihnen Gunſtbezeugungen erwartete. Die Geſchäfte zu erledigen, wurde ihnen wohl erſpart, ſpäter, ſchon im 16. und 17. Jahrhundert, erhielten ſie dazu offiziell einen Profeſſor als Beiſtand, den Pro- oder Vicerektor.

Der Rektor ſtand an der Spitze der geſamten Univerſität. Er war ſtets ein Mitglied der Korporation, vielfach geiſtlichen Standes, aber kein Ordensmann; doch verlangte man von ihm eine geiſtliche Lebenshaltung, an einigen Univerſitäten war es geradezu verboten, einen Verheirateten zu wählen. Aber ſchon ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts fing man an, daran keinen Anſtoß zu nehmen. Gewöhnlich wurde der Rektor aus den einzelnen Fakultäten abwechſelnd gewählt und zwar faſt überall nur auf ein halbes Jahr. Seine Stellung war eine außerordentlich vornehme. In Köln kam er im Range gleich nach dem Erzbiſchof, in Frankfurt ließ Kurfürſt Joachim ihn zu ſeiner Rechten gehen. Sein Titel war, wie noch heute, Magnificus, in deutſcher Sprache wohl auch „Durchlaucht." Bei öffentlichen Akten erſchien er, begleitet von den Pedellen, in feierlicher Amtstracht. In Baſel beſtand ſie in rotem Mantel und Barett. Von dort ſind wir auch über den Wechſel des Rektorats, der meiſt mit großer Prachtentfaltung ſtattfand, gut unterrichtet. Doktoren und Scholaren holten den alten und den neuen Rektor aus ihren Wohnungen ab und begaben ſich mit ihnen in feſtlichem Zuge nach der Peterskirche. Voran ging die Muſik und ein Diener, der auf einem Stabe das ſcharlachene

Barett des Rektors trug. In der Kirche hielt ein Magiſter eine Lobrede auf den Neuerwählten. Darauf ſetzte der alte Rektor dem neuen das Barett auf das Haupt, überreichte ihm den ſilbernen Stab, das Zeichen ſeiner Macht, und die Statuten der Univerſität, „damit er wiſſe, welche Laſt er übernähme.“ Ein feierlicher Eid auf die Evangelien machte den Schluß. Wohl überall hatte der Rektor auf ſeine Koſten auch ein Feſtmahl auszurichten. Wahrhaft fürſtlich war das Leichengepränge, wenn ein Rektor während ſeiner Amtsführung ſtarb. Noch aus dem 18. Jahrhundert bezeugt dies ein Fall in Leipzig, wo z. B. auch die Stadtſoldaten vor Magnificus das Gewehr präſentieren mußten. Als hier der Rektor Profeſſor Titius geſtorben, läuteten die Glocken der Paulinerkirche (d. i. der Univerſitätskirche) und aller Kirchen der der Univerſität einverleibten Pfarrdörfer täglich von 11—12 Uhr vier Wochen lang. Ebenſo lange erſchienen die Profeſſoren bei Promotionen und ſonſt bei öffentlichen Anläſſen in Trauermänteln. Die Leiche mit den Inſignien der Rektorwürde wurde auf einem Paradebette aufgebahrt. Studenten hielten die Leichenwache, Militär ordnete die zuſtrömende Menge. Abgeſandte von Fürſten und Korporationen erſchienen; bei dem Trauerzuge bildeten die Bewohner der Univerſitätsdörfer Spalier, in ſchwarzen Kleidern und mit Flor auf den Hüten. Der Rektor war eben das ſichtbare Haupt einer großen geiſtigen Macht, der Wiſſenſchaft.

Auf die Thätigkeit des Rektors und was damit zuſammenhing, auf Immatrikulationen und Univerſitätsgerichtsbarkeit, ſowie auf andere Univerſitätseinrichtungen, die Nationen, den Senat u. ſ. w. kommen wir in einem anderen Bande dieſer Monographieen zurück. Dort ſoll auch über den eigentlichen Unterrichtsbetrieb, über Vorleſungen und Disputationen gehandelt werden. An der Erteilung der Grade indeß, wie ſie in den Fakultäten gehandhabt wurde, dürfen wir ſchon hier nicht vorübergehen, weil dieſe Einrichtung für das gelehrte Leben von höchſter Bedeutung war und bekanntlich heute noch iſt.

Die mittelalterlichen Fakultäten waren von unſern heutigen in vielen Dingen verſchieden. Sehr

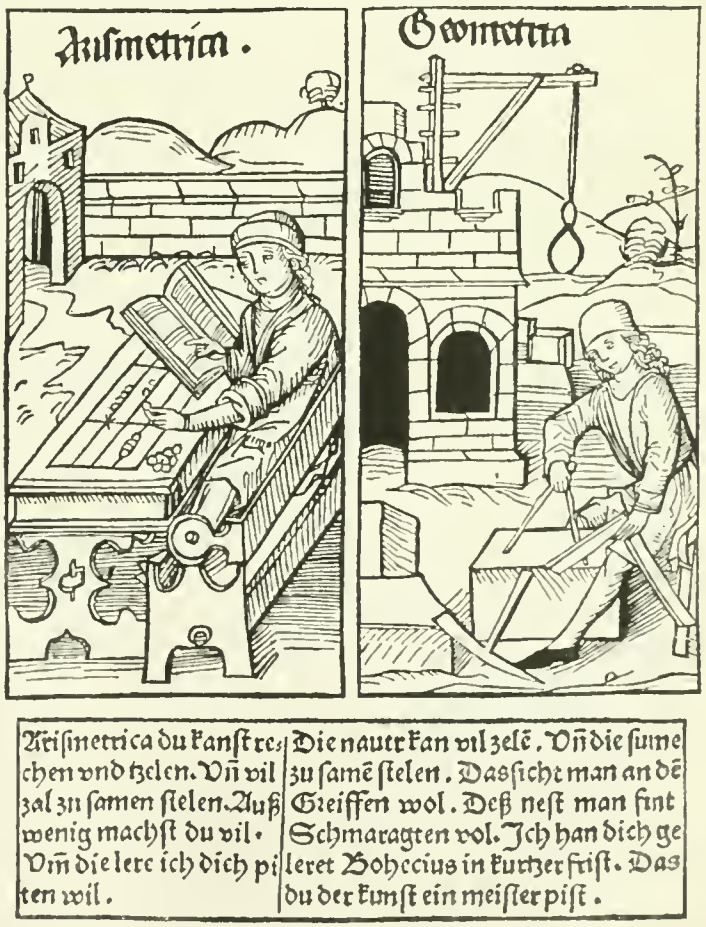


Abb. 28. Allegoriſche Darſtellung der Arithmetik und Geometrie. Holzſchnitt von einem Elſäſſer Meiſter ca. 1500. Gotha, Kupferſtichkabinet.

Abb. 29. Allegorische Darstellung der Grammatik, Rhetorik und Logik durch Säen, Mahlen und Backen. Holzschnitt von einem Elsässer Meister ca. 1500. Gotha, Kupferstichkabinet. Schreiber 1874.

richtig hat man sie als gelehrte Zünfte bezeichnet, die in einem gewissen Rangstufenverhältnis zu einander standen. Man unterschied die 3 oberen Fakultäten, die theologische, die vornehmste von allen, die juristische und medizinische Fakultät, von der allerdings nur selten so genannten unteren, der artistischen oder, wie sie wohl schon im 14. Jahrhundert hieß, der philosophischen Fakultät. Die Fakultäten umfaßten nicht nur die Lehrenden, sondern auch die Studierenden, zwischen denen früher kein so fester Unterschied bestand wie heutzutage. Professoren in unserm Sinne hat es im Mittelalter überhaupt nicht gegeben. Wer lehrte, wurde oft wieder ein Lernender, oder er war beides zugleich, wie wir gleich sehen werden. In Deutschland hatten aber jederzeit nur die Magister — die in den oberen Fakultäten Doktoren hießen — in der Fakultät Sitz und Stimme, die Baccalare und Lizentiaten nur bedingungsweise. Häufig war noch eine besondere Auswahl für den die Fakultät eigentlich regierenden Rat getroffen (das consilium oder collegium facultatis), in den nur die älteren Magister und manchmal auch diese nur in beschränkter Zahl aufgenommen wurden. Einen gewissen Vorrang hatten immer die besoldeten Doktoren, die unsern heutigen ordentlichen Professoren bereits ähnlich sehen. An der Spitze einer jeden Fakultät stand, wie noch jetzt,

ein Decan, der meiſt auf ein halbes, hier und da auch auf ein ganzes Jahr aus der Mitte der Magiſter gewählt wurde.

Die Fakultäten hatten ihre eigene Matrikel, in die allerdings meiſtens nur die Graduierten eingetragen wurden, ihr eigenes Siegel, ihre beſondere Kaſſe, ihren beſonderen Schutzheiligen. Als ſolcher galt den Theologen der heilige Johannes der Evangeliſt, den Juriſten St. Ivo (von Helori in der Bretagne, † 1303), während die Mediziner die beiden Heiligen St. Cosmas und St. Damianus, die Artiſten (oder Philoſophen) die hl. Katharina verehrten. Jede Fakultät hatte außerdem ihre beſonderen Satzungen, verwaltete ihr Vermögen, machte Umlagen, baute Häuſer, nahm die Prüfungen vor, erteilte die Grade u. ſ. w. Wichtigere Vorkommniſſe wurden in den Acta facultatis oder Dekanatsbüchern verzeichnet.

Mit das wichtigſte Recht und die vornehmſte Aufgabe der Fakultäten iſt es heutzutage, akademiſche Grade und die Erlaubnis zum Halten von Vorleſungen, die ſog. Lizenz, zu verleihen. Im Mittelalter ſtand ihnen dies Recht nur ſehr bedingungsweiſe zu. Mit der Überwachung der Prüfungen und Promotionen, ſowie mit der Verleihung der Lizenz war vielmehr ein eigener Beamter betraut, der Kanzler der Univerſität. Faſt ſtets bekleidete ein höherer Geiſtlicher, gewöhnlich der Biſchof der Diöceſe, in der die Univerſitätsſtadt lag, oder auch der Propſt eines angeſehenen Collegiatſtiftes dieſes ehrenvolle Amt, das meiſt vom Papſt, auch wohl vom Kaiſer oder vom Landesherrn verliehen wurde. Indes überließen die Kanzler die Sorge, auf Recht und Ordnung bei den Univerſitäten zu ſehen, faſt ausſchließlich den Landesherren, bezw. wie in Köln und Erfurt den ſtädtiſchen Behörden. Sie ſelbſt entzogen ſich ſogar meiſt ihren eigenſten Verpflichtungen, indem ſie etwa gegen Lieferung eines Fäßchens guten Weins oder gegen Zahlung eines Pachtgeldes einen Profeſſor mit der Verleihung der Lizenz u. ſ. w. betrauten.

Es wurden oben die Fakultäten des Mittelalters als gelehrte Zünfte bezeichnet. Wie das Handwerk den Lehrling, Geſellen, ſchließlich den Meiſter unterſchied, genau ſo war es mit den Graden der Fakultät beſchaffen. Wie das Handwerk war jede Fakultät völlig ſelbſtändig, doch findet darin ein Unterſchied ſtatt, daß die oberen Fakultäten ihre Lehrlinge aus den Meiſtern der vorbereitenden, alſo der artiſtiſchen Fakultät zu nehmen pflegten. Ein Zwang jedoch beſtand hierfür nicht, und namentlich bei den Juriſten bildete die Ausnahme von dieſer Gepflogenheit ſogar die Regel. Im allgemeinen aber wurde, wer erſt zu ſtudieren anfing, zunächſt ein Lehrling (Scholar) in der artiſtiſchen Fakultät. Seiner Aufnahme wurden keine beſonderen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die Zahl der Lehrlinge war eine unbeſchränkte. Der Lehrling pflegte ſich zumeiſt an *einen* Meiſter (Magiſter) anzuſchließen, nicht ſelten lebte er ſogar in deſſen Hauſe und teilte ſeinen meiſt junggeſellenartigen Haushalt. Eine etwa zweijährige, meiſt aber länger — in Paris bis auf fünf Jahre — ausgedehnte Lehrzeit berechtigte ihn, ſich zur Ablegung ſeiner erſten Prüfung zu melden, die vor einer beſonderen, aus mehreren Meiſtern (Magiſtern) zuſammengeſetzten Kommiſſion ſtattfand. Außer einem gewiſſen Alter — gewöhnlich 17 Jahre — wurde in der Regel, ſehr charakteriſtiſch, wie beim Handwerk eheliche Geburt zur Bedingung gemacht.

Abb. 30. Allegoriſche Darſtellung der Rhetorik, daneben M. Tullius Cicero. Holzſchn. ca. 1500. Gotha, Kupferſtichk.

Nach beſtandener Prüfung wurde der Lehrling zum Geſellen (baccalarius artium) ernannt. Der Baccalar — falſch, aber viel gebraucht iſt die Form baccalaureus — verpflichtete ſich in ſeinem Geſelleneide, eine beſtimmte Zeit hindurch, meiſt zwei Jahre, ſeine Studien an derſelben Univerſität fortzuſetzen. Doch hatte er von nun an nicht mehr blos zu hören, ſondern auch ſelbſt ſein Handwerk auszuüben, alſo Vorleſungen — über die Elemente ſeiner Kunſt — zu halten, namentlich aber an den gemeinſamen Übungen der Zunft, an den Disputationen, ſich zu beteiligen. Wenn er dies einige Jahre vorſchriftsmäßig gethan, konnte er ſich aufs neue bei der verſammelten Meiſterſchaft (Fakultät) zur Prüfung melden. Nach beſtandenem Examen wurde dem Kandidaten durch die vorgeſetzte Aufſichtsbehörde (den Kanzler) die Lizenz zuteil, das Meiſterrecht, alſo die Berechtigung zur Ausübung ſeines Handwerks als Meiſter. Den Titel eines Meiſters (magister artium liberalium) erlangte er aber erſt auf ſein Anſuchen in öffentlicher Fakultätsverſammlung. Ein vom Kandidaten ſelbſt gewählter Magiſter, der Promotor, verlieh ihm unter gewiſſen Ceremonieen die Inſignien der Meiſterwürde. Alſogleich hielt der neue Meiſter (magister novellus) im Schmuck des Magiſterbaretts und vom Katheder der Magiſter aus ſeine erſte öffentliche Vorleſung (inceptio) als Meiſter. Wiederum war er nun durch ſeinen Meiſtereid verpflichtet, wenigſtens zwei Jahre lang an derſelben Univerſität den Pflichten eines Magiſters nachzukommen d. h. Vorleſungen und Disputationen zu halten. Dieſe Verpflichtung finden wir an allen Univerſitäten, ſie hatte ihren Grund weſentlich in der Abſicht, die Meiſterſchaft nicht ausſterben zu laſſen. Denn der neue Magiſter konnte ja nun ſelbſt wieder Lehrlinge annehmen, ſie zu Geſellen und Meiſtern heranbilden und nach Erfüllung gewiſſer Bedingungen auch zu ſolchen machen.

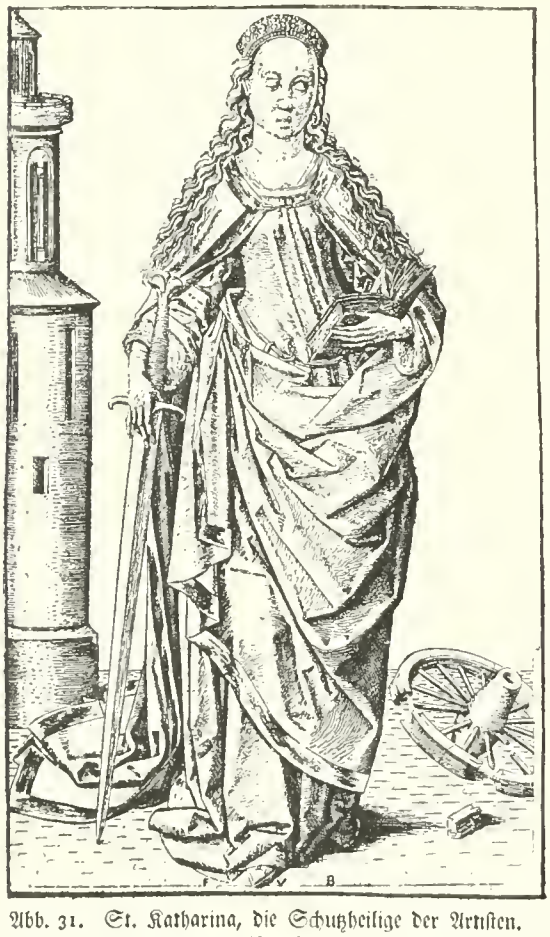


Abb. 31. St. Katharina, die Schutzheilige der Artiſten. Kpfr. von dem Monogrammiſten F. V. B. 15. Jahrhundert. Dresden, Kupferſtichkabinet. B. II. 189.

Nun gab es aber außer der unterſten, der artiſtiſchen Fakultät, noch drei andere gelehrte Zünfte, die mediziniſche, juriſtiſche und theologiſche Fakultät. Wir wiſſen bereits, daß es allgemein üblich, wenn auch nicht förmlich geboten war, nur Meiſter der unterſten Zunft in dieſen höheren Zünften als Lehrlinge anzunehmen. Wer nun auch in einer der oberen Zünfte Meiſter werden wollte, mußte wieder von vorn beginnen und nach einander in langjährigem Studium die Stufen eines Lehrlings (scolaris) und Geſellen (baccalarius) zurücklegen.

Nach beſtandener Meiſterſchaftsprüfung erhielt der Baccalar durch den Kanzler die Lizenz an einer der oberen Fakultäten. Er war nun Licentiatus medicinae oder juris oder theologiae. Die außerordentlich hohen Koſten, die die Erwerbung eines Meiſtergrades in den oberen Fakultäten mit ſich brachte, hatten zur Folge, daß ſich die meiſten, wenn ſie überhaupt ſo weit kamen, mit der

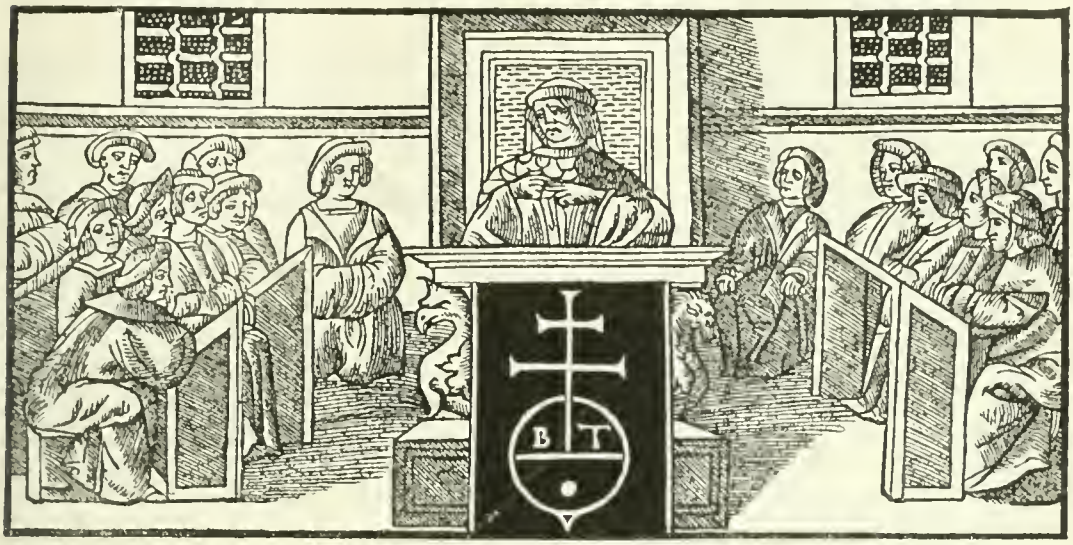


Abb. 32. Vorleſung eines Univerſitätslehrers. Holzſchnitt aus den Kommentaren des Paulus de Caſtro. Venedig 1525.

Würde eines Lizentiaten begnügten. Wer aber die Mittel hatte, konnte nun auf ſein Anſuchen auch den Meiſtergrad erwerben, den hochangeſehenen mit dem Rang des heutigen garnicht zu vergleichenden Titel eines magister oder wie es gewöhnlich hieß, doctor medicinae, juris oder theologiae. Denn nur den Meiſtern der oberen Fakultäten pflegte dieſer vornehmere Titel beigelegt zu werden, der Meiſter der philoſophiſchen Fakultät, der Philologe, wie wir heute ſagen würden, mußte ſich mit dem beſcheideneren eines magister begnügen. Wer den Doctorgrad in einer der oberen Fakultäten erworben hatte, ſchied nun zugleich endgültig aus der unteren Zunft aus, der er, ſolange er in der oberen nur Lehrling oder Geſelle geweſen war, immer noch angehört hatte. Erſt der Doctor der höheren Fakultäten hörte endlich auch zu lernen auf. Er war auch kein ganz jugendlicher Mann mehr, denn die Statuten forderten eine lange Studienzeit, in der theologiſchen Fakultät z. B. alles in allem etwa 8 bis 9 Jahre. Auch machten ſie für die Zulaſſung zur Lizenz meiſt ein gewiſſes Alter zur Bedingung, ſo z. B. die Wiener für den Licentiaten der Medizin 26 und, wenn er noch zu jugendlich ausſähe — zu weibiſch, heißt es in den Statuten —, ſogar 28 Jahre; und zum Doctorat der Theologie wurde wohl ſelten jemand vor vollendetem 30. Lebensjahre zugelaſſen. Luther freilich war noch nicht ganz 29 Jahre alt.

Natürlich ſtand auch nichts im Wege — und viele Gelehrte thaten ſo — daß ſich ſelbſt ein Meiſter der oberen Fakultät noch einmal zu den Füßen eines Meiſters der anderen gelehrten Zünfte niederließ, um auch noch in dieſer zur Meiſterwürde promoviert zu werden. Selbſt theologiſche Doktoren, die vornehmſten von allen, haben wohl noch ſpäter das Studium der Medizin ergriffen.

Die Promotionen bildeten den Höhepunkt im äußeren Daſein des mittelalterlichen Gelehrten. Wenn Einer zum Magister artium oder gar zum Doctor in einer der oberen Fakultäten promoviert wurde, ſo war dies ein Feſt nicht nur für den Einzelnen, ſondern für die geſamte Univerſität; das ganze Gemeingefühl des gelehrten Standes kam darin zum Ausdruck. Daher war auch insbeſondere die Doktorpromotion mit großem Gepränge umgeben, ſie dauerte ſtets mehrere Tage, an denen der Doktorand über verſchiedene Sätze zu disputieren hatte. Am Tage der eigentlichen Promotion pflegten ſich die Doktoren der Fakultät frühe zu dem Hauſe des Kandidaten zu begeben, um ihn dann in feſtlichem Zuge nach der Stätte hinzugeleiten, wo der feierliche Akt vor ſich gehen ſollte. Es war dies faſt ſtets eine Kirche. An

Abb. 33. Lehrer auf dem Katheder und Schüler. Holzschnitt aus der Offizin des H. Quentel. Köln 1495.

der Spitze des Zuges gingen oder ritten die Pedelle gravitätisch einher, mit ihren Zeptern; auch Jünglinge, die Kleinodien trugen, zogen öfters voran; der Promovend folgte, von zwei Doktoren der Fakultät, darunter seinem Promotor, in die Mitte genommen. Sämtliche Teilnehmer des Zuges hatten sich genau ihrem Range entsprechend zu ordnen. Die Theologen hatten wohl meist den Vortritt, danach kamen die Juristen, dann die Mediziner, endlich die artistischen Magister, danach die Baccalarien und Scholaren. Die adeligen Scholaren pflegten aber den artistischen Magistern voranzugehen, selbst wenn diese wirklich lesende, also in unserm Sinne Professoren waren. Näherte sich der Zug der Kirche, so läuteten die Glocken. Die Haupteeremonie bestand in der Ablegung des Doktoreides und der Verleihung der Doktorinsignien an den Kandidaten. Derselbe mußte unter anderm schwören, seinen Grad an keiner andern Hochschule wiederholen zu wollen.

Die Insignien waren an den einzelnen Universitäten verschieden. Wohl stets wurde dem Promovenden der Doktorhut aufgesetzt, ein Ring angesteckt, ein Buch, geschlossen oder geöffnet, übergeben. Durch Verleihung des Ringes sollte der Doktor dem Adel gleichgestellt werden. Kuß und Segen seitens des Promotors fehlten wohl nie, dazu kam manchmal die Umhängung des Doktormantels. Sobald der Hut übergeben war, pflegten Fanfaren zu schmettern, dem neuen Doktor ihren Gruß zu bringen. Das Ganze muß doch viel Eindruck gemacht haben. Fast wehmütig erinnert sich Luther seiner Studienzeit in Erfurt, wo die Universität später so gänzlich in Verfall geraten war. „Wie war es eine so große Majestät, wenn man Magistros promovierte, und ihnen Fackeln fürtrug, und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei. Also hielt man auch ein sehr groß Gepräng und Wesen, wenn man Doktores machte. Da reit man in der Stadt umbher, dazu man sich sonderlich kleidete und schmückte; welches Alles dahin ist und gefallen. Aber ich wollte, daß man's noch hielte."

Die Kosten der Promotionen waren überall sehr hoch, wenigstens die zu Doktoren in den oberen Fakultäten. Sie bestanden einerseits in den Gebühren für die Examinatoren und den vom Kandidaten zum Promotor erwählten Doktor — damals also noch nicht, wie jetzt durchweg, der Dekan der Fakultät —, namentlich aber in den zahlreichen Geschenken und Ehrengaben, zu denen der glücklich-unglückliche Doktorandus verpflichtet war. Schon bei den Prüfungen hatte er den Examinatoren und dem Kanzler Wein und Konfekt vorzusetzen, bei der Promotion selbst an die anwesenden Magister und Doktoren allerlei Geschenke zu verteilen, ein Paar Handschuhe oder ein Barett, einige Ellen Tuch, auch wohl ein Geldstück. Noch kostspieliger wohl war der Doktorschmaus, dem gelegentlich auch ein Ball folgte. In Leipzig hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein Doktor der Rechte bei seiner Promotion nicht weniger als 250 Dukaten aufzuwenden. So viel verschlangen die Gelage und Umzüge, die Musik und die Geschenke. Vergebens suchten wiederholt die Fakultäten die hohen Kosten

zu beschränken. Für den theologischen Doktor kam bei Bettelmönchen und anderen Klostergeistlichen ihr Orden auf, für Luther trug der Kurfürst von Sachsen die Kosten der Promotion. Er hatte ihn predigen gehört und war von der Kraft seines Geistes und der Gewalt seiner Rede entzückt gewesen.

Geringere Ausgaben verursachte der Festschmaus nach Erteilung der Lizenz in der Artistenfakultät, das sog. prandium Aristotelis. Es konnte dies immer von mehreren Kandidaten gemeinsam ausgerichtet werden, allenfalls leistete die Fakultät noch einen Zuschuß.

Schlimmer als der übertriebene Aufwand waren andere Mißbräuche, die sich an das Promotions- und überhaupt Prüfungswesen hängten. Wenn auch manche von den Klagen darüber übertrieben sein mögen, so scheint es doch festzustehen, daß viele Magister und Doktoren des Mittelalters nicht den feinen Sinn für Unparteilichkeit und Unbestechlichkeit besaßen, wie wir ihn heute jedem deutschen Professor ohne weiteres zuzutrauen gewöhnt sind. Für 3 bis 4 Gulden, hieß es, sind alle Examinatoren zu haben. Und es lief das Sprichwort um: Omnis baccalarius promotus periurus d. h. jeder Baccalar, der geschworen, keine unlauteren Mittel bei Erlangung seines Grades benützt zu haben, habe einen Meineid geleistet. In unwürdiger Weise rissen sich die Magister förmlich um einen Kandidaten, nur um die Promotionsgelder zu erhaschen, selbst an schamlosen Erpressungen seitens der Examinatoren soll es nicht gefehlt haben. Aus allen diesen Gründen kam es nur selten vor, daß jemand durchfiel, wenn er nur ordentlich zahlen wollte und konnte.

Die artistischen Magister waren vorwiegend auf das Kollegienhonorar (pastus, minerval) angewiesen. Dasselbe war verhältnißmäßig nicht gering, es betrug für die Hauptvorlesungen zu je etwa 100 bis 120 Stunden gewöhnlich einen Gulden. Es ist berechnet worden, daß der Wechsel eines Studenten zu mehr als 10% auf das Honorar aufging. Armen Scholaren durfte das Honorar ganz oder teilweise erlassen werden. Damit wurde viel Mißbrauch getrieben. Man bemerkte Studenten, die im Kneipen und Kleiderluxus hinter niemand zurückstanden, den armen Magister aber um seinen Lohn betrogen. Es wurde dann wohl ein Zeugnis der Heimatsbehörde, ein ordentliches testimonium paupertatis gefordert.

Abb. 34. Ein Professor der Medizin beim Unterricht. Holzschnitt aus: H. Brunschwig, Buch der wahren Kunst zu destillieren. Straßburg, Grüninger, 1512.

Abb. 35. Disputation zwiſchen zwei Gelehrten in Begleitung ihrer Schüler. Holzſchnitt aus: H. Brunſchwig, Buch der wahren Kunſt zu deſtillieren. Straßburg, Grüninger, 1512.

Umgekehrt wurde ſehr über die Magiſter geklagt, die durch Herabſetzung der Leſegebühren ein ſtärker beſetztes Auditorium zu gewinnen hofften. Das Ehr- und Standesgefühl des Gelehrten war damals noch nicht ſo ſtark entwickelt, daß ſolche und ähnliche Fälle unlautern Wettbewerbs nicht ziemlich häufig geweſen wären.

In den oberen Fakultäten, namentlich in der theologiſchen, in der es ja überhaupt ſtets nur ſehr wenige Zuhörer gab, wurden übrigens die Kollegien meiſt umſonſt geleſen. Dem lag zum Teil wohl noch die den Armen gegenüber ſtets befolgte alte kirchliche Anſchauung zu Grunde, wonach die Forderung von Geld für die Gewährung eines geiſtlichen Guts — und das war doch wohl die Lehre vom Worte Gottes — als ein Unrecht, als Simonie betrachtet wurde. Entſcheidend aber war natürlich der Umſtand, daß

die Doktoren der oberen Fakultäten — anders als in der Mehrzahl die armen Magister der artes — fast durchweg mit einem festen Einkommen rechnen konnten. Sie bezogen dies hauptsächlich in der Gestalt geistlicher Pfründen, Kanonikats- oder sonstiger Stiftsstellen. Da das Mittelalter, allenfalls mit Ausnahme der Städte, einen geregelten Staatshaushalt nicht kannte, die Universitäten zudem als halbgeistliche Anstalten galten und die Kirche überhaupt als verpflichtet angesehen wurde, für den Unterricht zu sorgen, so war dies nach der Anschauung der Zeit der allein gangbare Weg, den Universitätslehrern einen festen Gehalt zu gewähren. Päpste und Landesherren haben daher wiederholt solche Stiftsstellen den Universitäten einverleibt. (Abb. 47.)

Die Pfründen waren oft sehr ansehnlich, namentlich für die Theologen. In dem reichen Köln z. B. gab es für sie Pfründen bis zu 200, ja 300 Gulden, nach heutigem Gelde (ein Gulden gleich 7 bis 10 Reichsmark) 1400 bis 3000 Mark, nach heutigem Geldwert gut 10000 bis 20000 Mark, wenn nicht mehr. Auch die Juristen waren nicht schlecht gestellt, bescheidener meist die Mediziner, die ja in der ärztlichen Praxis einen einträglichen Erwerb finden konnten, am bescheidensten mit geringen Ausnahmen die Artisten, die allerdings mit den Kollegienhonoraren rechnen durften. Gewiß war ein artistischer Magister — der also heute etwa einem Professor in der philosophischen Fakultät entsprechen würde — schon sehr zufrieden, wenn er eine Pfründe mit 30 Gulden jährlichen Einkommens, heute etwa gleich 2000 Mark, erwischen konnte. Es gab aber auch solche mit einem Einkommen von nur 18, 16, ja 12 Gulden. Besser, in Leipzig z. B. auf 62 Gulden, standen sich diejenigen Magister, die eine Stelle in einem Kollegium hatten (siehe unten S. 52). Dazu kam, daß sie außer freier Wohnung auch etwa 26 Gulden Gewinn aus dem steuerfreien Ausschank von Bier bezogen. An manchen Universitäten, namentlich den städtischen, gab es übrigens auch schon sehr frühe einige Lehrstellen, die von den weltlichen Behörden, z. B. dem Rat in Köln und Basel, fest besoldet wurden. Dies kam mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts immer mehr in Gebrauch, es entwickelte sich so ein Stamm von der Landesobrigkeit abhängiger, mit festem Gehalt angestellter Professoren, das Prinzip der Zukunft.

Das Wesen des mittelalterlichen Gelehrten bliebe gänzlich unverständlich, wenn wir hier nicht wenigstens einen Begriff von dem Inhalt der an den Universitäten übermittelten gelehrten Bildung zu geben versuchten. Dieser war von dem, was heute an den Universitäten gelehrt und gelernt wird, grundverschieden. Von größter Wichtigkeit ist vor allem eins.

Wenn auch keineswegs ohne Nutzen für das praktische Leben, so war der ganze Unterrichtsbetrieb an den mittelalterlichen Universitäten doch wesentlich auf ein ideales Ziel gerichtet, die Überlieferung einer Summe positiver Kenntnisse und die durch die Pflege der Disputation gewonnene Befähigung, sich dieser Kenntnisse in Rede und Gegenrede passend und schlagfertig zu bedienen. Auf eine Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis hatte es die mittelalterliche Universität nicht abgesehen. Was wir heute von dem Doktoranden verlangen, daß er ein und sei es nur das winzigste Steinchen zum Ausbau seiner Wissenschaft beitrage, der Gedanke lag dem Mittelalter vollständig fern. Daher auch die befremdende Thatsache, daß der Stand des Wissens Jahrhunderte hindurch nahezu der gleiche blieb. Daher auch das der minutiösen Spezialisierung unserer Tage gerade entgegengesetzte häufige Vorkommen der Polyhistorie. Das beschränkte Auge des mittelalterlichen Gelehrten sah wohl ein ganzes großes Wissensgebiet in wenigen gedrängten Kompilationen beschlossen. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn ein gewandter Lateiner, ein bewunderter Logiker nach einigen Jahren praktischer Thätigkeit wieder zur Universität zurückkehrte, um hier nun in irgend einer der oberen Fakultäten seine unterbrochenen Studien fortzusetzen und einen neuen akademischen Grad sich zu erwerben. Ja es gab wohl hochgelahrte Doctores, die wie Faust sich rühmen konnten, das Wissen aller Fakultäten in sich aufgenommen zu haben.

Zu einer Zeit freilich, im 11. und 12. Jahrhundert, war eine frische, fröhliche Bewegung durch die bis dahin vorzugsweise receptiv sich ver-

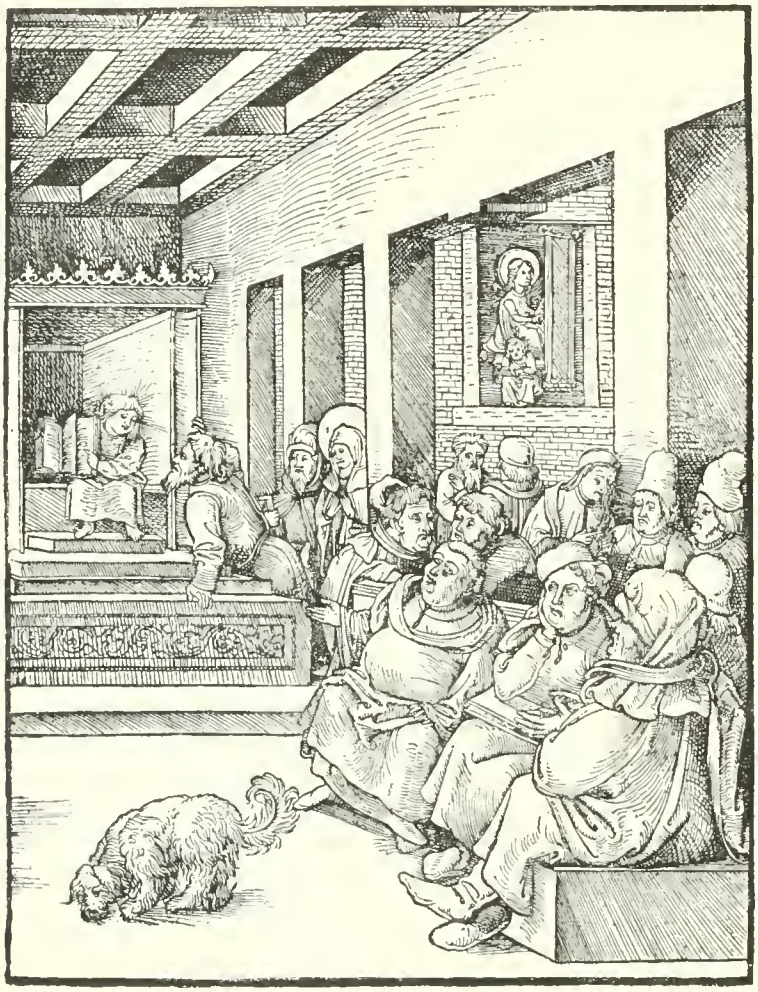


Abb. 36. Gelehrtengruppe bei einer Disputation. (Chriſtus im Tempel.) Holzſchnitt von Hans Wechtlin († 1530). München, Kupferſtichkab. P. III, 20.

haltende mittelalterliche Gelehrſamkeit gegangen. An Stelle des getrübten Fortlebens der antiken und kirchenväterlichen Weisheit war eine ſelbſtändige, ſcharfſinnige theologiſch-philoſophiſche Spekulation getreten, die ſeit vielen Jahrhunderten zum erſtenmale wieder einen neuen Gedankeninhalt in die litterariſche Welt brachte. Die Begeiſterung für die neue Wiſſenſchaft der Scholaſtik ging denn auch in hohen Wogen, und namentlich Frankreich war der Boden, auf dem ſie ihre ſchönſten Blüten entwickelte. Hier lehrten ein Anſelm von Canterbury, ein Roscellin, ein Petrus Lombardus, ein Abälard. Aus dieſer erſten Periode der Scholaſtik ſtammt der berühmte nominaliſtiſche Streit über die Frage, ob die allgemeinen Begriffe (universalia) wirkliche Dinge (realia) oder ob ſie nur Abſtraktionen, Namen oder Worte (nomina seu flatus voeis) ſeien. Jene Anſchauung wurde von den Realiſten — heute würde man ſagen Idealiſten — dieſe von den Nominaliſten — die wir umgekehrt als Realiſten bezeichnen würden — vertreten. Der Streit zwiſchen dieſen beiden Richtungen dauerte das ganze Mittelalter über fort, wenn er auch oft von aktuelleren Gegenſätzen in den Hintergrund gedrängt wurde. Eine neue Epoche, um die Wende des 12./13. Jahrhunderts, ein geſteigertes wiſſenſchaftliches Leben führte das Bekanntwerden der großen Mehrzahl der ariſtoteliſchen Schriften und ſeiner morgenländiſchen Kommentatoren herauf. Sie zu erklären und mit der chriſtlichen Theologie in Einklang zu bringen, ſetzten eine große Zahl der berühmteſten Männer, darunter auch, wie wir bereits wiſſen, unſer Albertus Magnus, ihre raſtloſen Federn in Bewegung. Der Dominikaner Thomas von Aquino ſchuf ſein noch heute in der katholiſchen Kirche autoritative Geltung beſitzendes Lehrſyſtem, worin der Kernpunkt alles mittelalterlichen Philoſophierens, der Satz, daß keine Feindſchaft ſei zwiſchen dem Glauben und der Vernunft, die glänzendſte Darlegung erfuhr. Aber in dem Franziskaner Duns Scotus, der der Vernunft die Fähigkeit abſprach, die religiöſen Wahrheiten zu beweiſen, erſtand ihm ein ebenbürtiger Gegner. Es begann der Kampf zwiſchen Thomiſten und Scotiſten, der mit Wilhelm von Occam's

ſcharfer Hervorhebung des Widerſpruchs zwiſchen der Vernunft und den Sätzen des Dogmas, an denen Occam ſelbſt übrigens nicht im geringſten zweifelte, bereits zum Verfall der Scholaſtik führte.

Zu der Zeit, als die deutſchen Univerſitäten begründet wurden, war er entſchieden. Allerdings, die alten Gegenſätze in der Scholaſtik beſtanden fort, wenn ſie auch im Einzelnen modifiziert und mit anderen Namen belegt wurden. Hatten ſich früher Realiſten und Nominaliſten, dann Thomiſten und Scotiſten gegenübergeſtanden, ſo kämpfte man jetzt mit den Schlagworten der via antiqua und der via moderna (des alten und des neuen Wegs) gegen einander. Und dieſe Kämpfe waren die denkbar heftigſten. Die Parteiwut machte die Gelehrten blind. Vorleſungen der gegneriſchen Richtung wurden durch Fakultäts- und Univerſitätsbeſchlüſſe unterſagt, Bücher der Gegenpartei aus den — freilich noch ſehr kärglichen — Bibliotheken ausgeſchaltet, und ein wahrhaft wütender Kampf pflegte um die Neubeſetzung erledigter Stellen zu toben. An einigen Univerſitäten wie in Baſel, Tübingen, Ingolſtadt u. a., kam es auf Grund dieſes Streites zu einer Scheidung der artiſtiſchen in zwei beſondere Fakultäten. Von Wert für die Fortentwickelung der Wiſſenſchaft iſt dieſer Streit kaum geweſen. Der moderne Menſch ſieht in der Gelehrſamkeit der deutſchen Univerſitäten während des ganzen Mittelalters nur Stillſtand, ja mehr als das, offenbaren Rückſchritt. Die logiſchen Unterſuchungen, die in der Blütezeit der Scholaſtik ſo manches auch heute noch von der Philoſophie gewürdigte zu Tage gefördert hatten, arteten immer mehr in Spitzfindigkeiten und leere Spielereien aus, die Prinzipien einer geſunden Erfahrungswiſſenſchaft, der Wert auch nur eines vernünftigen philologiſchen und hiſtoriſchen Wiſſens blieben dem ſcholaſtiſchen Geiſte unfaßbar. Und ſo ſehen wir denn den „Scholar, den Baccalaurens, den Lizentiaten, den Doktor des Jahres 1490 noch ganz in derſelben Geſtalt, noch ganz mit denſelben Büchern, Kenntniſſen und ſelbſt Sitten ausgeſtattet, wie wir ihn im Jahre 1390 verlaſſen haben".

Wir Kinder einer neuen Zeit, die wir unter dem Einfluß der Naturwiſſenſchaften die exakte Beobachtung, das vorausſetzungsloſe, freie empiriſche Forſchen mit mehr oder weniger Glück zur Norm auch in den ſog. Geiſteswiſſenſchaften erhoben haben, vermögen uns nur ſchwer eine Vergangenheit vorzuſtellen, in der man das Weſen der Pflanze dadurch erklärt zu haben glaubte, daß man den mit dieſem Worte ſich verbindenden Begriff zergliederte, in der das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä ernſthaft als ein philoſophiſches Thema galt, in der ein Raimundus Lullus durch ſeine „große Kunſt" (Ars magna) auf Grund weniger allgemeiner Sätze ganze große Wiſſenſchaften, wie die Jurisprudenz, logiſch zu entwickeln und einen befähigten Schüler in einem Monat zum perfekten Juriſten ausbilden zu können ſich anheiſchig machte, in der der gelehrte Mediziner ſeine Kenntniſſe vom menſch-

Abb. 37. Akademiſches Zechgelage (links der Arzt Dr. Avila). Holzſchnitt aus: d'Avila, ein nützliches Regiment der Geſundheit. Augsburg, Steyner, 1531.

Abb. 38. Ariſtoteles mit ſeinen Schülern. Holzſchnitt eines Augsburger Meiſters ca. 1480.

lichen Körper und ſeinen Krankheiten nicht aus der Sektion und am Krankenbette, ſondern aus den Schriften der Alten und ihren mittelalterlichen Kommentaren gewann, in der wohl gar ein neuer Magister artium verpflichtet wurde, ſich feſt an die Worte des Ariſtoteles wie an eine unzweifelhafte Wahrheit zu halten.

Es iſt gewiß mit Recht bemerkt worden (von Kaufmann), daß das vorwiegendſte Merkmal der Scholaſtik und damit der mittelalterlichen Wiſſenſchaft überhaupt in dem Übergewicht der logiſchen Intereſſen zu ſuchen iſt, in der Bemühung, weniger die Thatſachen zu ſammeln und zu erkennen, als ſie in Begriffe umzuſetzen und aus dieſen Begriffen über die Thatſachen zu urteilen. Die Leidenſchaft, mit der ſich das Mittelalter — ſeit dem Aufkommen der erſten Scholaſtiker — der Dialektik ergab, die Neigung zur Abſtraktion und Deduktion beherrſchte jedes Gebiet der Forſchung, den Unterricht der ganzen Zeit. Es wurde über die Dinge räſonniert, anſtatt ſie zu beobachten. Damit hing aufs innigſte zuſammen, daß ſich der Gelehrte des Mittelalters mehr mit den Meinungen ſeiner Vorgänger über irgend einen Gegenſtand als mit dieſem ſelbſt beſchäftigte. Die Abhängigkeit von den großen Meiſtern der Vorzeit, der Wert, der darauf gelegt wurde, ihre Lehren gewiſſermaßen mechaniſch an der Hand zu haben, bedingte eine weit ſtärkere Inanſpruchnahme des Gedächtniſſes, die von uns heute Lebenden gewiß als unerträglich empfunden werden würde. Wir müſſen freilich dabei bedenken, daß infolge des Fehlens leicht zugänglicher, billiger und bequemer Nachſchlagebücher das Memorieren damals überhaupt eine weit größere Rolle ſpielte und gewiß auch die Faſſungskraft des Gedächtniſſes im allgemeinen eine größere war als heutzutage. Das Auswendigkönnen eines maſſenhaften, buntſcheckigen Stoffes, die dialektiſche Schulung laſſen es denn auch begreiflich erſcheinen, daß der alte und junge Gelehrte ihren größten Ruhm in eine erfolgreich durchgeführte Disputation ſetzten. Aber nicht darauf kam es an, die Richtigkeit einer Behauptung mit triftigen Gründen zu erweiſen: nein, ſeinen Scharfſinn im Zergliedern von Begriffen, ſeine Gewandtheit in der Kunſt, eine jede beliebige Poſition zu verteidigen, wollte man zeigen. Ohne Scheu vor der Wahrheit machte man auch die ſchlechtere Sache durch ſophiſtiſche Spitzfindigkeit und verblüffende Argumentationen zur ſcheinbar beſſeren und wenigſtens im Augenblick ſiegreichen. Dabei mußte der mittelalterliche Gelehrte allerdings gar ſehr auf ſeiner Hut ſein, daß er auch die gewageteſten Fragen — und es gab ihrer viele, die das Allerheiligſte berührten — im Sinne der Kirche löſte. Häretiſche Meinungen, deren ſich auch im Schoße der Scholaſtik nicht wenige regten, wurden nicht gelitten, andererſeits ließ die Kirche ſelbſt die ab-

geſchmackteſten Verirrungen des Schulwitzes zu, angeblich, weil ſie die dialektiſche Fertigkeit zur Widerlegung der Ketzer und Ungläubigen brauchte.

Das Spielen mit logiſchen Begriffen, die Sucht, mit Worten zu glänzen, wo wir heute Thatſachen verlangen würden, wurde nicht unweſentlich befördert durch die tote Sprache, deren ſich der Gelehrte des Mittelalters in Rede und Schrift faſt ausnahmslos bediente. Das Deutſche wäre ja in der That für ſolche Zwecke damals noch völlig unbrauchbar geweſen. Das Latein des Mittelalters war aber gewiſſermaßen eine lebende Sprache. Der Gelehrte des Mittelalters ſprach und ſchrieb nicht nur, er dachte auch lateiniſch, er machte ſich die fremde Sprache zu ſeinem praktiſchen Gebrauche zurecht, ſo daß ſie ihm vertraut wurde wie ſeine Mutterſprache. Freilich ein Ciceronianiſches Latein war das nicht: heute dürfen ſogar Tertianer über ſo manche monſtröſe Sätze lachen, die zur Illuſtrierung des mittelalterlichen „Töpferlateins" mitgeteilt zu werden pflegen. Welch herrliche Kraft aber dieſer barbariſch umgemodelten Sprache innewohnte, dafür legen die Verſe des Archipoëta und ſo manches unvergeßliche Kirchengedicht noch heute ein beredtes, glänzendes Zeugnis ab.

Daß das Latein keine reineren Formen aufwies, hatte ſeinen Grund darin, daß im 13. und ſchon vorher im 12. Jahrhundert die klaſſiſchen Schriftſteller mehr und mehr der Vernachläſſigung und ſchließlich ſo gut wie gänzlicher Vergeſſenheit anheimgefallen waren. Wenigſtens gilt dies für Deutſchland, bei weitem weniger für Italien. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis tief ins 15. hinein begegnen uns nur wenige Spuren der Benützung eines Virgil, Ovid, Cicero, von Schriftſtellern alſo, die doch zur Zeit der Karolinger und Ottonen, auch noch unter den Staufern immer von neuem geleſen, abgeſchrieben, auswendig gelernt, bewundert, geliebt und in Proſa wie in Verſen eifrig nachgeahmt wurden. Vergebens hatten, als der Sieg der Scholaſtik noch nicht entſchieden war, die Freunde der alten Litteratur ihre klagende Stimme erhoben und die auf ihre halbverdaute dialektiſche Weisheit übermütig pochende Jugend zu den ewigen Muſtern eines ſchönen Stils und aller feineren Bildung zurückzuführen geſucht. Die neue Zeit betrachtete ſolche Dinge als Tändeleien, und ſie hatte, bis zu einem gewiſſen Grade, nicht Unrecht. Man fühlte ſich gedrängt, ernſtere Aufgaben zu löſen, die leere Nachahmung klaſſiſcher Vorbilder konnte nicht mehr genügen. In ähnlicher Weiſe wurde drei Jahrhunderte ſpäter der Humanismus der Renaiſſanceperiode von den theologiſchen Intereſſen der Kirchenerneuerung in den Hintergrund gedrängt, die Klagen über ſein Unterliegen lauten ähnlich bei Erasmus wie bei Johannes von Salisbury. Indeſſen was im 16. Jahrhundert nur ein vorübergehendes Symptom einer gewaltigen, um-

Abb. 39. Die ſieben freien Künſte dargeſtellt durch disputierende Gelehrte. Holzſchnitt eines Augsburger Meiſters ca. 1480.

Abb. 40. Allegorie der Logik. Die Logik bewaffnet mit Bogen (Frage) und Schwert (Schluß) bläst auf einem Horn, dem zwei Rosen (zwei Voraussetzungen) entsprießen. Ihr Mieder bedeutet Schlußfolgerung, der Arm Beweisführung. Vier Bäume im Hintergrund, der Wald der Meinungsverschiedenheiten, deuten auf die Hauptrichtungen der Scholastik. Ein Hund (Wahrheit) und ein Fuchs (Falschheit) jagen einen Hasen (das Problem). Holzschnitt aus: Murner, Logica memorativa Chartiludium logice. Straßburg, Grüninger, 1509.

Die Niederlage des „Humanismus" der älteren Epoche war eine vollständige. Von den Leuchten klassischer Beredsamkeit und Dichtkunst ist kaum noch hier und da mit unverstandenen Worten die Rede, geschweige denn daß sie gelesen wurden. Und doch fußte auch das ganze spätere Mittelalter durchaus auf der klassischen Tradition, ja gab sich ihr mit einer Inbrunst hin, die mit seinem kirchlich-bigotten Geiste in eigentümlichem Widerspruche zu stehen scheint. Aber die Ideale waren andere geworden. Nicht die poetischen, sondern die philosophischen, medizinischen, naturwissenschaftlichen Schriften der Alten begehrte man zum Studium. Und auch hierin beschränkte man sich auf einige wenige Autoren, und unter diesen wieder ragte turmhoch hervor der „Philosoph" an sich, Aristoteles. (Abb. 38.)

Die logischen Schriften des Aristoteles waren schon im früheren Mittelalter und zwar nach und nach sämtlich im Abendlande bekannt geworden. Seine Ausnahmestellung schreibt sich aber erst daher, daß um die Wende des 12. Jahrhunderts auch seine naturwissenschaftlichen und metaphysischen, seine ethischen und psychologischen Schriften der gelehrten Welt zugänglich gemacht wurden. Freilich geschah dies auf einem weiten Umwege. Nicht etwa oder wenigstens nur

wälzenden Bewegung sein sollte, machte der Sieg der Scholastik zu einer lange bleibenden Erscheinung, die zwischen der ersten und zweiten Hälfte des Mittelalters einen Hauptunterschied begründet.

in einigen wenigen Fällen direkt aus Byzanz bezog man die aristotelischen Bücher, sie mußten erst durch nestorianische (syrische) Christen ins Arabische und dann wieder aus dem Arabischen, zum Teil durch spanische Juden, ins Lateinische übersetzt werden. Friedrich II. hat sich darum besonders verdient gemacht. Es waren aber meist nur untergeordnete Geister, die sich mit dieser Übersetzungsthätigkeit abgaben, denn die hervorragendsten Gelehrten des Abendlandes verstanden so wenig Arabisch wie Griechisch. Man kann sich denken, wie trübe der Quell aristotelischer Weisheit auf solche Weise zum Fließen gebracht wurde. Indes der mittelalterlichen Wissenschaft genügte das. Was sie nicht verstand, suchte sie teils, wunderbar genug, in den Kommentaren arabischer und jüdischer Philosophen, teils gefiel sie sich selbst darin, dunkle Stellen scharfsinnig zu erläutern und in ihrem eigenen befangenen mittelalterlichen Geiste umzudeuten.

Der Aristoteles war das A und O der mittelalterlichen Weisheit.

„Omnis hic excluditur, omnis est abiectus,
„Qui non Aristotelis venit armis tectus,
„Alle sind geächtet hier, finden zu die Thüren,
„Die des Aristoteles Wehr nicht können führen,

so lautete ein Verschen, das im Anfange des 13. Jahrhunderts in Paris gedichtet wurde. Damals hatte die aristotelische Philosophie noch mit wiederholten Angriffen und Verboten seitens der Päpste zu kämpfen. Wie viel mehr erst mußte dieses Sprüchlein zur Wahrheit werden, nachdem die Kirche selbst den alten Meister in ihren Schutz genommen und sein Studium der Geistlichkeit geradezu zur Pflicht gemacht hatte. Der Name des Stagiriten ist von streng christlichen Lehrern und Schülern des Mittelalters gewiß öfter im Munde geführt worden als jemals im Altertum von seinen Landsleuten, ja es hat wohl nie ein Gelehrter dermaßen alles wissenschaftliche Denken und Arbeiten beherrscht wie der alte Heide, der sich so schön zum „Kirchenvater der Philosophie", wie man ihn auch genannt hat, gebrauchen ließ. Aristoteles begleitete den Jünger der Wissenschaft von der untersten Stufe logischer Begriffsauffassung bis zur Höhe scholastisch-theo-

Abb. 41. Allegorie der Rhetorik. Sie hat im Munde ein Schwert und einen Lilienstengel (Schärfe und Milde). Ihr zur Seite stehen Virgil (Poesie), Aristoteles (Naturkunde), Justinian (Rechtskunde), Seneka (Ethik), Sallust (Geschichte). Zu ihren Füßen spricht M. Tullius Cicero zum römischen Volke. Holzschn. aus: Gregor Reisch, Margarita philosophica. Straßburg, Joh. Schott, 1504.

Abb. 42. Allegorie der Philoſophie, die dreiköpfig dargeſtellt iſt. Zu ihren Füßen Logik, Rhetorik, Grammatik, Arithmetik, Muſik, Geometrie, Aſtronomie. Außerhalb des Kreiſes Ariſtoteles (Naturwiſſenſchaft), Seneca (Moral-lehre). Oben als Vertreter der Philosophia divina (Lehre von Gott) die Kirchenväter St. Auguſtin, Gregorius, Hieronymus und Ambroſius. Holzſchnitt aus: Gregor Reiſch, Margarita philosophica. Straßburg, Joh. Schott, 1504.

logiſcher Erkenntnis. Und der Gelehrte des Mittelalters kannte keinen höheren Ruhm als für einen gründlichen Kenner des „Philoſophen" ge-halten zu werden.

Die mittelalterliche Gelehrſamkeit, wie ſie an den Univerſitäten übermittelt wurde, ſtellte ge-wiſſermaßen ein großes, anſehnliches Gebäude dar, das in einen deutlich unterſchiedenen Ober-

und Unterbau zerfiel. Der Oberbau, um im Gleichnis zu bleiben, setzte sich wieder aus drei großen Hallen, den drei oberen Fakultäten, zusammen, in die man in der Regel nicht hineingelassen wurde, es sei denn daß man zuvor so und so lange Zeit im Unterbau verweilt und der höchsten Ehren, die es hier zu erringen gab, teilhaftig geworden wäre. Wir wissen schon, daß der Unterbau an den Universitäten durch die philosophische oder wie sie früher allgemein hieß, die artistische Fakultät gebildet wurde. Letzteren Namen hatte sie daher, weil in ihr die „septem artes liberales", die sieben freien oder schönen Künste — wie sie zum Unterschied von dem auch als ars bezeichneten Handwerk hießen — gelehrt wurden. Das System derselben stammte aus dem Altertum, wir finden es daher schon im frühen Mittelalter, in Deutschland zuerst in der karolingischen Periode entwickelt. Es beherrschte den Unterrichtsbetrieb in den Klöstern wie überhaupt in den mittelalterlichen Schulen und ging von diesen auf die Universitäten über. Von den sieben Fächern bildeten drei, Grammatik, Rhetorik und Logik die Unterstufe, das Trivium, in dem der Scholar für das Studium der vier höheren Künste, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, die Oberstufe oder das sog. Quadrivium, vorbereitet wurde.

In der Praxis freilich war dies Schema selbst für das Mittelalter, wenigstens für das spätere, viel zu eng. Namentlich für die eigentliche Philosophie, die einen Hauptunterrichtsgegenstand an den mittelalterlichen Universitäten bildete, war kein Raum in ihm. Sie wurde denn auch, wie wir das auf nebenstehendem Bilde sehen, als Krönung des in der artistischen Fakultät gelehrten wissenschaftlichen Systems der artes aufgefaßt. Daß sie dort dreiköpfig erscheint, war eine alte mittelalterliche Tradition, indem damit auf die Dreiteilung der Philosophie in die Philosophia naturalis, rationalis (oder auch metaphysica) und moralis angespielt wurde. Uns Neueren erscheint es befremdlich, daß man zu der philosophia naturalis damals auch das rechnete, was wir

Abb. 43. Allegorie der Grammatik. Mit der rechten Hand zeigt sie einem Schüler eine Tafel mit dem Alphabet, mit der andern erschließt sie den Turm der Wissenschaft. Unten zwei Unterrichtsscenen (Donat, Priscian). In der ersten Reihe oben die Vertreter der Logik, Rhetorik und Grammatik. In der zweiten Reihe die der Musik, Geometrie, Astronomie. In der dritten Reihe die der Physik und Moralwissenschaft. Zu oberst Petrus Lombardus als Vertreter der Theologie. Holzschnitt aus: Gregor Reisch, Margarita philosophica. Straßburg, Joh. Schott, 1504.

Abb. 44. Die Astronomie lehrt dem Ptolomäus sein Himmelssystem. Allegorie. Holzschnitt aus: Gregor Reisch, Margarita philosophica. Straßburg, Joh. Schott, 1504.

heute unter Physik verstehen, und deshalb die Lufterscheinungen, die Fragen nach den Eigenschaften des Festen und Flüssigen sowie auch etwa die Gestalt des Weltalls, die Bewegung der Fixsterne und Planeten als philosophische Probleme auffaßte.

Wie sich der Unterricht in den genannten Disziplinen im Einzelnen gestaltete, wie darin überall das dialektische Moment die Vorherrschaft übte, darauf soll in der Monographie über den Lehrer und Schüler näher eingegangen werden. Hier sei nur dies eine gesagt, daß das Ziel, das in der untersten Fakultät der Universitäten erreicht wurde, manchmal von dem, was der Unterricht an einer gutgeleiteten Schule bot, nicht sehr verschieden war. Was man anstrebte, war in beiden Fällen eine allgemeine gelehrte Bildung. Allerdings wurde diese im damaligen Unterricht nur einseitig übermittelt. Fehlten doch darin so wichtige Wissensstoffe wie Geschichte und Geographie gänzlich. Auch die Fächer des Quadriviums wurden an den Universitäten häufig völlig vernachlässigt. Diesem Mangel abzuhelfen entstanden eine Anzahl gewaltiger Encyklopädieen, Weltchroniken u. s. w., die dem universalen Interesse des Mittelalters, das womöglich alle Wissenschaft in einem einzigen Buche zusammenhaben wollte, nach Möglichkeit entgegenkamen.

Nur im Vorübergehen sei hier bemerkt, daß das Mittelalter neben den bonae artes auch eine Anzahl artes illicitae (unerlaubte Künste) kannte, an deren Wirksamkeit es im allgemeinen nicht zweifelte, die seinem christlichen Sinne aber immer höchst verdächtig vorkamen. Wenn schon Astrologie, Alchimie und wohl auch Chiromantie nicht immer dazu gerechnet wurden, so doch sicher Magie und Nekromantie, deren Beherrschung die abergläubische Menge einem mit naturwissenschaftlichen Experimenten sich abgebenden Gelehrten, wie der Fall des Albertus Magnus uns gezeigt hat, nur zu gern zuzutrauen geneigt war. Auch der angebliche Erfinder des Schießpulvers, der Franziskanermönch Berthold, der um seiner alchimistischen Studien willen der „Schwarze" genannt wurde, ist ein sprechendes Beispiel dafür. Es ist auch nicht zufällig, daß manche dieser Künste erst in späterer Zeit so recht in Aufnahme kamen. Der zuweilen ausgesprochen heidnisch-naturalistische Sinn des Humanismus glaubte an die astrologischen Wahnvorstellungen, die der fromme christliche Sinn des Wiener Scholastikers Heinrich von Langenstein entschieden bekämpft hatte.

Wie in der philosophischen Fakultät der Aristoteles, so genossen auch in den oberen Fakultäten gewisse Schriften ein vornehmlich kanonisches Ansehen, in der Medizin Hippokrates und Galenus,

in der Jurisprudenz das Corpus iuris und das Decretum samt der Glosse, in der Theologie natürlich die Bibel und die Sentenzen des Petrus Lombardus.

Die für das ganze Mittelalter charakteristische Abhängigkeit von der gelehrten Tradition war entschieden am bedenklichsten in der Heilkunde, die nur auf eine immer erneute lebendige Naturbeobachtung mit Erfolg gegründet werden kann. Die anatomische Sektion eines menschlichen Leichnams war aber aus religiösen Gründen nur höchst selten zugelassen, und in welche Fesseln wurde die empirische Forschung geschlagen, wenn z. B. in Erfurt der Doktorand schwören mußte, von den Lehren des Hippokrates nicht abweichen zu wollen. Dementsprechend herrschte auch in der Medizin die Disputationssucht vor, und auch hier verstieg man sich zu solchen lächerlichen Quästionen, wie zu der, ob Adam einen Nabel gehabt habe. Auch in der Jurisprudenz übte man seinen Scharfsinn mit Vorliebe an müßigen „Doktorfragen", an spitzfindigen Erörterungen, z. B. über das Erbrecht infolge von Verwandtschaftsverhältnissen, die im Leben überhaupt nicht vorkommen konnten. In den Vorlesungen herrschte die Glosse, d. h. die mittelalterliche Erklärung des Corpus Juris und des Decretum, und namentlich Bartolus und Baldus genossen eine fast abergläubische Verehrung. Dabei verfuhr man mit einer Breite und Umständlichkeit, durch Anführung von Parallelstellen, Quästionen und Kontroversen, daß für die Behandlung nur weniger Gesetztitel Monate, ja Jahre gebraucht wurden. Das römische Recht kam übrigens, wie wir bereits wissen, erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts an den Universitäten in Aufnahme. Man berief zu seiner Vertretung gern italienische Professoren. In den ersten 100 Jahren ihres Bestehens kannten die deutschen Universitäten nur das kanonische (kirchliche) Recht, und es waren wesentlich nur Geistliche, die die Hörsäle der Juristen füllten.

Ganz und gar unter dem Einfluß der dialektisch-scholastischen Methode stand die höchste und heiligste der Wissenschaften, die Theologie, der nach mittelalterlicher Auffassung eigentlich alle anderen Wissenschaften, zumal die artes, zu dienen berufen waren. Der Theologie fehlte jeder Sinn für die geschichtliche Entwickelung der christlichen Kirche, das historische Auge, wie Döllinger bemerkt; sie hatte nur ein spekulatives. Das Verständnis der hl. Schrift mußte schon wegen der Unkenntnis der Sprachen des Urtextes immer ein ungenügendes bleiben. Außerdem verbaute man sich selber den Weg dazu, denn statt eine Stelle in ihrem Zusammenhange nach dem natürlichen Wortsinn zu erklären, suchte man überall nach einer allegorischen und mystischen Deutung, ja man behauptete, daß der hl. Geist in der Bibel seine ganz besondere Logik habe. Dadurch ward den seltsamsten Schrullen Thür und Thor geöffnet. So

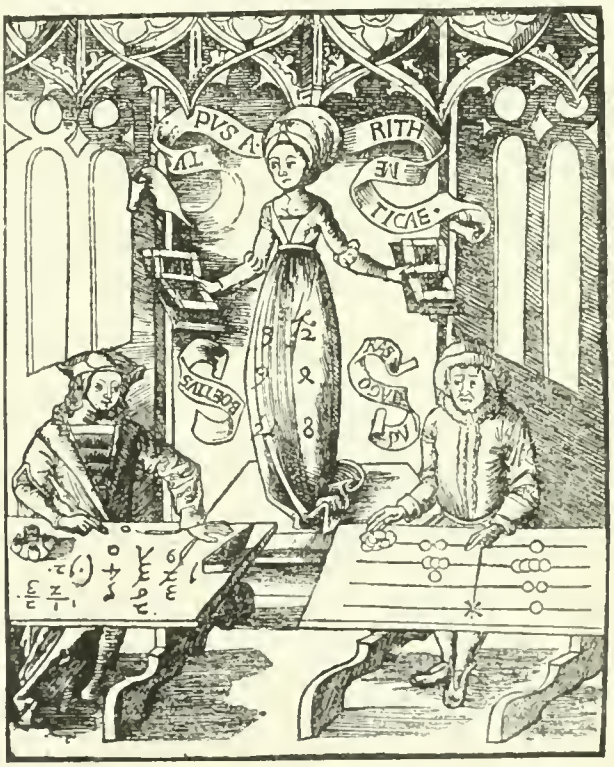


Abb. 45. Allegorie der Arithmetik. Zu ihren Füßen Boethius mit einer Zahlentafel und Pythagoras mit einem Rechenbrett. Holzschnitt aus: Gregor Reisch, Margarita philosophica. Straßburg, Joh. Schott, 1504.

Abb. 46. Allegorie. Schwierigkeit des ärztlichen Studiums. Zu einem Gelehrten, der in einem Buch ſtudiert, treten links ein krankes Paar, rechts ein Arzt mit ſeinem Harnglas und ein Bote. Holzſchnitt aus: H. Brunſchwig, Buch der wahren Kunſt zu deſtillieren. Straßburg, Grüninger, 1512.

ſollte der Zug der Juden durch das rote Meer auf die Taufe deuten u. dgl. m. Noch Luther war vielfach in dieſer Auffaſſung befangen, wie ein jeder ſich erinnern wird, der einmal die Kapitelüberſchriften des Hohen Lieds in ſeiner Bibelüberſetzung geleſen.

Außer der Bibel waren es namentlich die Sententien des Petrus Lombardus, ein ſcholaſtiſches Lehrbuch der Dogmatik aus dem 12. Jahrhundert, die dem Univerſitätsunterricht zu Grunde gelegt wurden. Ja, es galt für ehrenvoller, über ſie zu leſen als über die Bibel. Der Baccalarius, der dazu die Berechtigung erhalten hatte, hieß davon Sententiarius und ſtand auf einer höheren Stufe als der Biblicus oder Cursor, der nur über beſtimmte Bücher der hl. Schrift leſen durfte. Überhaupt traten die Bibel und die Kirchenväter mit ihrer einfach-verſtändigen Weisheit hinter den in ſubtilſten Erörterungen ſchwelgenden Wortführern der Scholaſtik völlig in den Hintergrund. Der Ariſtoteles war auch in der Theologie zum Siege gekommen, und der gefeiertſte Theologe wie überhaupt der größte Gelehrte war derjenige, der am ſcharfſinnigſten zu disputieren verſtand. Selbſtverſtändlich trieb dieſe Kunſt nun auch auf den großen Kirchenverſammlungen, den Provinzial-Synoden und Ordenskapiteln üppige Blüten. Ob dies der Sache zugute gekommen, möchte allerdings ſehr zu bezweifeln ſein.

So viel von dem Betrieb der Wiſſenſchaft an den Univerſitäten. Was es außerhalb derſelben im 14. und 15. Jahrhundert an Gelehrſamkeit gab, darauf können wir hier kaum eingehen. In jeder Stadt fanden ſich ihre Vertreter, vor

Abb. 47. Der Pfründenſucher. Bewerbung um eine Pfründe. Holzſchnitt von Hans Frank 1516.
B. VII, 7.

allem natürlich unter der Geiſtlichkeit, unter den Ärzten, dann auch gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter den gelehrten Richtern und Notaren. Nicht klein war die Zahl der gelehrten Stadtſchreiber, von denen wir ſo manchen als tüchtigen Chroniſten anführen könnten. Allein im 15. Jahrhundert hatten doch auch dieſe Leute meiſt ſchon eine Zeit lang der artiſtiſchen Fakultät irgend einer Hochſchule angehört und ſtanden ſo doch wenigſtens unter dem Einfluß der Univerſitäten.

Die Univerſitäten nun ſind es geweſen, an und mit denen ſich ein beſonderer Gelehrtenſtand oder Gelehrtenberuf entwickelt hat. Früher hatte es nur gelehrte Mönche und Geiſtliche gegeben. Selbſt die beſte Unterrichtspflege in den alten Benediktinerklöſtern oder auch in den Studienanſtalten der Bettelmönche hätte die Wiſſenſchaft nie aus der engen Verbindung und Abhängigkeit vom geiſtlichen Stande löſen können. An den Univerſitäten wurde die Wiſſenſchaft ſelbſt eine Macht, hier fand ſie einen feſten Rückhalt, äußerlich ſichtbare Formen und Ordnungen und eine, wenn nicht alle, ſo doch die damals als vornehmlich berechtigt geltenden Wiſſenszweige umfaſſende Organiſation. Und wie ſchon das alte geflügelte Wort, daß jedem der drei Hauptländer der Chriſtenheit etwas zugefallen wäre, Italien das Papſttum, Deutſchland das Kaiſertum, Frankreich das Studium (nämlich in Paris), die Wiſſenſchaft als gewiſſermaßen gleichberechtigt neben Kirche und Staat ſetzte, ſo traten jetzt auch in Deutſchland Männer auf, die nichts anders waren und ſein wollten als eben Gelehrte.

Allerdings der geiſtliche Charakter haftete dem deutſchen Gelehrten noch faſt das ganze Mittel-

Abb. 48. Gelehrter in Talar und Barett im Geſpräch mit einem Scholaren. Holzſchnitt in der Art des J. Wechtlin. 16. Jahrh. Gotha, Kupferſtichkabinet.

alter hindurch an. Er war keineswegs immer ein Geiſtlicher, nur die niederen Weihen hatte er wohl meiſt empfangen. Er war aber in den weitaus meiſten Fällen unbeweibt. Schon allein aus praktiſchen Gründen mußte er dies ſein, um nicht von den kirchlichen Benefizien, auf die die Univerſitätslehrer angewieſen waren, ausgeſchloſſen zu werden. Andererſeits war aber keine Rede davon, wenigſtens nicht in Deutſchland — in Paris dachte man lange ſtrenger darüber —, daß die Zugehörigkeit zur Univerſität an ſich jemanden, er ſei Lehrer oder Lernender, geiſtlich gemacht hätte. Zumal die Mediziner waren wohl in ſehr früher Zeit meiſt beweibt, dann auch die Juriſten, wenigſtens die Legiſten — in Italien waren ſie es faſt durchweg — und auch unter den artiſtiſchen Magiſtern waren am Schluß des 15. Jahrhunderts Verheiratete nicht ganz ſelten. Daß ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts Verheiratete auch zu Rektoren gewählt wurden, wiſſen wir ſchon. Mancher freilich unter den gelehrten Herren wollte ſich mit dieſer neuen Sitte garnicht recht befreunden, wie z. B. der Verfaſſer eines Ingolſtädter Gutachtens von 1497, der an dem Rückgang der Univerſität den juriſtiſchen und mediziniſchen Doktoren Schuld geben zu müſſen glaubte, die faſt alle Weiber und Kinder hätten und „der Lehr nicht achten". Und in die Wiener Matrikel hat ein verbiſſener Junggeſelle zu einem Namen den wohl kaum ſcherzhaft gemeinten Eintrag gemacht: Uxorem duxit versus in dementiam. Er nahm ein Weib, weil er verrückt geworden.

Es führte alſo die Mehrzahl der deutſchen Gelehrten an den Univerſitäten ein cölibatäres Daſein. Vielfach geſchah dies in Gemeinſchaft, nämlich in den ſog. Kollegien, von denen in unſerer Monographie über den Lehrer ausführlicher gehandelt werden ſoll. Der klöſterliche Zuſchnitt, der in dieſen Stiftungshäuſern herrſchte, verhinderte allerdings nicht, daß die Magiſter durch Völlerei, Unzucht, Streit- und Raufluſt oft großen Anſtoß erregten. Namentlich geſchlechtliche Ausſchweifungen waren bei den Gelehrten nichts ſeltenes, was ja in dem Cölibat derſelben begründet iſt. Doch wagte ſich die Unzucht damals kecker an den Tag. Man war derber und ungenierter, die konventionelle Lüge war noch wenig entwickelt. Übrigens nahm man an Dingen Ärgernis, über die wir heute freier denken. Das Mittelalter, ganz im Gegenſatz zu der auf Ausgleichung der Klaſſenunterſchiede abzielenden Tendenz in unſern Tagen, verlangte, daß ſich ein jeder Stand und Beruf ſchon durch ſein Äußeres kundgeben ſollte. In Univerſitätsverordnungen wird es als höchſt ungehörig bezeichnet, daß man einen Doktor nicht von einem Kaufmann und einen Scholaren nicht von einem Schneiderknecht (d. i. Geſellen) unterſcheiden könne. So ſollte denn der Gelehrte ſeinem ganz- oder halbgeiſtlichen Charakter entſprechend in einer ehrbaren, unauffälligen Tracht einhergehen. Sie beſtand gewöhnlich aus einem langen Rocke von dunkler Farbe, über dem ein Mantel oder Talar getragen wurde, häufig auch die ſog. Schaube, die bei Vornehmeren mit Pelz verbrämt war. Das Tragen von Mänteln, die auf der einen Seite offen waren, von Röcken, die nicht über die Kniee reichten, wurde den Magiſtern in Leipzig ſchon 1436 verboten, bei Strafe von drei Monaten Suspenſion. Indes die lange, züchtige Tracht war wenig beliebt, und die Verfügungen mußten immer von neuem wiederholt werden. Es konnte ſchon als ein Erfolg gelten, daß die Magiſter in

der Amtstracht lasen oder wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten, bei Disputationen, in der Kirche u. s. w. darin erschienen. Baccalaren, die sich ohne Habit dabei betreffen ließen, wurde dies als Abwesenheit gerechnet.

Im ganzen sind wir über jene alte Zeit nur schlecht unterrichtet. Die Vorzüge jedes wahren Gelehrten, Fleiß, Gründlichkeit und Wahrheitsliebe werden ebenso wenig gefehlt haben, wie es sicher ist, daß die Gelehrten von dazumal häufig allerlei üble Eigenschaften, Faulheit, Unwissenheit, Hochmut, Nepotismus bei Vergebung von Stellen, Zanksucht u. s. w. an den Tag gelegt haben. Von den Tugenden, die in der Stille geübt werden, wird ja jederzeit immer nur wenig gesprochen. Für die Untugenden aber haben wir zahlreiche Belege, einmal aus den Akten und dann aus den Satiren jener Zeit.

Es ist nicht schön, daß sich die Professoren der Heidelberger Universität von dem kurfürstlichen Kanzler ins Gesicht sagen lassen mußten, wie sie in allen Dingen nach Parteilichkeit verführen und nur darauf aus wären, ihren Gehalt zu beziehen, während sie sich um die Verwaltung der Universität so gut wie garnicht kümmerten, wie dagegen „Irrung, Zwietracht, Widerwillen, Neid und Haß" unter ihnen herrsche. Ein Leipziger Aktenstück erklärt: „die ursach, schmelerung und abnemung der universitet ist anders nichts dan der doctor unvlis mit lesen und anderen iren sachen." Vielen Professoren sagte man nach, daß sie nicht einmal ihr Latein ordentlich beherrschten, vielmehr, wenn sie im Vortrag auf eine Schwierigkeit stießen, gerade da, wo das Reden am nötigsten wäre, ins Stocken kämen, um schließlich nur mit größter Mühe und in holprichten und unpassenden Ausdrücken fortzufahren. Die Unwissenheit der Gelehrten macht auch Sebastian Brant in seinem Narrenschiff zur Zielscheibe seines Spottes. Ja der Gelehrte führt den Chor der Narren an und spricht dabei:

„Den vordanz hat man mir gelan,
„Dann ich on nutz vil bücher han,
„Die ich nit ließ und nit verstan.

Aber so wenig er von seinen Büchern versteht, er hält sie doch in hohen Ehren und leidet es nicht, daß sich die Fliegen darauf setzen, die wir ihn denn auch auf nebenstehender Abbildung mit einem Wedel fortjagen sehen. Wenn ein wissenschaftliches Gespräch geführt wird, so sagt er, das habe er alles daheim in seinen Büchern, was solle er darin studieren:

„Wer vil studirt, würt ein fantast".

Ein paar lateinische Brocken genügen,

„Ich weyß, das vinum heyßet win,
„Gucklus ein gouch, stultus eyn dor
„Und das ich heyß domne doctor.

Wenn er nicht die Ohren zugedeckt hätte, so würde man wohl bald des Müllers Thier an seiner Statt hervorlugen sehen.

Ein großer Schaden für die Universitäten war es, daß namentlich die Kollegiatstellen nicht nach Verdienst, sondern meist nach Gunst an Unwürdige vergeben wurden, ja schlimmer noch, es war z. B. zu Leipzig eine „gemeine Rede", daß man selten „ohne große und merkliche Gaben und Geschenke" an die Professoren zu etwas gelangen könne. Bei den Prüfungen ging es ähnlich zu.

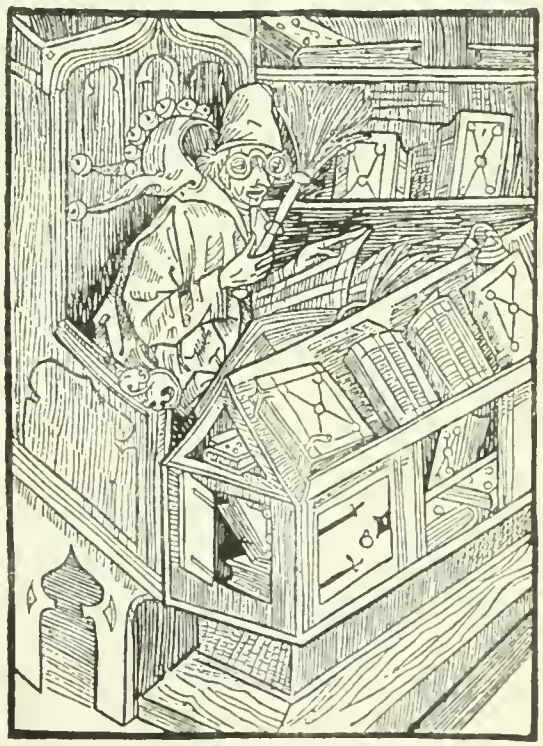


Abb. 49. Der Büchernarr. Mit Schlafmütze, Brille und zurückgestreifter Narrenkappe, scheucht er mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buch. Holzschnitt aus: Sebastian Brant, Narrenschiff. Basel, J. Bergmann von Olpe, 1494.

Abb. 50. Allegorie des Weiſen, der im Alter zum Kind wird und daher in einem Laufſtuhl Gehverſuche macht. Holzſchnitt von Hans Glaſer (in Nürnberg 1540—60 thätig). München, Kupferſtichkabinet. Nag. M. III, 972, 3.

Häufig gab es Zwietracht und Irrungen zwiſchen den verſchiedenen Fakultäten, heftiger aber war der Haß der wiſſenſchaftlichen Richtungen unter einander. Die Realiſten wollten keine Nominaliſten, die Anhänger der via antiqua keine Vertreter des „neuen Wegs" an derſelben Univerſität dulden und umgekehrt. Trotz aller Verbote der Landesobrigkeit wurde beſtändig darüber geſtritten und gezetert, ſelbſt bis zu körperlichen Vergewaltigungen verſtieg man ſich, und auch die Teilung der artiſtiſchen Fakultäten konnte den gelehrten Hader nicht aus der Welt ſchaffen. Sind doch Zank, Neid und Haß immer eine beſondere Untugend der Gelehrten geweſen, pflegten dieſe doch und pflegen ſie wohl noch — vielleicht in Deutſchland mehr als anderswo — ihre wiſſenſchaftlichen Meinungsverſchiedenheiten gern in perſönliche Feindſchaft umzuſetzen. Wie Goethe ſagt: „Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an".

Welch armſelige Dinge waren es aber häufig, über die man ſtritt! In Heidelberg entbrannte 1497 ein nur mit Mühe vom Kurfürſten geſchlichteter leidenſchaftlicher Streit zwiſchen den Scholaren der juriſtiſchen Fakultät und den artiſtiſchen Magiſtern über die Frage, ob jenen auch das Recht zuſtünde, Barette zu tragen. Denn wie gering auch das Ehrgefühl der Hochgelehrten entwickelt war, ſo ſehr pflegten Standesdünkel und Hoffart ſich breit zu machen. Brant ſpottet über die gelehrten „Narren", die ſich darum gar hoch hielten, weil ſie aus „welſchen Landen" kämen

„Und ſy zu ſchulen worden wiß
„Zu Bononj, zu Pavj, Pariß
„Zur hohe Syen (Siena) inn der Sapientz
„Auch in der Schul zu Orlyens u. ſ. w.

Als ob man nicht auch in Deutschland Weisheit zu gewinnen vermöchte. Auch die Disputationen, meist über leere Fragen, die Freude eines dialektischen Zeitalters, waren nur zu geeignet, den Hochmut zu nähren und keine wirkliche Weisheit zu geben. Doch schon allein, daß man den Doktorhut begehrte, galt in den Augen vieler als sündhafte Eitelkeit.

Die Unfruchtbarkeit der scholastischen Wissenschaft ließ nun auch ein anderes altes Erbübel des Gelehrten zu einer wenig erfreulichen Blüte gedeihen, das ist der aus der Überfülle des gelehrten Wustes sich ergebende Mangel an Geistesfreiheit, das Ersticken in den hergebrachten Formeln, Regeln und Ansichten, die Freude am Kleinlichen und Schulmäßigen, mit einem Worte die Pedanterie. Wenn dieselbe als eine ins Übermaß getriebene Gründlichkeit und Ordnungsliebe anzusehen ist, so hat der Deutsche wohl auf einen ganz besonders großen Teil davon Anspruch, wie denn auch Jacob Grimm gesagt hat: Wenn das Pedantische in der Welt unerfunden geblieben wäre, der Deutsche hätte es erfunden. Kann die Pedanterie geradezu in einen psychopathischen Zustand ausarten, zur gelehrten Narrheit werden, so ist mit ihr oft ein anderer, wenn auch harmloserer Fehler des Gelehrten verbunden, das ist seine Zerstreutheit, sein unpraktisches Wesen, seine kindliche Unbeholfenheit gegenüber den Dingen des realen, Thaten fordernden, oft so unbedeutenden, aber immer mächtigen täglichen Lebens. Wer den ganzen Tag über in sein Museum (Studierzimmer) gebannt sitzt und „sieht die Welt kaum einen Feiertag", verliert schließlich jedes Verständnis und jedes praktische Verhältnis zu ihr, er bleibt weltlich unerfahren wie ein Kind und läßt sich von dem einfachen Mutterwitz übertölpeln, und wenn er noch so gelehrt wäre. Es ist erklärlich, daß sich gerade an diese so auffallende Charaktereigentümlichkeit der Gelehrten Spott und Satire mit besonderer Vorliebe heranmachten. Der Volkswitz sagte: Je gelehrter, je verkehrter, und glaubte aus dem lateinischen „Doctor" das deutsche Wörtchen Thor herauszuhören. Felix Hemmerlin schlug spöttisch vor, Doctoren der Narrheit zu ernennen. Murner in seiner Narrenbeschwörung behauptete, daß es nichts schädlicheres gebe als einen gelehrten Narren. Ein Fastnachtsspiel schildert einen durch allzuvieles Studieren verrückt gewordenen.

Am übelsten wird den Gelehrten im Till Eulenspiegel mitgespielt. Hier sind sie überall die Dummen und Gefoppten und das je mehr, je weiser sie sich selbst zu sein scheinen. Ein gelehrter Doktor der Rechte, am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg, den um seiner Dünkelhaftigkeit willen das ganze Hofgesinde nicht leiden mag, merkt garnicht, was für ein grober, unflätiger Possen ihm von Eulenspiegel, der sich als Arzt ausgiebt, gespielt wird. In Prag fordert Eulenspiegel durch Anschläge an den Kirchenthüren und Kollegien die ganze Universität zu einer großen Disputation auf. Der Rektor und die Magister stellen ihm die verfänglichsten Fragen: Wieviel Tropfen sind im Meer? Wo ist der Mittelpunkt der Erde?

Abb. 51. Titelblatt der ersten erhaltenen Ausgabe des Eulenspiegel. Straßburg, Grüninger, 1515.

Scriptorum tot ſunt monumenta, quot aurea cœlo — *Sydera, at in pauciſ ſtat tibi vera ſalus.*

Was hilffts dich daß viel Bücher ſchreibſt/ — Wilt du werden weiß vnd klug/
Darbey ein vngelehrter bleibſt. — Leb wol/ ſo haſtu Bücher gnug.

Abb. 52. Eine Schreibſtube, in der verſchiedene Gelehrte Bücher ſchreiben. Holzſchnitt vom Troſtſpiegel-Meiſter, 16. Jahrhundert. Aus: Newe künſtliche Figuren. Frankfurt, Steinmeyer, 1620.

Wie weit iſt der Himmel von der Erde? Eulenſpiegel iſt geſcheiter. Er heißt den Rektor alle Bäche und Flüſſe ſtille ſtehen laſſen, dann wolle er das Meer ausmeſſen und genauen Beſcheid geben. Die Mitte der Erde ſei nirgends anders, als wo er ſtehe. Man ſolle es nur ausmeſſen mit einer Schnur, und wenn es auch nur an einem halben Strohhalm fehle, ſo wolle er Unrecht haben. Was man auf Erden auch nur leiſe ſpreche, das könne man im Himmel wohl hören. Der Rektor ſolle nur hinaufſteigen und ſich ſelbſt davon überzeugen. In Erfurt übernimmt der Eulenſpiegel, einen Eſel leſen zu lehren. Er ſtreut Haferkörner zwiſchen die Blätter eines alten Pſalters, der Eſel wendet ſie um und ſchreit I—a. Zwei Buchſtaben hat er ſchon gelernt. Der Rektor und die Doktoren müſſen's zugeben. Aber Eulenſpiegel denkt: Sollteſt Du in Erfurt alle Eſel klug machen, das würde Schweiß koſten, und zieht weiter.

Schon früher einmal, in dem Gedichte vom Wartburgkrieg — es ſtammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts — iſt dargeſtellt, wie der ſchlichte Laie den Gelehrten überwindet. Der Zauberer Klingsor iſt (nach Scherer) der Repräſentant geiſtlicher Buchweisheit. Aber Wolfram von Eſchenbach, der ungelehrte Ritter, löſt alle ſeine Rätſel.

Und doch hatte das Volk einen abergläubiſchen Reſpekt vor der Gelehrſamkeit. Klingsor war ein Aſtronom und Nekromant. Wir kennen ſchon die Erzählungen von Albertus magnus. Der böſe Geiſt im Teuerdank kommt als gelehrter Doktor zu dem Helden der Dichtung. Die Geſchichte vom Dr. Fauſt entſtand aber erſt im 16. Jahrhundert.

Im ganzen kann man ſagen, als das Mittelalter ſich zum Ende neigte, hatte ſich auch das wiſſenſchaftliche Leben und Treiben desſelben voll-

Res bona librorum, ſi quis bene nouerit vti,
Wenig kunſt vnd Bücher viel'
Das iſt der Narrenfrewdenſpiel.

Copia, ſed fatuos copia ſæpe facit.
Der darff nicht viel der Bücher hon/
Der Chriſtlich lebt vnd recht wil thun.

F iij

Abb. 53. Bibliothek mit großen, koſtbar eingebundenen Folianten, die durch Feuer vernichtet werden. Allegorie auf die Gefährlichkeit der durch die Bücher verbreiteten Meinungen. Holzſchnitt vom Troſtſpiegel-Meiſter, 16. Jahrhundert. Aus: Newe künſtliche Figuren. Frankfurt, Steinmeyer, 1620.

kommen ausgelebt. Die gelehrten Häupter an den Univerſitäten waren vertrocknet, ſie hatten nicht die geringſte Fühlung mit dem nationalen Leben. Damals, als die Scholaſtik aufgekommen, hatte ſie eine Zeit der Blüte des menſchlichen Geiſtes bedeutet, der nicht immer nur rezeptiv, ſondern auch ſelber produktiv ſein wollte. Jetzt aber war ihr Born erſchöpft, ihre unfruchtbaren Spitzfindigkeiten boten dem Geiſte nur die leere Form, dieſer aber verlangte nach einem anziehenden und belebenden Inhalt, nach Schmuck und Schönheit. Waren ja doch inzwiſchen auch die äußeren Lebensbedingungen überall ſo ſehr viel reicher geworden. An Stelle der alten Naturalwirtſchaft war die Geldwirtſchaft aufgekommen, im Zuſammenhange damit machte der Handel die Bürger in den Städten wohlhabend und mächtig. Dem neuen Bedürfnis nach reicherer geiſtiger Koſt konnte nun aber nichts förderndes entgegenkommen, als der Humanismus, die Wiederbelebung der Antike, die inzwiſchen in Italien ſchon eine Fülle von Geiſt und Schönheit entfeſſelt hatte.

Ehe wir nun aber zu der Neugeſtaltung des gelehrten Weſens übergehen, die ſich in und mit dem Humanismus vollzog, müſſen wir hier noch kurz einer deutſchen Erfindung gedenken, deren Wirkungen zwar zunächſt nur mehr äußerliche waren, in der Folge aber doch mit dem ganzen Studienbetrieb auch das innere Leben des Gelehrten ganz gewaltig beeinflußt haben. Wir meinen die Erfindung der Buchdruckerkunſt in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Ihre Hauptwirkung war die Verbilligung der Bücher. Es iſt erklärlich, daß die Handſchriften durchweg ſehr teuer waren. Dazu kannte das Mittelalter keine

Zů eren der würdigen mütter gottes Beſchluſz
diſes wercks Sebaſtiani Brandt.

Abb. 54. Der Autor widmet ſein Werk der Jungfrau Maria. Schlußbild zu: Sebaſtian Brant, Richterlich Klagſpiegel. Straßburg, Hupfuff, 1516.

öffentlichen Bibliotheken. Allerdings gab es solche, die wenigstens einem beschränkten Kreise von Gelehrten zugänglich waren, so vor allem als die ältesten die Kloster- und Kirchenbibliotheken, in deren Schätzen so mancher fleißige Mönch oder Domherr reiche geistige Nahrung fand. Im späteren Mittelalter wurden diese unermeßlich wertvollen Bibliotheken nicht selten arg vernachlässigt. Nicht nur, daß sie dem Staub und Würmerfraß ausgesetzt waren, es wurden viele Bücher als Pfänder ausgegeben, auch an Juden, und durch Verkauf sogar völlig entfremdet. Die Universitäten sehen wir meist von Anfang an mit Bibliotheken versehen. Auch Fakultäten besaßen solche sowie die Kollegia der Magister und die Bursen der Scholaren. Die Benützung der Bücher im Bibliotheksraume selbst scheint nicht besonders schwierig gemacht worden zu sein. Der Gefahr einer Entwendung begegnete man vielfach dadurch, daß wichtigere Bücher an Ketten befestigt und mit Schlössern wohl verwahrt wurden. Die übrigen befanden sich meist in Schränken und Schreinen oder in sog. Buchkaltern. Wurden sie ja ausgeliehen, so mußte dagegen ein gleich wertvolles Buch, häufig ein noch wertvolleres als Pfand hinterlegt werden. Mit und ohne Vorsicht ging trotzdem so manches schöne Buch verloren. Frühe bestanden auch schon fürstliche Bibliotheken, wie etwa die Heidelberger, und städtische „Libereyen", wie z. B. 1429 Dr. Konrad Kunhofer, der „Stadt Jurist", dem Nürnberger Rate seine gesamte Bibliothek, 151 Bücher, davon über die Hälfte theologischen, 38 juristischen Inhalts, vermachte.

Natürlich waren alle diese Bibliotheken, wenn überhaupt, nur zu gewissen Stunden des Tages zugänglich. Wer ein Buch ausgiebig benutzen wollte, mußte es daher schon wohl oder übel besitzen. Die Studenten haben sich ihre Bücher meist selbst abgeschrieben, häufig wurden sie ihnen von ihren Lehrern in die Feder diktiert. Daher auch die vielen Abkürzungen, die das Lesen der Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts so oft erschweren. Wer als Privatmann eine ansehnliche Bibliothek zusammenbringen wollte, mußte über recht reichliche Geldmittel verfügen. Es gab aber auch Männer von eisernem Fleiße, die sich allein eine ganze große Bibliothek zusammenschrieben. So der 1514 in Nürnberg verstorbene humanistisch gebildete Arzt Dr. med. Hartmann Schedel, der von früher Jugend an bis in sein hohes Alter unablässig dem Abschreiben und dem Anfertigen von Excerpten oblag und dessen in München verwahrter Nachlaß einen „wahrhaft staunenswerten Umfang" besitzt.

Durch den Buchdruck, der die Bücher verbilligte und dadurch massenhaft ins Volk brachte, wurde dergleichen nun in Zukunft unnötig gemacht. Wissenschaftliche Bücher blieben zwar zunächst immer noch recht teuer, aber doch nicht so, daß sich nicht auch der minder bemittelte Gelehrte nach und nach einen größeren Schatz von Büchern, deren er bedurfte, hätte sammeln können. Seine Bücher waren jetzt seine Liebe und sein Stolz. Wir dürfen sagen, erst jetzt wurde es gemütlich im Studierzimmer des Gelehrten. Es ist selbstverständlich, daß jetzt auch viel mehr Bücher produziert wurden, denn man hatte Aussicht, sie verbreitet zu sehen. Im Mittelalter war diese Gunst nur mehr den Schriften der bedeutenderen Männer zu teil geworden. Jetzt kam auch der kleine Mann, der wissenschaftliche Anfänger zu Worte. Auch daß man der Bücher jetzt sehr viel schneller habhaft wurde, daß sich daher ein neuer Gedanke sehr viel schneller verbreiten konnte, war eine Folge der großartigen Erfindung. Gerade dies wurde von ungeheurer Wichtigkeit für die Zeit des Humanismus und der Reformation.

Der Deutsche ist, verglichen mit anderen Nationen, im allgemeinen langsamen Geistes, er hängt mit Liebe am Alten und pflegt Neuerungen abhold zu sein. Das Schwergewicht dieses konservativen Grundzugs im deutschen Nationalcharakter ist einer spontanen, für andere Völker tonangebenden kulturellen Bewegung in Deutschland immer sehr im Wege gewesen. Nicht als ob es uns an geistreichen Köpfen, großen Künstlern und Gelehrten, genialen Erfindern gefehlt hätte. Allein vorangegangen sind wir nur selten. Es ist höchst charakteristisch, daß dies vor allem da der Fall gewesen ist, wo das tiefinnerste Gemütsleben in Frage kommt, also in Religion und Musik. Sonst pflegen wir immer abzuwarten,

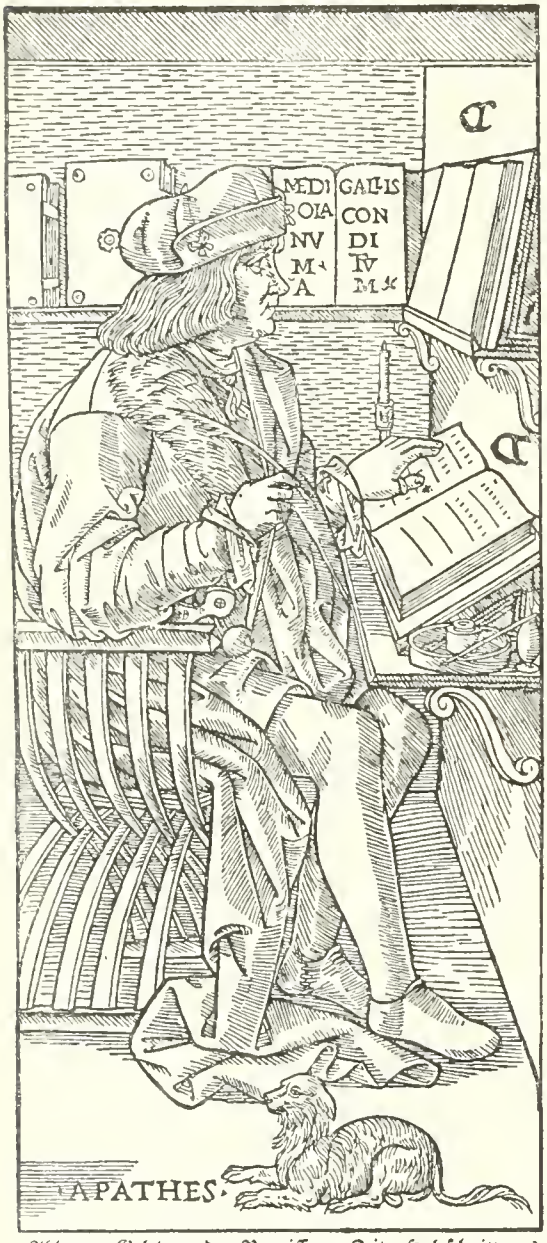


Abb. 55. Gelehrter der Renaiſſance-Zeit. Holzſchnitt aus: B. Corio, Mailänder Chronik. Mailand, A. Minutiano, 1503. Nagler, Monogr. I, 921.

was andere Nationen Neues bringen, und es dauert dann gewöhnlich immer noch eine geraume Zeit, bis wir uns entſchließen, dies Neue nun auch unſererſeits — und dann gewöhnlich beſſer — mitzumachen.

Wenn irgendwann, ſo gilt dies Zurückbleiben des deutſchen Geiſtes für das Mittelalter. Kirchenreform (die cluniacenſiſche), Scholaſtik, Ritterweſen, Minnegeſang, Gotik, Geldwirtſchaft, alles hat der Deutſche von auswärts überkommen, um es dann freilich ſeinem eigenen ſtarken Gemüt entſprechend meiſt in bedeutender, jedenfalls in häufig ſehr eigenartiger Weiſe neu zu geſtalten. Am wenigſten vielleicht auf dem Gebiete, das uns hier beſchäftigt. Die deutſchen Univerſitäten, die deutſche Wiſſenſchaft ſind keine originellen Schöpfungen, ſie ſind mit geringen Abweichungen ein Abklatſch des Fremden. Und auch der deutſche Gelehrte will uns im Mittelalter noch nicht recht greifbar erſcheinen. Es haftet ihm noch zu viel von dem Internationalen an, das die ganze Wiſſenſchaft des Mittelalters charakteriſiert.

Erſt in den folgenden Jahrhunderten wird das anders. Die Einleitung dazu bietet die Aufnahme der italieniſchen Renaiſſance. Man verſteht darunter bekanntlich die Wiederbelebung des klaſſiſchen Altertums insbeſondere in der Kunſt und in der Litteratur. Soweit dieſe Bewegung auf letzterem Gebiete und zwar ſowohl in der Poeſie wie in der Wiſſenſchaft zum Ausdruck kommt, nennt man ſie Humanismus. Sein weſentlichſtes Merkmal beſteht in der erneuten eifrigen, ja begeiſterten Beſchäftigung mit den heidniſchen — auch griechiſchen — Poeten und Schriftſtellern, die man nachzuahmen verſucht, was im Gegenſatz zum Mittelalter einen neuen eleganten, dem klaſſiſchen ähnlichen lateiniſchen Stil zur Folge hat. Das möge zum Verſtändnis des Folgenden einſtweilen genügen.

Mehr als hundert Jahre hat es gedauert, bis der Geiſt des Humanismus auch das gelehrte Stillleben der Deutſchen mit neuen, kräftigen Impulſen zu erfüllen anfing. Gewiß wird man im Einzelnen für dieſe abermalige Verſpätung noch beſondere wirtſchaftliche und politiſche Gründe in Anſchlag bringen können, vornehmlich die Armut und Verwilderung des Adels und das langſame Aufkommen eines durch Handel und Gewerbe zu Vermögen gelangenden Bürgertums, was beides das Fehlen eines kräftigen Laienelements zur Folge hatte. Der Hauptgrund bleibt doch immer jener Grundzug der Langſamkeit im

deutſchen Volkscharakter, der, wie jetzt Jahrzehnte, im Mittelalter faſt Jahrhunderte brauchte, um ſich mit einer neuen Sache zu befreunden. In dieſem beſonderen Falle ſteht Deutſchland übrigens nicht allein. Auch Frankreich, auch England haben lange gezögert, bis ſie dem neuen „modernen" Geiſt der Renaiſſancebewegung bei ſich Einlaß gewährten.

Wie in den Jahrhunderten vor der Gründung der deutſchen Univerſitäten, ſo zogen auch im ſpäteren Mittelalter eine erkleckliche Zahl deutſcher Studenten über die Alpen, um ſich an italieniſchen Hochſchulen den Studien zu widmen. Sie müſſen dort entſchieden gehört haben von der Begeiſterung, die man den neuerweckten klaſſiſchen Autoren entgegenbrachte, von dem reinen Latein, das man nach ihrem Muſter zu ſchreiben ſich bemühte, von dem Fleiß, der auf das Erlernen einer im weiteren Abendlande noch faſt gänzlich unbekannten Sprache, des Griechiſchen, verwandt wurde. Die meiſten aber haben ſich nicht darum gekümmert. Denn was ſie nach Italien lockte, war die Jurisprudenz, nicht die humaniſtiſchen Beſtrebungen, für die auch an den meiſten italieniſchen Univerſitäten keineswegs immer durch geeignete Lehrkräfte geſorgt war. Auf die Dauer indeß konnten ſich die in Italien ſtudierenden Deutſchen dem neuen Geiſte nicht verſchließen. Immer mehr unter ihnen fingen an, ſich ihres alten, verachteten, ſchlechten Lateins zu ſchämen. Nun ſuchten ſie die Lehre und den Umgang humaniſtiſch gebildeter Italiener, ſie begannen die ſo hoch geprieſenen alten Autoren ſelber zu ſtudieren, ſie fanden Gefallen an ihnen und beſtrebten ſich, es in der neuen Kunſt der Eloquenz mit ihren Lehrmeiſtern aufzunehmen. Gewiß hat es ſolcher Leute weit mehr gegeben, als wir heute wiſſen. Denn die wenigſten haben etwas ſchriftliches hinterlaſſen, und nur von dieſen pflegt doch die Litteraturgeſchichte Kenntnis zu nehmen. Als einen der bedeutendſten Vertreter dieſes Frühhumanismus in Deutſchland wollen wir hier nur den Domherrn und Dr. jur. Albrecht von Eyb (1420—1475) nennen, deſſen Bild unſern Leſern nebenſtehend vor Augen geführt iſt. Schon einer etwas ſpäteren Zeit gehört Rudolf Agricola (1443—1485) an, trotz ſeines kurzen Lebens einer der einflußreichſten und gefeiertſten älteren Humaniſten. Er hätte nach des Erasmus ſchmeichelhaftem Urteil in Italien der erſte ſein können, zog es aber vor in Deutſchland zu bleiben.

Neben den von Deutſchen in Italien geholten Anregungen fehlte es nun auch nicht an ſolchen, die von italieniſchen Humaniſten ſelbſt ausgingen, die längere oder kürzere Zeit in Deutſchland zubrachten. Von beſonderer Bedeutung ſind nach dieſer Richtung hin die großen Kirchenverſammlungen, das Konſtanzer und mehr noch das Baſeler Konzil geweſen. Wie ſie überhaupt die abendländiſchen Nationen einander näher brachten, ſo ließen ſie die Deutſchen auch einen tieferen Einblick thun in die überlegene Bildung der Italiener. Und wenn ein Poggio und andere enthuſiaſtiſche Verehrer des Altertums die deut-

Abb. 56. Albrecht von Eyb. Holzſchnitt von H. Burgkmair. Titelbild zu: Eyb, Spiegel der Sitten. Augsburg, Othmar, 1511.

schen Klöster nach alten Klassikerhandschriften — nicht ohne erheblichen Erfolg — durchstöberten, so mußte doch auch den in Indolenz versunkenen Klosterinsassen eine Ahnung davon aufgehen, daß hier Schätze gehoben wurden, die einmal von Wert gewesen und wohl wieder einmal von Nutzen werden könnten.

Am meisten waren es Fürsten und hohe Geistliche, denen die italienischen Humanisten, gewöhnlich mit irgend einem praktischen Auftrage, als Räte oder Gesandte näher traten. Eine tiefere Teilnahme an der Pflege der neuen Bildung zeigten aber nur wenige unter den deutschen Großen, sehr unähnlich den italienischen. Auch die Kaiser nicht, denn daß einige von ihnen, wie Karl IV. und Sigismund, gelegentlich einem humanistischen Schriftsteller sich gnädig erwiesen, auch wohl hier und da Belehrung von ihm annahmen, hatte keine ernsthaftere Bedeutung, wenn es auch natürlich nicht ganz ohne Einfluß blieb. Selbst bei Kaiser Maximilian I., dem von Dichtern und Gelehrten überschwänglich gelobten, trat der Sinn für die spezifisch humanistische Litteratur hinter den vielen anderen Interessen, in denen der lebhafte Geist des Kaisers sich zersplitterte, erheblich zurück. Dennoch hat ihm der Humanismus, insonderheit in Wien, viel zu verdanken. Maximilian umgab sich mit Gelehrten und Dichtern, deren er so manchen zum poëta laureatus krönte; er ließ sich gern in humanistischen Festspielen feiern und gefiel sich, wie Teuerdank und zum Teil auch der Weißkunig zeigen, im Ausspinnen lehrhaft zugestutzter allegorischer Dichtungen. Das tiefstgehende Interesse hatte er für mathematische und technische Fragen und was damals als Wissenschaft davon gelten konnte, namentlich für alles, was zum Kriegsfach gehörte; außerdem aber auch für Geographie und für die Geschichte, insbesondere die seines Hauses. Es waren vielleicht die ersten wissenschaftlichen Reisen, die, diesen Zwecken zu dienen, in seinem Auftrag von deutschen Gelehrten, Männern wie Stabius, Suntheim, auch Celtis ausgeführt wurden. Seine hohe Achtung vor den Gelehrten überhaupt beweist sein Ausspruch, „sie seien es, die da regieren und nicht unterthan sein sollten, und denen man die meiste Ehre schuldig wäre, weil Gott und die Natur sie anderen vorgezogen."

Unter den anderen deutschen Fürsten gab es, vielleicht den einzigen Erzbischof Albrecht von Mainz ausgenommen, keinen einzigen, der das Bedürfnis empfand, so etwas wie einen Musenhof zu gründen. Gewiß haben manche wie Eberhard von Württemberg, Kurfürst Philipp von der Pfalz, Kurfürst Friedrich der Weise, Herzog Georg von Sachsen, Joachim I. von Brandenburg sich um das gelehrte Wesen in Deutschland wohlverdient gemacht. Nicht nur durch die Gründung von Universitäten, sondern auch, indem sie sich entschieden auf die Seite des Humanismus stellten und eine Verbesserung des Studiums an den alten wie neuen Hochschulen beförderten. Enthusiasmus für die neue Bildung war es aber nur selten, was sie dazu trieb. Soweit es nicht aus Ehrgeiz geschah, thaten sie es als einsichtige und gute Landesväter, die neben anderen Pflichten auch die Sorge für den Unterricht innerhalb ihres Landes auf sich nahmen. Doch dürfte namentlich dem Herzog Georg, der selber studiert hatte und fertig lateinisch schrieb und sprach, wie wohl auch dem Kurfürsten Joachim ein tieferes Interesse für wissenschaftliche Fragen nicht abzusprechen sein. Von den meisten der deutschen Fürsten aber galt das bittere Wort des Italieners Aeneas Sylvius, daß sie Pferde und Hunde lieber hätten als Dichter. Und so ist es ja noch lange geblieben. Unter allen italienischen Humanisten hat übrigens der eben genannte, der spätere Papst Pius II., wegen seines langen Aufenthaltes in Deutschland wohl die größten Verdienste um die Ausbreitung des Humanismus in unserm Vaterlande, wenn er auch selbst ob seiner so oft vergeblichen Bemühungen, den „Barbaren" den Sinn für die Schönheit der Alten und für die Eleganz der Sprache der Modernen zu öffnen, schier verzweifeln wollte.

Nach und nach gewann die neue Richtung aber auch auf den Unterricht Einfluß. An den Universitäten wurden schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts humanistische Vorlesungen gehalten; d. h. es wurden altklassische Dichter, Virgil, Juvenal, Horaz u. s. w. gelesen und erörtert. Peter Luder in Heidelberg, Georg Peurbach in Wien,

Abb. 57. Kaiſer Maximilian. Kpfr. von Lucas van Leyden 1520. München, Kupferſtichkabinet. B. 172.

Abb. 58. Porträt des Humaniſten Zaſius (1461—1535).
Kpfr. von de Bry.

letzterer freilich berühmter als Mathematiker und Aſtronom, ſind darin die erſten geweſen. Doch waren es zunächſt die in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts neugegründeten Hochſchulen, die durch Errichtung von Lehrſtühlen für Poeſie und Eloquenz dem neuen Geiſte Rechnung trugen. So Baſel und Freiburg i. B. in den 70er, Tübingen und Ingolſtadt in den 90er Jahren. Schließlich blieben aber auch die alten Univerſitäten, Wien, Erfurt, Leipzig, ſelbſt das ſtets als die Hochburg des Obſkurantismus gegeſcholtene Köln nicht aus.

Von der Gründung eines oder mehrerer Lehrſtühle für die humaniſtiſche Litteratur war es aber noch ein weiter Schritt bis zu einer wirklichen Reform des Univerſitätsſtudiums. An dieſe iſt man erſt um die Wende des 2. Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts herangegangen. Regelten doch noch die beiden zu Beginn des 16. Jahrhunderts neugegründeten Univerſitäten Wittenberg (1502) und Frankfurt a./O. (1506) den akademiſchen Unterricht der Artiſtenfakultät noch weſentlich im alten ſcholaſtiſchen Geiſte. Und erſt recht bewegten ſich die oberen Fakultäten noch auf lange hinaus durchaus in den ausgefahrenen Geleiſen. Ein Einzelner konnte da nicht viel machen, wenn auch z. B. Zaſius in Freiburg wenigſtens teilweiſe eine Befreiung des juriſtiſchen Studiums von dem Wuſte der mittelalterlichen Kommentare durchzuſetzen wußte. Worauf es ankam, dazu konnten allein Univerſitäts- oder Fakultätsbeſchlüſſe verhelfen. Es mußten die neuen humaniſtiſchen Kenntniſſe bei den Prüfungen in der artiſtiſchen Fakultät gleichberechtigt ſein mit den alten artes. Das Übergewicht der dialektiſchen ſcholaſtiſchen Methode im Unterricht mußte gebrochen werden, mit ihm die alleinige Herrſchaft des Ariſtoteles. Zum wenigſten mußten an die Stelle der mittelalterlichen, zum Teil — wie insbeſondere bei den Büchern der Phyſik und von der Seele — geradezu unverſtändlichen Überſetzungen des Philoſophen und ſeiner weitſchweifigen, abſtruſen mittelalterlichen Kommentare neue gereinigte Texte, womöglich die griechiſchen Originale treten. Nicht weniger machte ſich das Verlangen nach einem geläuterten Texte bei denjenigen alten Autoren geltend, die den Fachdisciplinen des Quadriviums zu Grunde gelegt waren. Ein Ptolemäus, Euklides u. a. ſollten gewiſſermaßen neu auferſtehen, ſo auch ein Hippokrates in der Medizin. Auch in letzterer Wiſſenſchaft mußten eine Menge unnützer mittelalterlicher Kommentare verſchwinden, in der Theologie aber an Stelle der Lehrbücher eines Petrus Lombardus und anderer Scholaſtiker die Bibel und die Kirchen-

väter zur Grundlage alles Studiums gemacht werden. Und wie neben das gereinigte Latein das Griechiſche, ſo ſollte zum beſſeren Verſtändnis der Bibel neben die griechiſche nun auch die hebräiſche Sprache treten.

Ein ſehr intereſſanter, aber, man kann ſagen, glücklicherweiſe verfehlter Verſuch, das Alte mit dem Neuen zu vereinigen, wurde in Wien gemacht. Hier errichtete Kaiſer Maximilian 1501 eine eigene der Univerſität angegliederte humaniſtiſche Fakultät, das ſog. Collegium poëtarum et mathematicorum, das aus vier Lehrern, zweien für Poetik und Beredſamkeit, zweien für die mathematiſchen Disziplinen beſtehen ſollte. Dieſe neue Poetenfakultät ſollte auch das Recht haben, einen akademiſchen Grad zu verleihen, aber nicht den hergebrachten eines Baccalarius oder Magiſters, ſondern den eines poëta laureatus. Dies war eine Auszeichnung, die bis dahin nach dem Vorbilde der alten römiſchen Kaiſer, in Deutſchland wenigſtens, allein die deutſchen Kaiſer zu verleihen in Anſpruch genommen hatten. Konrad Celtis war der erſte Deutſche, der 1487 zu Nürnberg von Kaiſer Friedrich III. der Ehre der Dichterkrönung für würdig befunden worden war. Celtis war auch der erſte Lehrer der Poeſie und zugleich der erſte Vorſtand des Poetenkolleginms. Nach ſeinem Tode (1508) ſcheint die neue Fakultät, die immer nur ſehr ſchwach beſucht war, bald ganz eingegangen zu ſein. Schuld daran war offenbar ihr geringer praktiſcher Nutzen. Denn der gekrönte Dichter hatte zwar das Recht, an allen Univerſitäten des römiſchen Reichs die Poeſie und Eloquenz zu lehren, es gab aber dafür nur ſehr wenig Lehrſtühle, und dieſen fehlte es gewiß nicht an Bewerbern. Die Inſignien der Poetenfakultät, Kranz, Ring, Barett, Siegel, Scepter finden unſere Leſer hier abgebildet.

Der Humanismus, wie er ſo nach und nach um ſich griff, um ſchließlich in den beiden erſten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ſeine höchſte Blüte zu entfalten, hatte nun für das gelehrte Leben in Deutſchland eine dem Hiſtoriker ganz

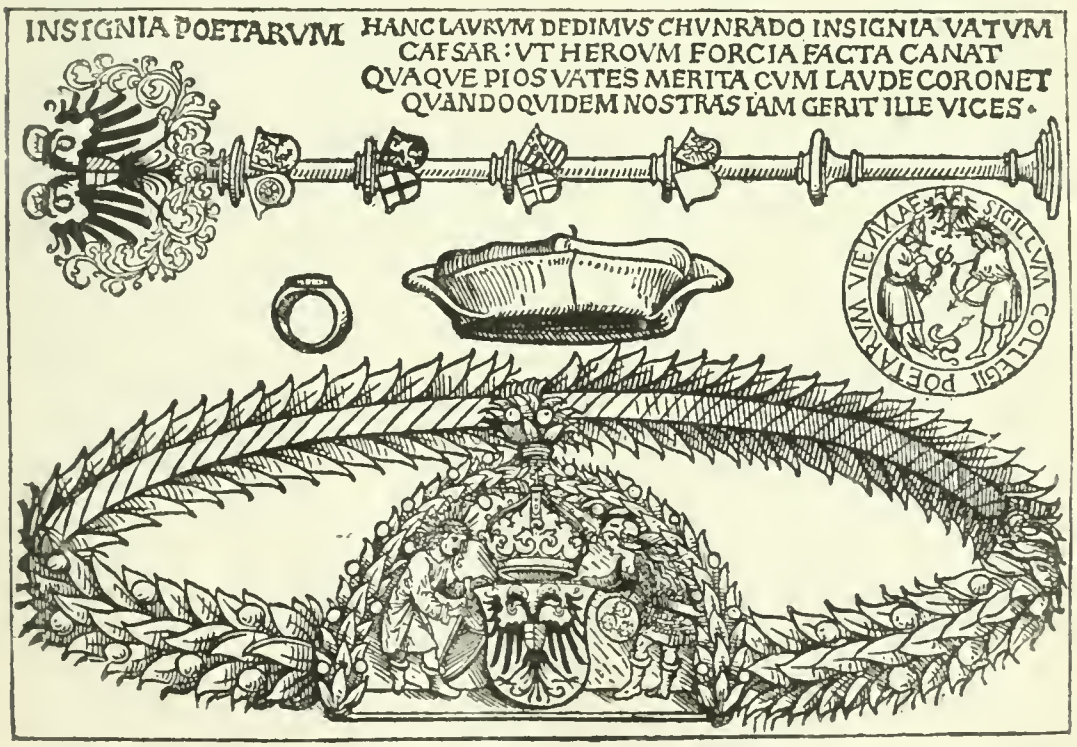


Abb. 69. Abzeichen der Poetenfakultät zu Wien. Holzſchnitt von Dürer (1471—1528). Berlin, Kupferſtichkabinet. Thauſing p. 210.

besonders erfreuliche Wirkung zur Folge. Es treten uns endlich Individuen entgegen. Eigenartige Charaktere hat es ja gewiß auch früher gegeben. Die Magister und Doktoren des Mittelalters aber erscheinen uns unter dem Zwange des Korporationsgeistes im Vergleich mit der ausgeprägten Individualität, dem gesteigerten Gefühl der Persönlichkeit bei den Humanisten wie eine gleichartige Masse, in deren intimeres Seelenleben einen Einblick zu gewinnen uns verwehrt ist. Man möchte dafür den anscheinend zufälligen Umstand verantwortlich machen, daß uns aus dem Zeitalter des Humanismus eine so außerordentlich große Menge von Briefen erhalten ist. Allein abgesehen davon, daß uns auch aus dem Mittelalter Briefsammlungen nicht fehlen, müssen wir eben gerade die Lust zum Briefschreiben als ein Charakteristikum der neuen Bildung bezeichnen. In einer Zeit, wo auf dem Gebiete der gelehrten Kultur so viel geschah, so viele neue Anregungen und Ideen zu Tage kamen, war das Bedürfnis nach Mitteilung natürlich ein ungleich stärkeres. Der Brief vertrat die gelehrten Journale der späteren Zeit, er war „gleichsam eine litterarische Anzeige, deren Ausbleiben man schmerzlich empfand" (Steinhausen). Oft war er von solcher Länge, daß er mehr einer Abhandlung glich, die denn auch in der That nicht allein für den Empfänger, sondern auch für seine Freunde, also für ein gelehrtes Publikum bestimmt war. Immer natürlich war der gelehrte Brief lateinisch. Wer im Verkehr mit einem Gelehrten deutsch schrieb, entschuldigte sich deshalb, wie wir auch sehr häufig Entschuldigungen des Briefschreibers wegen schlechten Lateins begegnen. Wer es verstand, prunkte auch wohl manchmal mit einem griechischen Briefe oder mischte unter sein Latein griechische Brocken. Denn es gehörte zum Wesen des Humanismus, daß er überall glänzen wollte, und so wurde denn auch in den Briefen der schönen Form, dem Kunststil ein übertriebener Wert beigemessen. Dieser epideiktische Zweck und die lateinische Sprache sind nun auch Schuld daran, daß uns das Individuelle in diesen Briefen doch nicht entfernt so stark entgegentritt, wie es bei einer einfacheren Gesinnung des Briefschreibers ohne andere Absicht als die der Mitteilung und bei der Wahl der deutschen Sprache der Fall gewesen wäre. Die schönstilisierten allgemeinen Redensarten, das Konventionelle überwiegen hier wie in allen Arbeiten des Humanismus. Dadurch mußten natürlich auch Geist und Gemüt beeinflußt werden, die, so sehr sie uns dem Mittelalter gegenüber einen Vorsprung zeigen, von der Subjektivität der neueren Zeiten immer noch himmelweit entfernt sind. Eine urwüchsige, warme, echte deutsche Sprache hat unter allen Gelehrten zuerst Luther aus der Tiefe seines Herzens geschöpft. Den lateinischen Brief hat auch er nicht verdrängt, zumal er selber häufig lateinisch schrieb und die anderen Reformatoren ihm darin folgten.

Unter den gelehrten Individuen der humanistischen Zeit, soweit sie der neuen Richtung anhängen, sind deutlich zwei Typen zu unterscheiden, der ernstere, wissenschaftliche, solide Humanist, den Männer wie Agricola, Reuchlin, Erasmus u. a. repräsentieren, und der Poet, seltener der Redner (orator) genannt. Unter einem Poeten haben wir uns nicht sowohl das vorzustellen, was der heutige Sprachgebrauch damit verbindet, als vielmehr einen Mann, der die alten Dichter und Schriftsteller kennt und zu erklären weiß und nach ihrem Muster in gebundener wie in prosaischer Rede wohl zu sprechen und zu schreiben versteht. Denn allerdings das Dichten oder, sagen wir bescheidener, Versemachen — nur wenige Poeten, wie etwa Celtis, erheben sich aus der Masse der übrigen als wirklich geniale Dichter — war ein Haupterfordernis bei einem Poeten. Im Grunde war das noch die alte Vorstellung des Mittelalters, in dem ja auch die Anleitung zur Versifikation stets einen Hauptbestandteil des Unterrichts gebildet hatte, nur daß jetzt eben die geläuterte Sprache des Altertums an die Stelle des mittelalterlichen verderbten Lateins getreten war.

Die Poeten stellen einen ganz eigentümlichen Typus dar im deutschen Gelehrtenleben, wie er sich seitdem nicht wiederholt hat. Den Stürmern und Drängern, den Romantikern, den Jungdeutschen, die ja sonst manche Anklänge an jene alte Erscheinung zeigen, fehlt das lehrhafte Element, das bei den Poeten mit dem dichterischen Hand in Hand geht.

Abb. 60. Celtis überreicht dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen die Werke der Roswitha. Holzſchn. von A. Dürer aus: Roswitha, opera ed. Celtis. Nürnberg 1501. P. 277a.

Abb. 61. Gedächtnisbild des Humaniſten Celtis (1459—1508). Aus dem Holzſchnitt von H. Burgkmair. P. 118.

Die Poeten waren im allgemeinen Laien, verheiratet aber nur ſelten, weil ſie den Zwang der Ehe wie überhaupt jedes Gebundenſein ſcheuten. Was ſie beſonders charakteriſiert, iſt ein wechſelvolles Wanderleben. Von Ort zu Ort, von Schule zu Schule, von Univerſität zu Univerſität treibt es ſie; gewöhnlich ſuchen ſie als Lehrer, manchmal als Korrektor in einer großen Buchdruckerei oder auch wohl als Stadtſchreiber ihr Brot zu verdienen. Der Grund für dieſe Unſtätigkeit war nicht zum kleinſten Teile ihre Armut. Ein echter Poet, Conrad Celtis, wie Hermann Buſchius, Ulrich von Hutten wie Helius Eoban Heſſus, ſteckte immer tief in Schulden, und wiederholt hat es der Opferwilligkeit humaniſtiſch geſinnter wohlhabender Freunde bedurft, ſie aus ſchwierigen Verhältniſſen loszulöſen. Die Folge ihrer Armut war eine hochgradige Charakterloſigkeit. Wie ſie ihre Bitte um ein Darlehen gern in das poetiſche Gewand lateiniſcher Verſe zu hüllen pflegten, ſo waren die meiſten von ihnen nur zu ſehr bereit, wiederum um Geld ihre Verſe zu verkaufen. Freilich weiß man nie recht, wieviel dabei auf Rechnung ihrer Gedankenloſigkeit geſetzt und mit dieſer entſchuldigt werden könnte. Einem Hermann Buſchius z. B. kam es nicht darauf an, in einer Anſprache an die Geiſtlichkeit der Kölner Diöceſe einmal die Erhabenheit der doch durchaus ſcholaſtiſchen Theologie und ihrer Vertreter überſchwänglich zu preiſen, einer Streitſchrift des von allen Humaniſten auf das glühendſte gehaßten Arnold von Tungern ein Epigramm voranzuſchicken, den Reuchlin darin als Judenfreund zu beſchimpfen und dann wieder den Kölner Univerſitäts-Profeſſoren, welche das „Geld mehr liebten als die Poeſie", die heftigſten Worte ins Geſicht zu ſchleudern und ſich ein wenig ſpäter — was man von vornherein erwartet hätte — als einen begeiſterten Anhänger des Reuchlin und Feind aller Obſcuranten aufzuſpielen. Andererſeits fehlte es wenigſtens den beſſeren unter den Poeten auch nicht an Dichterſtolz. Conrad Celtis, der eine Lobſchrift auf die Stadt Nürnberg verfaßt hatte, ohne Zweifel in der Ausſicht auf klingende Belohnung, von dem Rate der reichen Stadt aber nur 8 Gulden zugeſchickt erhielt, erachtete es als unter ſeiner Würde, eine ſo geringe Summe anzunehmen. Wenn er ſpäter, nach Überarbeitung ſeiner Schrift, 20 Gulden annahm, ſo geſchah dies wenigſtens ohne Dank. Lobgedichte auf Städte, gewöhnlich ganz konventionell gehalten, waren überhaupt bei den Poeten an der

Abb. 62. Gelehrter der Renaiſſancezeit (Celtis) dichtend, umgeben von klaſſiſchen Gottheiten. Unter ihm am Muſenquell ſpielen die Muſen Thalia und Clio Harfe und Laute. Holzſchnitt aus: Konrad Celtis, quatuor libri amorum. Nürnberg 1502.

Tagesordnung; es gab ſolche, die wohl nie eine Stadt unbeſungen ließen, in der ſie etwas längere Zeit Aufenthalt nahmen. Gewöhnlich ſuchten ſie ſich dadurch gleich beim Einzug bei den „hochanſehnlichen Konſuln (den Bürgermeiſtern) und dem Senate“ der Stadt geneigteſter Beachtung zu empfehlen. Natürlich war ihnen eine auskömmliche Stelle lieber noch als Geld.

Zu den ausgeprägteſten Charaktereigenſchaften der Poeten gehörten Eitelkeit und Großmannsſucht. Sie waren die Schattenſeite des erhöhten Selbſtgefühls des Renaiſſancemenſchen. Was etwa zum wahren Ruhme fehlte, pflegte durch prahleriſches Aufſchneiden erſetzt zu werden. Celtis erzählt uns von einer Reiſe nach Thule und Lappland, die er nimmermehr gemacht haben kann. Er zeigt ſich aber auch von jenem edeln Ehrgeiz beſeelt, dem es nur um den Ruhm bei den wahrhaft gebildeten zu thun iſt. Dieſen meinte er, wenn er erklärte, „der Tod ſei der ſüßeſte, der mit Ruhm bei der Nachwelt wieder auflebe.“ Doch hat der Ehrgeiz der deutſchen Humaniſten nie jene übertriebenen, faſt krankhaften Formen angenommen, wie wir ihn bei den Italienern gewahr werden, nach deren Muſter er ſich gebildet hatte. Im Grunde führte auch er natürlich wie der italieniſche auf das Altertum zurück. Jedenfalls war er eine echt heidniſche Geſinnung, ein Widerſpruch zum Chriſtentume.

Die Poeten haben ſich aber gründlich verrechnet. Kaum einige wenige Namen von ihnen ſind dem Gebildeten von heute gelegentlich einmal an die Ohren geklungen, ihre Werke ſind verſchollen, und nur zum Zweck litterarhiſtoriſcher Studien öffnet ein Gelehrter hier und da ihre einſt ſo hoch geprieſenen Bücher. Der Grund dieſes Vergeſſenſeins liegt vor allem in der Geringſchätzung der Volksſprache, die zu gebrauchen den Poeten für barbariſch galt. Allerdings war die deutſche Sprache noch wenig entwickelt, aber von den Poeten wurde auch nicht einmal ein Verſuch gemacht, ſie auszubilden. Statt deſſen fühlten ſie wie faſt alle zeitgenöſſiſchen deutſchen Humaniſten ſich ſogar veranlaßt, ihre ehrlichen deutſchen Namen ins Lateiniſche oder — was noch gelehrter klang — ins Griechiſche zu überſetzen. Aus einem Nachtigall wurde ein Luscinius, aus Walzemüller ein Hylacomylus, aus Bachmann ein Amnicola, aus Buchholz ein Fagilucus. Ein Crachenberger nannte ſich Pierius Graccus, ein Johannes Jäger aus Dornheim mit auf das Entlegenſte verfallender Düftelei Crotus Rubeanus (Crotus gleich Jäger oder Schütze, das Sternbild, rubus gleich Brombeere, die ja Dornen hat). Reuchlin, der ſelber ſeinen Namen nie traveſtierte, ſeine Freunde aber gewähren ließ, wenn ſie ihn mit Capnion (kapnos griechiſch gleich Rauch) anredeten, überſetzte doch den Namen ſeines Neffen Schwarzerd in das wohlklingende Melanchthon. Ein echter Poet ſcheute ſich nicht einmal, bei den geheiligten Namen der Chriſtenheit heidniſche Vorſtellungen wachzurufen. Gottvater wurde ihm ein princeps superum, Maria die Mutter des Donnerers (genitrix tonantis), Chriſtus dementſprechend ein Jupiter. Uns klingt das wie Blasphemie, das ſollte es nicht ſein, es war nur derſelbe Vorgang der Antikiſierung aller Begriffe, wie wenn Celtis den Nürnberger Ortsheiligen St. Sebald in einer ſapphiſchen Ode (Abb. 63) feierte oder Helius Eoban Heſſus die Jungfrau Maria, die hl. Maria Magdalena, die hl. Kunigunde und andere weibliche Heilige, ja Gottvater ſelbſt in Verſen mit einander korreſpondieren ließ, die nach dem Muſter der von Liebesleidenſchaft erfüllten Ovidiſchen Heroiden verfaßt und auch ſo benannt waren.

In denſelben allgemeinen Phraſen wie zum Ruhme der Städte pflegten ſich auch die Lobgedichte, Lobreden und Lobepiſteln auf Fürſten, hohe Geiſtliche und andere hervorragende Männer zu bewegen. Mit Vorliebe ſchwelgten die Poeten in gegenſeitiger Beweihräucherung. Die berühmteſten Schriftſteller der Vorwelt, ein Homer, ein Cicero, ein Virgil wurden von ihnen verdunkelt. Man verſicherte ſich gegenſeitig der Unſterblichkeit und mehr noch, der Kraft, ewigen Nachruhm zu verleihen. Das nimmt oft die luſtigſten Formen an. So wenn Buſchius in ſeinem Lobgedicht auf Leipzig ſeinen Hexametern die Kraft zuſpricht, die ſächſiſche Großſtadt unſterblich zu machen. Wer nur irgendwie zu einem oder mehreren dieſer ſtets ſchreibefertigen Geſellen in einem guten Verhältnis ſtand, der durfte ſicher ſein, bei der erſten beſten Gelegenheit, etwa wenn er ein Buch heraus-

Deo optimo Maximo & diuo Sebaldo Patrono: pro felicitate vrbis Noricæ per Conradum Celten: & Sebaldum clamosum: eius sacre edis Curatorem pie deuote & religiose positum.

Egię stirpis soboles Sebalde
Norica multum veneratus vrbe
Da tuam nobis memorare sanctam
Carmine vitam.

Te sacris vouis generant parentes
Cum diu lecto sterili vacassent
Teq; suscepto statuere castam
Ducere vitam.

Natus his sanctis puer ergo votis
Galliæ clarani properas in vrbem
Artibus sacris animumq; cultus
Moribus ornans.

Hauseras sanctas vbi mente leges
Patriam doctor rediens in aulam
Regiam querunt tibi mox venustam
Iungere sponsam.

Vt dies lętis fuerat peracta
Nuptijs: virgo pudibunda vultu
Ducitur celso tibi copulanda
Candida lecto.

Cunq; iam clausum fuerat cubile
Et quięs cunctis foret alta rebus
Tu tuę sponsę loqueris pudicę
Talia verba.

Nata de magno mea sponsa rege
Non tuum castum violabo corpus
Si placet mecum pia vota castę
Iungere vitę.

Annuit virgo tenero pudore
Et deo magnas dedit ore grates
Infegram seruans generosa casto
Corpore vitam.

Ipse mox celsam genitoris aulam
Spiritu sancti monitu relinquens
Horridas filuas heremumq; vastis
Saltibus intras.

Et per exesę caua saxa rupis
Stratus orabas manibus supinis
Feruidum solem: boream: niuesq;
Passus & imbres.

Et feras inter medius quiescens
Sępe montanis saciatus herbis
Hauseras puram liquidis fluentem
Fontibus vndam.

His vbi corpus dapibus fouęres
Mentis in puram tenuatus auram
Sępe diuinos nitido videbas
Pectore vultus.

Sic tribus lustris tacito peractis
Inde Rhomanam properas ad vrbem
Qua dei verbum monuit per orbem
Spargere pastor.

Ipse mandatum recipis paternum
Et vagus terras varias pererras
Donec immensum peregię venires
Letus ad Istrum.

Hic vbi cymbis tumidus careret
Prebuit tutam pater alme nauem
Palliũm: quo tunc fueras pudico
Corpore tectus.

Moxq; per vastas nemoris latebras
Noricam lętus veniens in vrbem
Hanc docens sacro monitu prophanos
Linquere cultus,

Et deum celso residere celo
Prędicas: pœnas vitijs daturum
Quiq; virtuti tribuat beatę
Premia vitę.

Ille de casta genitrice natus
Corporis mortem tulerat cruentam
Tercio phœbo rediens sepultis
Victor ab oris,

Approbas multis tua verba signis
Scripta quę libro reperi fideli
Nec minus claris hodie coruscas
Inclyte signis.

Cunq; iam longo sueras labore
Fessus: & sedes meritus beatas
Te senem nostras deus imperabat
Linquere terras.

Spmtus sanctos vbi liquit artus
Mox boues corpus tulerãt agrestes
Qua tuas sanctas modo personamus
Carmine laudes.

Ergo iam cęlo merito locatus
Hanc velis vrbem medijs arenis
Conditam: sanctis prębus iuuare
Sedulus orans.

Terra fęcundo madeat liquore
Et salutares habeat cąlores
Spiceam gestans cereris coronam
Fœnere multo.

Spumet & plenis rubjcundus vuis
Bacchus: & frontes tetricas relaxet
Et pecus lętis nemorosa carpat
Pascua pratis.

Prosperos seruent radiosa cursus
Astra mec morbos subitos minentur
Paxq; per nostras maneat perenni
Tempore terras.

Fata Germanis faueant triumphis
Dum petet thurcos gladijs cruentis
Principis nostri iuuenile robur
Maximiliani.

Hinc vbi nostras animas solutis
Corporum vinclis deus euocabit
Conser: vt tecum capiamus alto
Gaudia cęli.

Hæc vbi nobis pater impetrabis
Ante supremi faciem tonantis
Hic tuas semper cumulemos aras
Thure benigno.

Sanctus Sebaldus:

Abb. 63. Ode des Celtis auf St. Sebald, den Schutzheiligen von Nürnberg. Holzschnitt von Dürer. Einblattdruck um 1500. München, Hofbibliothek. Schreiber 1673.

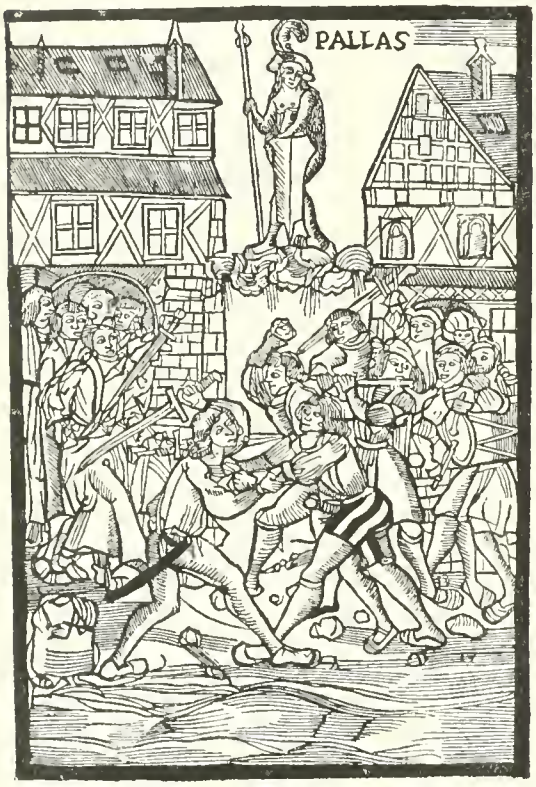


Abb. 64. Titelholzſchnitt eines Sanges von Eobanus Heſſus. Erfurter Studenten beſchirmt von der Göttin Pallas im Kampf mit Handwerkern. 1506. Erfurt, Wolfg. Stürmer.

gab, über eine wahre Flut von Elegieen, Epigrammen u. ſ. w. in den üblichen dithyrambiſchen Lobtönen verfügen zu können. Denn im Lobe wie im Tadel kannte der Poet kein Maß. Nie ſind ſo viele Superlative gebraucht worden wie in der Blütezeit des Humanismus. Wer einen korrekten lateiniſchen Brief ſchreiben konnte, war gleich doctissimus, wer ein wenig Griechiſch verſtand, ein Graecissimus. Wer es aber wagte, ſei es auch in einer an ſich ganz gleichgültigen Sache anderer Meinung zu ſein, der war ein ſchändlicher und ruchloſer Menſch, kein Wort war ſcharf genug, kein Hohn zu grauſam, keine Verleumdung zu giftig, um damit den verhaßten Gegner zu Boden zu werfen. Man war in jener Zeit noch durchaus unfähig, die Sache von der Perſon zu ſcheiden. Daher artete jeder litterariſche Streit ſofort in perſönliche Gehäſſigkeit aus. Ja es kam wohl gar zu Schlägen, oder man bot ſich wenigſtens ſolche an, wie der Poet Locher (Abb. 66) dem verdienten Straßburger Humaniſten Wimpheling.

Der allgemeine, am übelſten mitgenommene Gegner der Poeten war nun aber der Gelehrte der alten Schule, der Inhaber der Lehrſtühle an den Univerſitäten, der magister noster, der Sophiſt, der nebulo (Dunſtmacher), wie er mit Vorliebe von ihnen genannt wurde. Daß die Alten von den Jungen ſcharf angegriffen wurden, war ganz in der Ordnung. Ihre ſcholaſtiſche Lehrmethode, ihre Bevorzugung der öden Schuldisziplinen der artes vor den „lieblich“ redenden auctores, ihr Feſthalten an dem von Barbarismen ſtrotzenden mittelalterlichen Latein mußten den Spott und Hohn der humaniſtiſch gebildeten immer von neuem entfeſſeln. Nur im Kampf, in einem mit Leidenſchaft geführten Kampfe pflegt eine neue Richtung den Sieg zu erlangen. Aber wie es gewöhnlich zu ſein pflegt, die Alten waren nicht ſo ſchlecht und die Jungen nicht ſo gut, wie ſie ſich ſelber hinzuſtellen liebten. Es gab unter den Magiſtern der freien Künſte ſowie auch unter den Doktoren der Theologie an allen Univerſitäten eine nicht geringe Zahl, die das Berechtigte in den humaniſtiſchen Beſtrebungen durchaus anerkannten. Ein Peter Luder, wohl ſo ziemlich der erſte aller fahrenden Poeten in Deutſchland, wurde ſchon 1460 aus Achtung für die Kunſt gratis in die Matrikel aufgenommen. Ein Jodocus Trutvetter in Erfurt, der Lehrer Luthers in der Philoſophie, ein Gabriel Biel und Sumenhart in Tübingen ſtanden mit vielen Humaniſten auf dem freundſchaftlichſten Fuße. Die oben erwähnten Berufungen von Lehrern der Poeſie und Eloquenz ſind ein weiteres Zeugnis dafür. Selbſt die Kölner ließen ſich humaniſtiſche Schriften widmen und ihren Werken gelegentlich Verſe der Poeten vordrucken. Man muß doch immer bedenken, wie viel dazu gehört, wenigſtens für ältere Leute, ſich von Anſchauungen und Traditionen, in denen ſie groß geworden ſind, loszumachen. Wer giebt heute gern das im Unterricht auf, was er ſelber einſt in ſeiner Jugend gelernt hat, und ſei es nur,

weil er einige Anekdötchen, die ihm lieb geworden ſind, auch dem heranwachſenden Geſchlecht zugute kommen laſſen wollte? Und wie etwa heute einem Maler der alten Schule, der von den „Modernen" mit Spott und gefliſſentlich zur Schau getragener Verachtung behandelt wird, die neue Richtung in der Seele zuwider ſein muß, obgleich er manches Gute in ihr anerkennen möchte, ſo war es ganz erklärlich, daß die alten Gelehrten mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Machtmitteln ſich gegen jene Neulinge ſträubten, die in ihrem Unfehlbarkeitsdünkel alles auf den Kopf zu ſtellen ſchienen. Wagten dieſe jungen Burſchen nicht, ehrwürdige Magiſter, ja den Rektor ſelbſt frech zu duzen? Die Humaniſten ſuchten nämlich das klaſſiſche tu anſtatt des im ganzen Mittelalter gebräuchlichen vos auch für Reſpektsperſonen einzubürgern. Und war denn die neue Eloquenz wirklich ſo erſtrebenswert? War das moderne Latein nicht eine gezierte, gekünſtelte und geſpreizte Sprechweiſe mit ungewöhnlichen Wortſtellungen und geſuchten Ausdrücken, wo „der Dünkel aus jeder Zeile blickte"? Und die ſo hoch geprieſenen heidniſchen Autoren ſelber? Gefielen ſie ſich nicht mit Vorliebe in der Ausmalung bedenklicher Liebesabenteuer, beſangen ſie nicht ohne Scheu allerlei unzüchtige Verhältniſſe, ja ſelbſt die greulichſten Laſter? Und ſah man nicht die Wirkungen dieſer Lektüre auf Schritt und Tritt?

Denn in der That, wie die Stürmer und Dränger zu allen Zeiten nicht gerade die Pfade der hergebrachten guten Sitte zu wandeln pflegen, ſo haben auch die Poeten die Freiheit des genialen Subjekts für ſich und ihresgleichen häufig mit einer Dreiſtigkeit in Anſpruch genommen, durch die der Ernſt der Studien und alle akademiſche Disziplin verloren zu gehen drohten. Wenn der mittelalterliche Scholar oder Magiſter ſeine Ausſchweifungen im Reiche der Venus zu verbergen und zu entſchuldigen ſuchte, trug ſie der Poet offen zur Schau und rühmte ſich vor aller Welt ſeiner libertiniſtiſchen Lebensweiſe. Galante Abenteuer gehörten gewiſſermaßen zur eleganten Latinität; wer keine erlebte, erfand ſie, ſchon allein, um für ſeine Erzählungen Stoff zu haben. Es gab wenige Orte, die der Poet auf ſeinem raſtloſen Wanderleben berührte, wo er nicht eine verlaſſene Thais oder vielmehr wie Celtis ſeine deutſche Elſula oder Barbara ſitzen hatte. Und wie der Venus verſtand der Poet auch dem Bacchus wacker zu opfern, eine Eigenſchaft, mit der er in Deutſchland freilich nicht leicht allein ſtehen konnte. Der humaniſtiſch gebildete Geiſt kleidete aber dieſe Untugend fein in anmutige dichteriſche Formen. Celtis meinte, die Muſen geſtänden ihm neun Kannen Wein zu, eine zehnte gäbe Apollo darein. Und Zecher gab es unter den Poeten, die ſelbſt die Bewunderung der trinkfeſten Zeitgenoſſen erregten. Allen aber that es jener Eobanus Heſſus zuvor, der „Poetenkönig". Einſt als er noch in Preußen am Hofe des Biſchofs von Pomeſanien lebte, forderte ihn einer ſeiner Mitzecher prahleriſch auf, einen Waſſereimer, mit Danziger Bier gefüllt, auf einen Zug auszutrinken. Als Preis dafür ließ er einen koſtbaren Ring in das Gefäß fallen. Heſſus ließ ſich nicht lange bitten, er leerte den Eimer raſch, ohne abzuſetzen, bei der Nagelprobe fiel der Ring heraus.

Abb. 65. Bildnis des Eobanus Heſſus (1488—1540.) Holzſchnitt des 16. Jahrhunderts.

Abb. 66. Bildnis des Humaniſten Jakob Locher genannt Philomuſus (1471—1528). Holzſchnitt aus deſſen: Panegyrici ad Regem. Tragedia de Thurcis et Suldano. Dialogus de heresiarchis. Straßburg, Grüninger, 1497.

Heſſus aber weiſt ihn zurück, verächtlich blickend fragt er den Herausforderer, ob er denn glaube, daß er um Lohn zu trinken gewohnt ſei? Ein charakteriſtiſcher Zug, wie für den deutſchen Gelehrten überhaupt, ſo insbeſondere für den damaligen „Poeten". Manch einem freilich, wie dem Brandenburgiſchen Hofaſtronomen Johannes Carion († 1537), bereitete das allzuviele Trinken ein frühes Grab.

An dem liederlichen Lebenswandel der Poeten wäre ſchließlich den ehrbaren Häuptern der Univerſitätsgelehrſamkeit nicht ſoviel gelegen geweſen. Ihre Magiſter waren ja auch nicht beſſer. Was ſie am meiſten verdroß, waren die hochmütigen Anſprüche ihrer Gegner, als ob bei ihnen allein das Heil der Wiſſenſchaft und wahre Genialität zu finden wären, weshalb ihnen auch von Rechtswegen der erſte Platz eingeräumt werden müſſe. Man höre z. B., was Peter Luder 1462 in Leipzig ans ſchwarze Brett anſchlagen ließ. Wer auf eine anſtändige Ausdrucksweiſe Wert lege und mit den abſcheulichen Barbarismen des bisherigen Kirchenlateins die Ohren der Menſchen nicht mehr beleidigen wolle,

der möge ſeine Vorleſungen über Terenz belegen, dreien davon dürfe man umſonſt beiwohnen. Zum höchſten Gaudium der „Sophiſten" paſſierte dem übereifrigen Poeten dabei der grobe grammatikaliſche Schnitzer, daß er interesse (beiwohnen) mit dem Accuſativ anſtatt mit dem Dativ konſtruierte. Was war es denn auch, worauf dieſe hochmütigen jungen Leute ihre Anmaßung begründeten? Hatten ſie je eine Prüfung beſtanden? Waren ſie von irgend einer anſehnlichen Fakultät zu Doktoren, Magiſtern oder auch nur zu Baccalarien ernannt worden? Und obgleich ſie nie einen akademiſchen Grad erworben, wagten ſie es nicht, Aufnahme ins Univerſitätskonzil zu verlangen? Das gehörte nun aber eben bei den Poeten zum guten Tone. Titel und Würden der Jahrhunderte lang üblichen Gelehrtenlaufbahn verachteten ſie. Hatte einmal einer zufällig einen gelehrten Titel erlangt, ſo ſchämte er ſich deſſen, wie Hutten ſeines Frankfurter Baccalaureus. „Wir brauchen doctos, nicht doctores", ließ Celtis ſich vernehmen, und der Gothaiſche Kanoniker Conrad Mutianus, das Orakel insbeſondere der in Erfurt verſammelten jüngeren Humaniſten, riet dieſen ab, ſich um leere Titel zu bewerben, denn, wo „die Vernunft den Vorſitz führe, da bedürfe es keiner Doktoren". Wenn ſie darin den Anſchauungen ſelbſt ernſter Scholaſtiker nicht zu ferne ſtanden (vgl. S. 55), ſo ſtimmt freilich ſchlecht dazu, daß die Poeten einer anderen äußeren Ehre, der Erwerbung des Dichterkranzes, nun wiederum ihrerſeits ein übertriebenes Gewicht beilegten. Konrad Celtis rechnete nach Jahren des Lorbeers, d. h. ſeiner Dichterkrönung, Henricus Glareanus verlangte in Baſel als gekrönter Poet vor den Magiſtern den Vortritt.

Viel Staub wirbelte die Sache des Johannes Rhagius Aeſticampianus (Johann Rack aus Sommerfeld) auf, im Jahre 1511. Der Genannte hatte in Leipzig ſeit 1507, mit einem Stipendium des Herzogs und der Stadt verſehen, die „Humaniora" gelehrt und, wie er ſelbſt ſagt, in drei Jahren die wichtigſten lateiniſchen Schriftſteller, Plinius, Livius, Plautus, Horaz, Virgil, Cicero, auch des Tacitus Germania und den Hieronymus erklärt, mit unſäglicher Mühe alle ſeine Zeit darauf verwendend, ſeine Schüler zu gebildeten und tugendhaften Menſchen zu machen. Er rühmt ſich, vier Stunden täglich manchmal geleſen zu haben. Wir wollen ihm das glauben. Wahrſcheinlich hatte er nun aber durch die gewöhnlichen Prätenſionen der Poeten die Magiſter aufs tiefſte gekränkt. Unter anderm ſcheint er geſagt zu haben, ein Poet wiege zehn Magiſter auf, das ſeien nicht Magiſter der ſieben freien Künſte, ſondern der ſieben Todſünden u. dgl. m. Um die Zeit der öffentlichen Vorleſungen, während deren keine Privatlektionen ſtattfinden durften, ſcheint er unbeirrt geleſen zu haben. Kein Wunder, daß die Univerſität ſich an ihm zu rächen begehrte. Man verweigerte ihm die öffentlichen Auditorien, lud ihn nicht zu den Doktor- und Magiſterſchmäuſen ein oder ſetzte ihn, wenn es einmal geſchah, an der Tafel zu unterſt. Kurzum der Poet fühlte ſich durch dieſe und ähnliche Chikanen gekränkt und gewiß auch in ſeinem Verdienſte benachteiligt, ſo daß er 1511 zu gehen beſchloß. Vorher aber entlud er ſeinen ganzen Groll in einer Abſchiedsrede, zu der alle, die nicht ſowohl ihn, den Poeten, als vielmehr die Wahrheit — die Gott ſelber ſei — liebten und verehrten, geladen waren. Die ſehr formgewandte Rede hat ihre Wirkung auf die Zuhörer gewiß nicht verfehlt. Allerdings auch auf die Magiſter nicht, die darin mit ſchnöden Worten angegriffen, des Neides und der Niedertracht geziehen, als „ohne Bildung und ohne Witz, als ſchmutzige und ruhmloſe Seelen" geſchildert wurden. Aeſticampianus wurde von der Univerſität auf 10 Jahre relegiert, ein Beſchluß, der auch trotz der Verwendung des Herzogs Georg aufrecht erhalten wurde.

Aber die Strafe blieb nicht aus, für dieſe nicht und nicht für ähnliche Verſündigungen der Magiſter an dem freien Geiſte des Humanismus. Verachtet und mit Schmach bedeckt leben ſie fort im Gedächtnis der Menſchheit als das Urbild aller Feinde des Lichts und der fortſchreitenden Kultur, als die erſten und eigentlichen obscuri viri, die den Dunkelmännern oder Obſcuranten aller Zeiten den Namen gegeben haben. Den Anlaß bot ein an ſich für den Humanismus ziemlich gleichgültiger Streit über die Frage, ob die Bücher der Juden zu vernichten ſeien, weil ſie Läſterungen Chriſti und der chriſtlichen Kirche

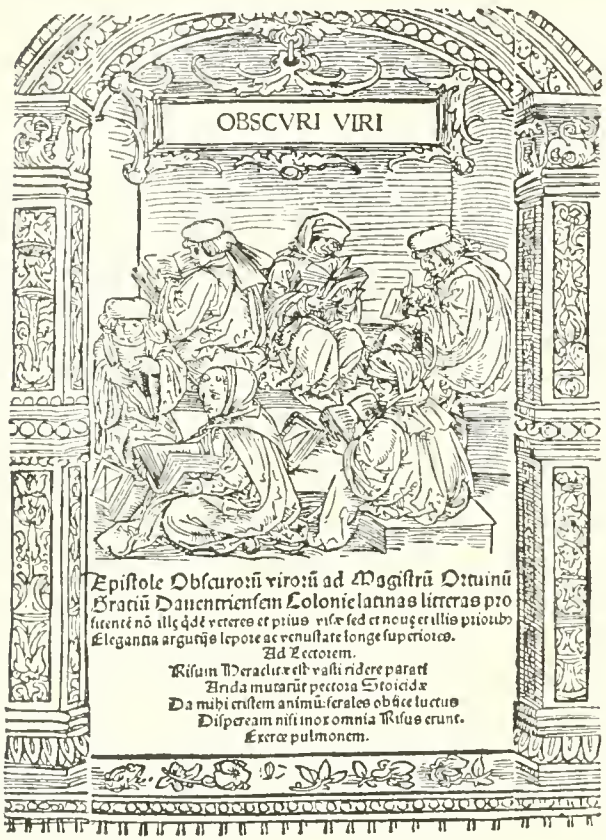


Abb. 67. Titelblatt der ersten Ausgabe der zweiten Sammlung der Epistolae obscurorum virorum. Hagenau 1516.

enthielten. Zufällig aber wurde in diesen Streit einer der angesehensten und gelehrtesten Humanisten, Johannes Reuchlin, verwickelt. Da er in einem Gutachten für die bedrohte Wissenschaft der Juden eintrat, entfesselte er den Groll der Häupter der scholastischen Theologie insbesondere an der Kölner Universität, mit der die Dominikaner, an ihrer Spitze der Kölner Ketzerrichter Jakob von Hochstraten, Hand in Hand gingen. Für den auf das heftigste angegriffenen erhoben sich die Poeten ganz Deutschlands wie ein Mann und sie verstanden es, schärfere Waffen in den Kampf zu führen. Diese Waffen waren der übermütigste Spott und der grausamste Hohn, der sich in der weltberühmten Satire der „Epistolae obscurorum virorum“ Luft machte. Die witzige Idee dieser Briefe — ihr erster Teil erschien 1515 — ist, daß die Gegner selbst darin redend aufgeführt werden, daß sie in einem erbärmlichen Latein, wie es den Universitätsgelehrten von den Humanisten Schuld gegeben wurde, einem ihrer vornehmsten Parteigenossen, dem Ortuin Gratius in Köln, mit diesen Briefen ihr Herz ausschütten. Magister Curio und Philippus Schlauraff, Mammotrectus Buntemantellus und M. Conradus de Zwiccavia fühlen sich dabei ganz unter sich. Sie erscheinen als schmutzige und gierige Hungerleider, die nichts höheres kennen, als sich ihren Wanst mit Fressen und Saufen vollzuschlagen und Tagelang noch in der Erinnerung an einen guten Bissen zu schwelgen, als lüsterne und zugleich täppische Pfaffen, die den gemeinsten Weibern nachstellen, kein Ehebett achten und dann in widerlich frömmelnder Weise ihre Sünden beichten, während ihnen schon nach neuen verbotenen Früchten das Wasser im Munde zusammenläuft. Eitle und hochmütige Prahler, lächerlich stolz auf ihren Magister- und Doktortitel, wie sie sind, wissen sie uns doch beinahe etwas wie Rührung abzugewinnen, wenn sie in ihrem unbeholfenen Kauderwelsch über die bösen Poeten klagen, die sie überall verhauen, wo sie sich nur blicken lassen, und ihnen ihre Freude an den hergebrachten gelehrten Titeln, an ihren abgeschmackten Disputationen, an ihren unverständlichen und veralteten Lehrbüchern zu vergällen suchen. Schlimm genug, wenn die Betroffenen auch nur zur Hälfte dieser Schilderung glichen. Indes eine Karikatur darf man eben nicht für volle geschichtliche Wahrheit nehmen.

Mit den Epistolae obscurorum virorum erreichte der Humanismus in Deutschland seinen Höhepunkt, um dann aber von einer noch mächtigeren Bewegung abgelöst zu werden. Die Briefe entstanden in einem Kreise von Poeten, der in Erfurt sein Hauptquartier hatte, in der Schwärmerei für die humanistischen Ideale und deren hervorragendste Vertreter, einen Mutianus, Reuchlin, Erasmus, seinen geistigen Zusammenhalt fand und in ausgelassener Geselligkeit auch das Leben von der heitersten Seite zu nehmen

wußte. Hier war es, wo sich die Poeten scherzweise sogar einen König erkoren, den allzeit trinkfreudigen Eobanus Hessus. Die gemeinsamen Bestrebungen und die gleichen Gegner führten überhaupt zur Pflege der Freundschaft oder wenigstens intimer geselliger Beziehungen. Es ist auch kein Zufall, daß damals eine Reihe halb gelehrter, halb poetischer Vereinigungen in Deutschland entstanden, in Heidelberg, Wien, Ingolstadt u. s. w., die sich zum Teil, wie die rheinische und die Donaugesellschaft, nicht auf einen bestimmten Ort beschränkten, sondern in einer ziemlichen Zahl von Städten, an Fürstenhöfen und in Patrizierhäusern nicht minder wie unter den eigentlichen Poeten und Schulmännern ihre Mitglieder zählten.

An dem zweiten Teile der Dunkelmännerbriefe ist auch Ulrich von Hutten hervorragend beteiligt gewesen. So nahe Beziehungen er auch zu den Poeten hatte, so war er doch schon durch seine ritterliche Abkunft und mehr noch, weil er auch gelegentlich die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen liebte, ihnen unähnlich. Hutten ist eine ganz eigenartige Erscheinung im deutschen Gelehrtenleben. Allerdings sein Lebenslauf war der eines echten Poeten. Sein Vater hatte ihn zum Geistlichen bestimmt. Er entlief den Fesseln der Klosterschule (zu Fulda) und schweifte nun, ohne jede Unterstützung von seiner Familie, mehr aber noch durch die eigene innere Unruhe als durch die bittere Not gezwungen, wie so viele andere von Ort zu Ort, um irgendwo eine ihm zusagende Lebensstellung zu erlangen. So besuchte er mit wechselndem Geschicke eine größere Zahl von Uni-

Mich nennt den Hutten yederman.
Zů schimpff zů ernſt ich fechten kan/
Schwert feder halt in gleicher machte
Main gmůt gots huld halt hoher achte.
On einich anſehen ſchreib ich frey
Der Churtiſanen bůberey/
Wie ſye Teutſch landt berauben gantz/
Durch jr pfründ tuſchen vnd finantz.
Des mich verfolgt der Bapſt on recht/
Vnd thůt gewalt mir edelknecht.
Das klag ich got/ vnd Carle glich.
Ich habs gewogt/ Rom ſich für dich

Abb. 68. Bildnis Ulrich von Huttens 1520. Holzschnitt eines unbekannten Meisters. Weller 1429.

Abb. 69. Der Triumph Reuchlin's. Holzschnitt aus: Hutten, Reuchlin wird beim Einzug in seine Vaterstadt Pforzheim am Thore festlich empfangen. Links aus einem Fenster getragen, dann Bücher und ein Kasten, worin die widerlegten Schlüsse und Argumente der Sophisten enthalten Unwissenheit und Neid. Ihren Göttern folgt mit einer Kette eingeschlossen die überwundene Schaar der Magister vom Henker gepeinigt. Eine musizierende Gruppe führt vier bekränzte Rinder

versitätsstädten, dazwischen auch Italien. Eine Zeitlang hielt er es am Hofe des humanistisch gesinnten Erzbischofs Albrecht von Mainz aus. Dann wieder frei und ungebunden, fand er später auf mehrere Jahre ein Asyl in den Burgen seines mächtigen Standesgenossen Franz von Sickingen. Nach dessen Tode stand es recht schlecht mit ihm. Er irrte von Stadt zu Stadt, niemand wollte sich seiner annehmen, bis endlich dem Schwergeprüften auf der Insel Ufenau im Züricher See von dem edeln Zwingli die letzte Heimstätte bereitet wurde. Ein schweres Leiden warf ihn zuletzt ganz darnieder, die widerwärtige Krankheit der Zeit (der morbus gallicus), der noch so mancher andere Poet zum Opfer gefallen ist. Als Hutten bald darauf starb, war alles, was er hinterließ, eine Feder.

Das letztere ist wieder sehr charakteristisch. Es gab auch Poeten, die mit ihrer Besitzlosigkeit kokettierten, wie z. B. Hermann Buschius, der sich sogar die Bücher, über die er Vorlesungen hielt, borgen mußte.

Von dem akademischen Lehrfach hat Hutten sich fast ganz fern gehalten, obgleich ihn sein Dichterkranz wohl dazu berechtigt hätte. Wie kein Gelehrter, so ist er auch nicht eigentlich ein Dichter zu nennen, trotz seiner hervorragenden poetischen Begabung namentlich für das Epigramm und für die Satire. Er war vielmehr ein Tagesschriftsteller, ein Pamphletist, ein Politiker. Und ein Patriot von echter, glühender, begeisterter Gesinnung, nicht von jenem anempfundenen Patriotismus, wie er bei den meisten Humanisten üblich war. Mag sein, daß er vielfach seine eigenen Interessen, die seiner Familie, seiner Standesgenossen zu Angelegenheiten der ganzen

Eleutherii Byzeni Triumphus Doctoris Reuchlini 1518.
wird ein Mönch gestürzt (Vertreibung der Pfaffen). Vor Reuchlins Triumphwagen wird eine Tafel mit einem Bilde sind. Dahinter auf einer Bahre trägt man die vier besiegten Gottheiten der Obscuranten: Aberglaube, Barbarei, darunter: Hochstraten, Ortuin Gratius, Tungern. Im Vordergrund liegt mit gebundenen Händen Pfefferkorn als Welhegeschenk mit. Den Wagen Reuchlin's umgeben Humanisten.

Nation zu machen suchte, es war ihm doch heiliger Ernst mit der Erstarkung und Einigung Deutschlands, die ihm nur durch die Befestigung der kaiserlichen Gewalt und die Abschüttelung des römischen Jochs erreichbar schien. Für unsere Betrachtung hier ist vor allem von Wert, daß Hutten einer der ersten Landadeligen war, der wissenschaftliche Beschäftigung und überhaupt geistige Arbeit nicht mit der Würde eines Ritters unvereinbar fand. Seine Begeisterung für die humanistische Bewegung war vielleicht größer als bei irgend einem anderen seiner Zeitgenossen. „Wenn Liebe zu den Studien den Gelehrten macht, dann weiche ich in dieser Hinsicht Keinem in Deutschland", sagte er, und bekannt ist sein Ausspruch: „O Jahrhundert, die Wissenschaften blühen, die Geister regen sich, es ist eine Lust zu leben". Und wie bei allem, was er that und schrieb, sein Herzblut floß, so suchte und fand er auch Fühlung mit der Volksseele. Gleich Luther redete er deutsch zu den Deutschen, seine ehedem lateinisch abgefaßten Dialoge übersetzte er, und so wurde er aus einem Schriftsteller für die gelehrte Welt ein Volksschriftsteller. Er weckte sein Volk mit flammenden Worten zum Streit um die religiöse und politische Freiheit. Denn die Abhängigkeit von Rom war ja ebenso sehr eine politische und wirtschaftliche wie eine religiöse. Das alles sind Dinge, die uns Hutten lieb und wert machen müssen, wenn wir auch über seinen liederlichen Lebenswandel und mehr noch über seinen Mangel an Charakter noch so sehr zu klagen haben.

Von dem unbeständigen, lebhaften und streitfertigen Völkchen der Poeten unterscheiden wir einen anderen Typus des deutschen Gelehrten in

der Zeit des Humanismus. Er wird durch wohlanständige, gesetzte Männer repräsentiert, denen die Wissenschaft nicht sowohl ein Mittel des heiteren Lebensgenusses als vielmehr eine zur Förderung der Wahrheit geübte ernste Arbeit war. Wir rechnen dazu Männer wie den schon genannten Rudolf Agricola (S. 61), Jakob Wimpheling, Reuchlin, Erasmus, Zasius, sowie auch den Beschließer der humanistischen Zeit und ersten Gelehrten einer neuen, Philipp Melanchthon. Ihnen reihen wir auch die angesehenen Gönner des Humanismus an, die auf ihren Pfründen ruhenden Kanoniker, wie Conrad Mutianus in Gotha, Graf Hermann von Neuenaar in Köln und jene wohlhabenden, hochgebildeten, reichsstädtischen Bürger und Patrizier, einen Peutinger und Pirckheimer, deren Namen noch heute vor vielen anderen Humanisten einer gewissen Popularität sich erfreuen. Gewiß ist es schwer, hier eine feste Grenze zu ziehen. Auch so mancher Poet wurde in höherem Alter ein stiller Mann, wie Jakob Locher oder Eobanus Hessus; selbst Celtis sehen wir den Abend seines bewegten Lebens in verhältnismäßiger Ruhe in Wien als Universitätslehrer verbringen.

Ohne Frage haben die Poeten und die sozusagen solideren Humanisten auch mehr Berührungspunkte als Trennendes unter einander. Beiden gemeinsam ist vor allem der Gegensatz zu der mittelalterlichen Universitätswissenschaft, der sich je nach Umständen in Haß und Verachtung oder als beißende Satire aussprach. In letzterer Form war Erasmus der unerreichte Meister. Den Poeten ähnelt er insbesondere dadurch, daß er die Freiheit und Unabhängigkeit über alles liebte. Wider seinen Willen hatte man ihn in jungen Jahren zum Mönch gemacht, es gelang ihm glücklich, diese drückenden Bande zu sprengen. Nie konnte er es über sich bringen, ein Amt anzunehmen. Da er aber nicht vermögend war und noch weniger durch seine allerdings sehr fruchtbare Thätigkeit im Bücherschreiben sich ernähren konnte, so mußte er überall auf hochstehende Gönner bedacht sein, die er in feinerer Form, etwa durch Widmung eines Werkes, auch wohl anzubetteln nicht verschmähte. In der That ist er auch Zeitlebens mit Geld und Geschenken reichlich unterstützt worden. Jahresgehalte oder Pfründen befreiten ihn von aller Sorge um seinen Lebensunterhalt, und gern zeigte das eitle Männchen seinen Besuchern die kostbare Sammlung silberner und goldener Pokale, wertvoller Ringe, Uhren und anderer Ehrengaben, die sich mit der Zeit in seinem Besitz anhäuften.

Erasmus wurde 1506 an der Turiner Universität zum Doktor der Theologie ernannt. Geführt, scheint es, hat er den Titel nie, ebenso wenig wie den eines königlichen Rats, der ihm 1516 von Karl V. verliehen wurde. Sein Name allein sollte genügen. Unempfänglich aber war er für solche Huldigungen nicht, es schmeichelte ihm auch gar sehr, als Papst Paul III. ihn noch in seinem Alter zum Kardinal ernennen wollte. Reuchlin und Zasius unterschrieben sich ehrlich in ihren Briefen als legum doctores. Auch Melanchthon, dessen Studienzeit ja so recht in die Blüte des Humanismus fiel, trug kein Bedenken, Magister zu werden.

Fühlten sich die Genannten in Amt und Würden wohl, so waren sie auch sonst seßhafte Naturen. Erasmus dagegen zeigt uns wieder die ganze Ruhelosigkeit des Poeten. Er kannte das Leben im Sattel trotz Einem — das Reiten war ja damals die gewöhnliche Art zu reisen, auch bei Gelehrten, wenigstens bei denen, die ein Pferd bezahlen konnten. Der oft kränkliche Mann mag sich aber wohl so manchmal aus den überhitzten Gaststuben der primitiven Herbergen an der Landstraße nach der Stille seines Studierzimmers zurückgesehnt haben.

Erasmus, den wir trotz seiner niederländischen Abkunft, da er sehr lange in Deutschland (in Basel, zuletzt in Freiburg) lebte, getrost zu den Deutschen rechnen können, stellt in seiner Person die Krönung des deutschen Humanismus dar. Doch war er überhaupt der gefeiertste Humanist seiner Zeit, und sein Ruhm erscholl ebenso laut in England und Italien wie in Spanien und Frankreich. Seine Bedeutung liegt im wesentlichen darin, daß er ebenso groß als Gelehrter wie als Schriftsteller war. Sein Wissen war ein ungeheures. Er soll den ganzen Terenz, den ganzen Horaz auswendig gekonnt haben. Seine Sprüchwörtersammlung, die sog. Adagia, ein starker Foliant, zeugt von einer erstaunlichen

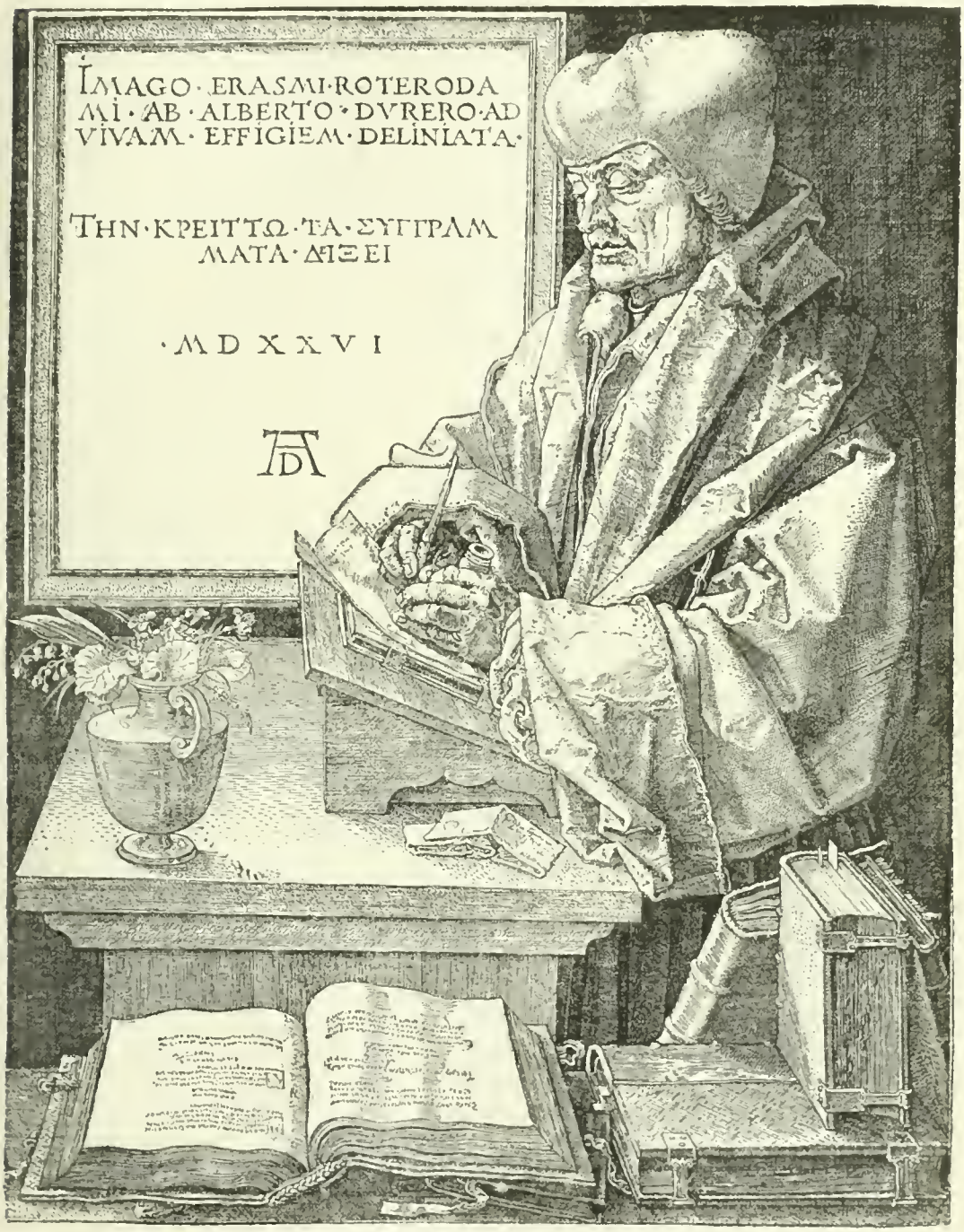


Abb. 70. Bildnis des Erasmus. Kpfr. von Dürer 1526. Berlin, Kupferstichkabinet. B. 107.

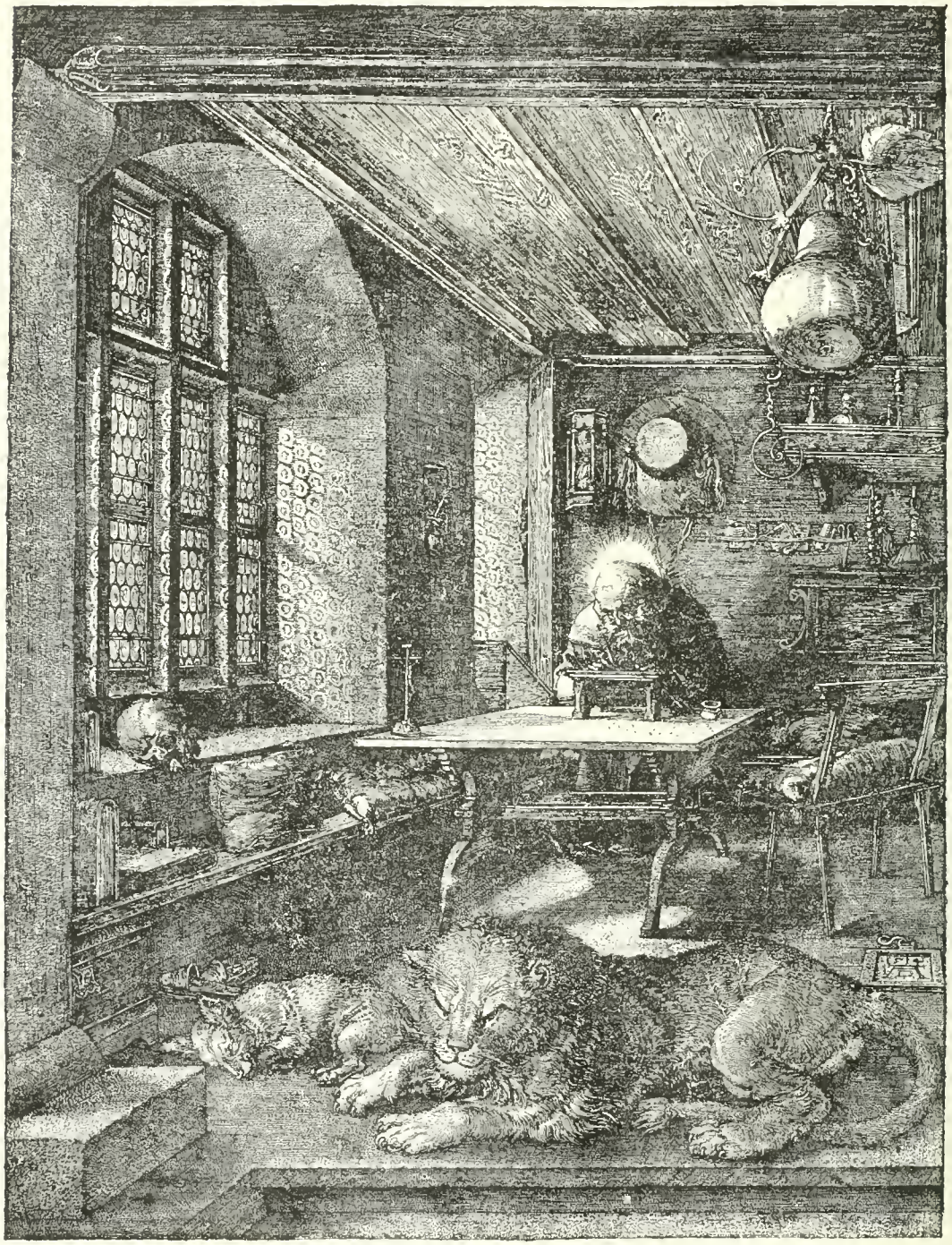


Abb. 71. Inneres eines Gelehrtenzimmers der Renaissancezeit (St. Hieronymus). Kpfr. von Dürer 1514. Berlin, Kupferstichkabinet. B. 60.

Beleſenheit in den Alten. Aus der ſcholaſtiſchen Schule, die er noch ſelber in Paris durchgemacht, hatte er ferner umfaſſende Kenntniſſe in der Theologie ſich erworben, die er durch fleißiges Studium der Bibel und der Kirchenväter eifrig zu erweitern bemüht war. Aber mehr als das —, indem er auf die Lektüre der letzteren hinwies, entgegen den alten thomiſtiſchen und ſcotiſtiſchen Theorien, indem er durch ſeine Paraphraſen zum Neuen Teſtament ein geſundes Schriftverſtändnis beförderte, wurde er, wie ihn Erzbiſchof Albrecht von Mainz richtig nannte, ein Wiederherſteller der Theologie. Das Mittel dazu war das Studium des Griechiſchen, in deſſen Kenntnis er von niemand übertroffen wurde. Wohl die ſchönſte Frucht dieſer Thätigkeit war ſeine Herausgabe des Neuen Teſtaments, die Luthern zur Grundlage ſeiner Überſetzung diente. Vor allem aber war Erasmus ein unerreichter Meiſter des lateiniſchen Stils, und dies hauptſächlich iſt es, was ihm die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen verſchaffte. Er ſchrieb elegant, geiſtreich, witzig, äußerſt lebendig, dabei in durchaus origineller Weiſe, wie er ſich denn wiederholt gegen eine einſeitige Nachahmung Cicero's energiſch ausſprach. Mit der Poeſie hat er ſich nicht viel abgegeben, in der proſaiſchen Darſtellung wurde er für viele Stilgattungen Muſter.

Erasmus erinnert in vielen Dingen an Voltaire. Nie raſtende Produktivität, Vielſeitigkeit und Eſprit, Neigung zu Spott und Satire, nicht zuletzt auch die Schwäche des Charakters ſind beiden großen Männern gemeinſam. Vor allem aber iſt die centrale Stellung, die Erasmus einnahm, mit Recht derjenigen Voltaire's im 18. Jahrhundert ſehr ähnlich gefunden worden. Wie Voltaire bedeutete Erasmus mehr als eine bloß litterariſche Macht. Fürſten und Päpſte begehrten ihn an ihre Höfe, reiche Patrizier luden ihn in ihre Häuſer, Univerſitäten, auch Köln, bemühten ſich, ihn als Lehrer zu haben. Ein Brief von ihm, auch nur eine beiläufige lobende Erwähnung aus ſeinem Munde war nicht nur das Ziel des Ehrgeizes aller Anhänger der neuen Bildung, ſondern auch von bedeutſamer praktiſcher Wirkung. Eine Zeit lang war es üblich, namentlich in dem Erfurter Humaniſtenkreiſe, Wanderungen zu ihm zu unternehmen, nur um dieſe Sonne des Zeitalters, dieſen „Gott" zu ſehen und ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war kein Wunder, daß Erasmus dieſe Huldigungen ſchließlich als ſelbſtverſtändlich hinnahm und daß der verwöhnte Mann ſehr erregt, ja erbittert werden konnte, wenn er von irgend einer Seite Widerſpruch erfuhr. Seine Ausnahmeſtellung hat ihm aber in der ſpäteren Zeit ſeines Lebens viele unruhige, ſchwere Stunden bereitet. Es galt Partei zu nehmen in dem großen religiöſen Kampfe für Luther oder für den Papſt. Erasmus aber glaubte immer noch ein Mann für ſich zu ſein, wie ihn die Dunkelmännerbriefe einſt ſehr glücklich charakteriſiert hatten. So lief er Gefahr, ſich zwiſchen zwei Stühle zu ſetzen, den Lutheriſchen wie den Katholiken gleich ſehr verhaßt zu werden. Schließlich gaben ſein Widerwille gegen jede gewaltſame Bewegung, ſein Ruhebedürfnis, nicht zum kleinſten Teile ſeine Menſchenfurcht den Ausſchlag. Er blieb bei der alten Kirche und bekämpfte Luther. Eine Reformation der Kirche wollte allerdings auch er, aber nur auf friedlichem Wege. Wenn dies nur möglich geweſen wäre!

Erasmus war eine kleine, ſchwächliche Erſcheinung von mageren Geſichtszügen. Um den feingepreßten Mund ſpielten Geiſt und Laune. Seine Geſundheit war ſtets eine ſehr zarte, in ſpäterem Alter wurde er von hartnäckigen Gicht- und Steinſchmerzen geplagt, den verbreitetſten Krankheiten der verfloſſenen Jahrhunderte, von denen insbeſondere auch die Gelehrten gar viel zu leiden hatten. Erasmus hatte ſo ſeine Beſonderheiten, z. B. konnte er die Ofenwärme nicht vertragen. Seine Stimme war ſehr leiſe, daher es ihm in Freiburg eine harte Aufgabe war, ſich mit dem ſchwerhörigen Zaſius zu unterhalten. Scherzhaft nannte er ſich wohl ſelbſt den Schatten eines Schattens, den ein Hauch umwerfen könne.

Äußerlich ein ganz anderer Mann, eine große, ſtattliche Erſcheinung war des Erasmus Freund, Wilibald Pirckheimer (1470—1530), der den Typus des dem Humanismus und den Wiſſenſchaften ergebenen reichsſtädtiſchen Bürgers wohl am bedeutendſten darſtellt. In ſeiner Jugend, die er am Hofe des Biſchofs von Eichſtädt verbrachte, war er im Waffendienſt und in allen körperlichen

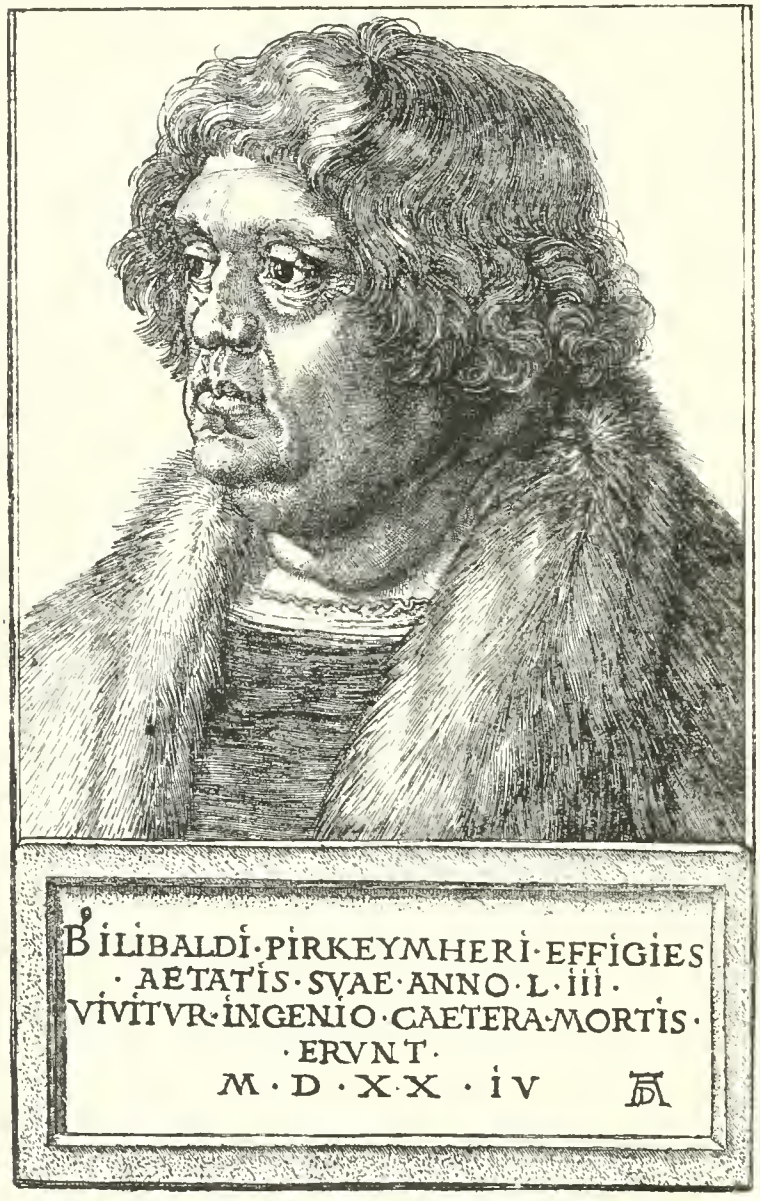


Abb. 72. Bildnis des Wilibald Pirckheimer. Kpfr. von Dürer 1524. Berlin, Kupferſtichkabinet. B. 106.

Fertigkeiten ausgebildet worden. In ſeiner Autobiographie rühmt er von ſich, nach echter Humaniſtenweiſe mit dem ihm auch ſonſt geläufigen Selbſtlob nicht ſparſam, daß er im Ringen, Laufen und Speerwerfen alle ſeine Kameraden übertroffen habe und mit Leichtigkeit über die höchſten Pferde hinweggeſetzt ſei. Nur ungern folgte er 1489 dem väterlichen Willen, die ihm liebgewordene rittermäßige Beſchäftigung mit der Rechtswiſſenſchaft zu vertauſchen. Doch ſtudierte er ſie faſt ſieben Jahre lang in Italien an den Univerſitäten von Padua und Pavia. Daneben aber lag er, mit größerem Eifer, den humaniſtiſchen Studien ob und lernte unter anderm auch das damals von Deutſchen noch wenig getriebene Griechiſch. In ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, heiratete er und ließ ſich dann zu Oſtern 1496 in den Nürnberger Rat wählen, dem er, wenn auch mit Unterbrechungen, bis zum Jahre 1523 angehörte. Als Ratsherr wurde er namentlich wegen ſeiner glänzenden Beredſamkeit öfters mit diplomatiſchen Sendungen betraut, er machte auch einmal einen Feldzug mit, gegen die Schweizer 1499, den er dann ſpäter als „deutſcher Xenophon" in lateiniſcher Sprache und auch im Stile der Alten beſchrieben hat, womit er in der deutſchen Hiſtoriographie gewiſſermaßen einen neuen Weg wandelte. Doch ſcheinen ihm die öffentlichen Geſchäfte nicht entfernt ſo lieb geweſen zu ſein wie eine behagliche wiſſenſchaftliche Muße. Mancherlei ſchwere Verdrießlichkeiten trugen freilich auch das ihrige dazu bei, ihm ſeine amtliche Stellung zu verleiden. Dachte er doch ſogar eine Zeit lang daran, den juriſtiſchen Doktorgrad zu erwerben und damit überhaupt dem Rate Valet zu ſagen, in dem nach

einer alten, schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts erwähnten Bestimmung kein Graduierter sitzen durfte. Offenbar fürchtete man, daß der Einfluß eines Gelehrten allzu überwiegend werden könnte.

Pirckheimer war ein sehr wohlhabender Mann. Nahrungssorgen blieben ihm Zeit seines Lebens fremd. So konnte er nach Laune auf die Befriedigung seiner gelehrten Lieblingsneigungen bedacht sein. Er sammelte antike Münzen und geschnittene Steine, allerlei Kunstgegenstände und mathematische Instrumente, kostbare Drucke und Handschriften. Pirckheimer war aber mehr als ein gelehrter Dilettant. Er besaß sehr gründliche Kenntnisse im Griechischen, die er zu verschiedenen, für die damalige Zeit recht verdienstvollen Übersetzungen griechischer Schriftsteller ins Lateinische und zum Teil auch ins Deutsche benützte. Dazwischen beschäftigten ihn historische und geographische Arbeiten. In hohem Grade fesselten ihn weiter Medizin, Botanik und Astronomie, freilich zeigte er sich auch ganz befangen im astrologischen Aberglauben. Daß er in dem Kampfe zwischen Obscuranten und Reuchlinisten auf Seite der letzteren war, ist selbstverständlich, doch hat er auch selbst mit ernsten und satirischen Schriften in den Kampf eingegriffen. Auch theologische Fragen, wie die Abendmahlslehre, drückten ihm in den späteren Jahren seines Lebens die Feder in die Hand. Man darf wohl sagen, nichts in dem weiten Reiche der damals aus den Fesseln mittelalterlicher Schulweisheit zu neuem Leben erwachenden Wissenschaft ist Pirckheimers vielseitigem, empfänglichem Geiste fremd geblieben.

Mehr aber noch als seine schriftstellerischen Leistungen sind es seine persönlichen Beziehungen zu einer großen Zahl der vorzüglichsten Humanisten, die Pirckheimer einen hervorragenden Platz in der deutschen Gelehrtengeschichte sichern. Eine Frucht derselben, sein ausgedehnter Briefwechsel, ist zum Teil noch heute erhalten und von hohem Werte. Anziehender, belebender noch wirkte der bedeutende Mann im persönlichen Umgange. Gern suchte man ihn auf, in seinem Hause, einer echten „Poetenherberge", gingen ein Conrad Celtis, ein Ulrich von Hutten, ein Melanchthon ein und aus. Wenn er nicht, trotz seiner vielgerühmten Freundlichkeit ein Mann von reizbarem und herrischem Charakter, gegen irgend jemand Groll empfand, wie gegen Eobanus Hessus, so waren alle nur voll des Lobes über die genossene Gastfreundschaft, die mehr noch als durch reichlich aufgetragene Speisen und Getränke durch die heitere, joviale Laune des Gastgebers gewürzt war. Und auch er war da, der große Unsterbliche, Pirckheimers bester Freund, Nürnbergs unvergleichlicher Maler, Albrecht Dürer. Welch geistreiche, witzige und gelehrte Gespräche mögen da so manchmal bis tief in die Nacht hinein bei fröhlich stets aufs neue gefülltem Becher die Räume des alten Patrizierhauses belebt haben. Wie der ganzen Zeit, so haftete auch den meisten jener humanistisch gebildeten Männer, zumal unserm Freundespaar Pirckheimer und Dürer, ein stark sinnlicher Zug an, der sich wohl oft in derben, frivolen Scherzen geäußert haben wird. Das Ganze aber doch, welch prächtiges Bild deutscher Renaissance, beneidenswerte deutsche Urkraft veredelt durch den Geist der nie versiegenden Schönheit der Antike. Doch, scheint es, hat Pirckheimer dem Becher ein wenig zu tapfer zugesprochen, jedenfalls wurde er schon frühzeitig von dem bösen Allerweltsleiden jener Tage — auch der Gelehrten — befallen, der Gicht, der er nach der Sitte der Zeit, die ein Lob der Narrheit, der Kahlköpfigkeit u. s. w. entstehen sah, mit heiterer Selbstironie das witzige satirische Schriftchen „laus podagrae" (Lob des Podagra) widmete. Auch ein kleines Journal, das er über seine podagrischen Anfälle führte, zeigt uns, wie der Geist des noch im rüstigsten Mannesalter stehenden Mannes von den Launen dieser Krankheit in Anspruch genommen wurde. Es zeugt zugleich von einer gewissen Gründlichkeit in seiner Lebensführung, die sich auch darin ausspricht, daß Pirckheimer zu seinen Briefen, deutschen wie lateinischen, bevor er sie abgehen ließ, fast stets ein genaues Konzept anfertigte, an dem er ebenso wie an den zum Druck bestimmten Arbeiten mächtig strich und herumfeilte.

Bezeichnend für seine Lebensweise ist die reizende idyllische Schilderung, die Pirckheimer von seinem Landaufenthalte auf einem unweit Nürnberg gelegenen Gute Neunhof in einem Briefe an seinen Freund Adelmann entworfen hat. Er schreibt darin: „Ich komme selten aus dem Schlosse, außer

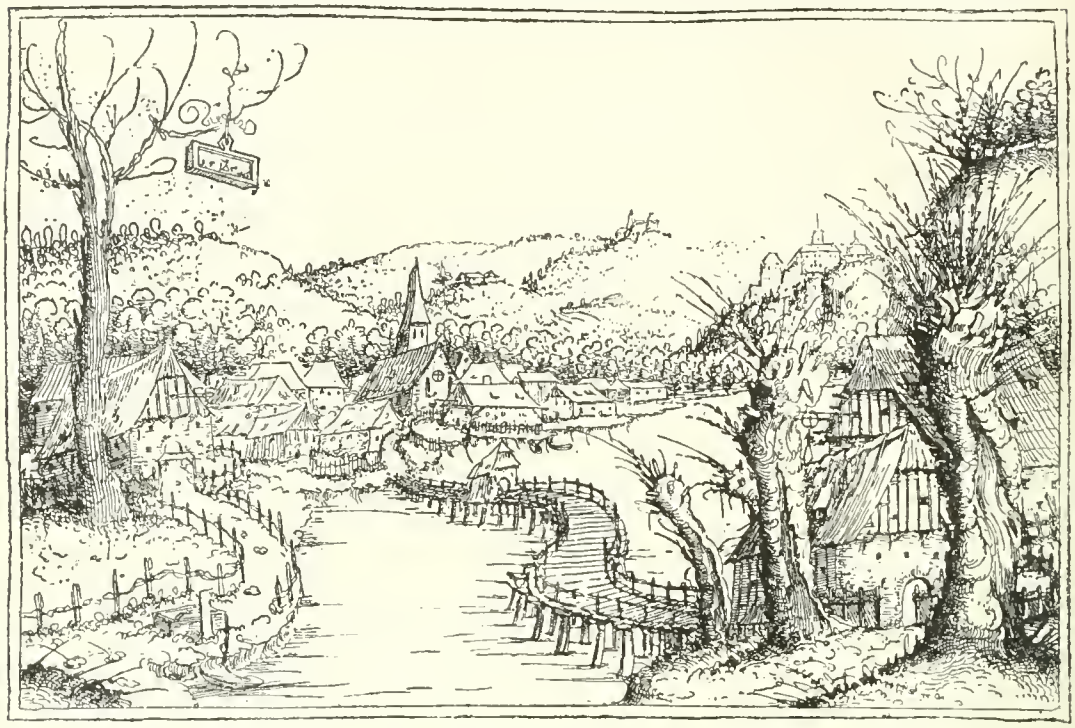


Abb. 73. Süddeutſche Dorflandſchaft. Kpfr. von A. Hirſchvogel 1545. Berlin, Kupferſtichkabinet. B. 76.

wenn ich die Kirche beſuche. Und auch dann bin ich beritten, nicht weil ich die Nähe des Rotenbergs (eines adeligen Räubernestes) fürchtete, ſondern weil ich, wie du weißt, ſchlecht zu Fuße bin. Doch fehlt es mir nicht an hinreichender Ergötzung. Des Morgens nach dem Gebet ſehe ich mit Luſt zwei Herden blökender Schafe auf die Weide eilen. Große, zottige Hunde begleiten ſie, mit Stachelhalsbändern bewehrt, wegen der Wölfe. Rinderheerden folgen, zuletzt erſcheint auch das borſtige Geſchlecht der Schweine, die durch ſtörriſches Weſen ihren Treibern unausgeſetzt zu ſchaffen machen. Iſt dies Schauſpiel vorbei, ſo beſchäftige ich mich einen großen Teil des Tages mit dem Leſen Platoniſcher Schriften, bin ich doch zur Zeit ſo glücklich, von meinen Amtsgeſchäften befreit zu ſein. Dann eſſe ich Mittag, und nun erfreut mich bald ein Blick ins Freie, bald leſe ich Geſchichten (historias) oder erheitere mich ſonſt irgendwie, z. B. mit Muſik (Pirckheimer, zu allen Dingen befähigt, konnte wie Luther vortrefflich die Laute ſchlagen). Auch meine nicht geringe Korreſpondenz erledige ich am Nachmittag. Bisweilen beſuchen mich gute Freunde, Nachbarn mit Frau und Kindern, die ich bei dem Überfluß des Landſitzes an Fleiſch und Fiſchen prächtig zu bewirten vermag. Iſt kein Beſuch da, ſo lade ich mir wohl die Bauern zum Eſſen ein, namentlich an Feſttagen, und unterhalte mich dann mit ihnen über den Landbau und die Natur, ja ich beköſtige wohl auch einmal ſämtliche Bauern des Orts mitſamt ihren Weibern, mit ihren Söhnen und den jungen Dirnen. Danach nehme ich wieder die Bücher zur Hand, geiſtliche oder auch heidniſche, mit Vorliebe aber ſolche, die von der Herrlichkeit der Natur und von den Sitten der Menſchen handeln. So bleibe ich oft bis tief in die Nacht hinein wach. Wenn es aber klar iſt, beobachte ich mit meinen aſtrologiſchen Inſtrumenten der Wandelſterne Lauf, denn die drei oberen leuchten jetzt hoch vom Himmel. Erſt ſpät, aber immer ohne Abendeſſen, gehe ich zu Bette."

Von letzterem abgeſehen, das nicht nach jedermanns Geſchmack ſein dürfte, giebt es etwas Köſtlicheres, als dieſes Stück humaniſtiſchen Gelehrten-

Abb 74. Kulturbild einer kleinen fränkischen Reichsstadt im 16. Jahrhundert. Windsheim in Mittelfranken 1576. Kpfr. von Georg Wechter. Wien, K. K. Kupferstichsammlung. A. 2.

lebens, um das man den feinſinnigen Epikuräer wohl noch heute beneiden möchte? Wenn einer, ſo hat wohl der Gelehrte den Zauber des Horaziſchen „beatus ille, qui procul negotiis“, empfunden. Damals aber, wie wenigen war dies beſchieden! Wer von den Gelehrten hatte damals vermögende Verwandte auf dem Lande, bei denen er die Ferien hätte zubringen können! Doch es lag nicht allein am Können. Pirckheimer ſcheint ſich nur in den ſchweren Zeiten, wenn die Peſt in Nürnberg wütete, auf dem Lande aufgehalten zu haben. Die Nervoſität unſerer Zeit war damals noch unbekannt, das Bedürfnis nach Erholung im Land- und Badeleben bei den Gelehrten nur wenig entwickelt.

Ehe wir Pirckheimer verlaſſen, ziemt es uns, hier noch ſchließlich ſeiner Schweſter zu gedenken, der edlen Charitas, Äbtiſſin von St. Clara in Nürnberg, die wegen ihrer Bildung und Gelehrſamkeit allgemein gefeiert war, mit Männern wie Celtis, Chriſtoph Scheurl u.ſ.w. lateiniſche Briefe wechſelte und ſo ein treffliches Beiſpiel darſtellt für ſo manche — nicht gerade allzuviele — gelehrte und gebildete Frauen, die es damals in Deutſchland, namentlich in den Klöſtern, gegeben hat. Intereſſanter noch iſt uns freilich die Ehefrau des Conrad Peutinger in Augsburg, Frau Margaretha, aus dem Geſchlechte der Welſer ſtammend, die ihren Mann bei ſeinen gelehrten Forſchungen, insbeſondere nach Inſchriften und anderen Überreſten der Vergangenheit, mit Rührigkeit und Sachkenntnis unterſtützte. — —

Beantworten wir uns ſchließlich die Frage: Wie iſt das gelehrte Weſen durch den Humanismus verändert worden?

Vor allem hat er es verweltlicht, äußerlich und innerlich. Äußerlich, indem an Stelle der mittelalterlichen halben und ganzen „Pfaffen“ jetzt vorzugsweiſe Laien als Träger der gelehrten Bildung erſcheinen, ein Zuſtand, der allerdings erſt durch die Aufhebung des Cölibats in Folge der Reformation dauernd befeſtigt wurde. Innerlich, indem mit der dienenden Stellung, die das ſcholaſtiſche Syſtem den artes, d.h. den weltlichen Wiſſenſchaften, gegenüber der Theologie angewieſen hatte, endgültig gebrochen wurde. Die Wiſſenſchaft fühlte ſich frei, ſie ſelbſt war ſich höchſter Zweck. Dabei blieb es auch, wenigſtens durchaus in der Praxis, wenn

Abb. 75. Ein Ritter und die neun Muſen. Holzſchnitt von Hans Schäufelin (1480—1540) von Bartſch dem H. S. Beham zugeſchrieben. Dresden, Kupferſtichkabinet. B. 166.

Abb. 76. Die neun Muſen krönen Homer als Dichter. Holzſchnitt aus: Hippocratis opera. Baſel, A. Cratander, 1526.

auch die Reformatoren und ſelbſt ein Humaniſt wie Melanchthon in der Theorie entſchieden wieder die alte Auffaſſung verkündeten, und auch der Univerſitätsbetrieb die philoſophiſchen Disciplinen nach wie vor in die untere Fakultät bannte.

Dieſe Freiheit der Wiſſenſchaft iſt indes nicht ſo zu verſtehen, als ob die Gelehrten fortan vorausſetzungslos, alſo vor allem ohne Rückſicht auf die chriſtlichen Dogmen, ſei es der alten oder der neuen Kirche, an ihre Arbeit gegangen wären. Dies trifft während der humaniſtiſchen Periode und auch in den nächſten 200 Jahren nur bei ſehr wenigen zu. Allerdings Zweifler an den chriſtlichen Glaubensſätzen, ja förmliche Gottesleugner und Atheiſten hat es zu allen Zeiten gegeben. Das Mittelalter nannte ſie Epikuräer, in Italien mit Vorliebe Averroiſten. Da dieſe Leute aber ſehr vorſichtig ſein mußten, auch meiſt gar keinen Anſtand nahmen, die vorgeſchriebenen kirchlichen Gebräuche zu erfüllen, ſo iſt es ſehr ſchwer, ſie nachzuweiſen, und insbeſondere unter den deutſchen mittelalterlichen Gelehrten ſolche, die dieſer Richtung angehörten, zu nennen. Unſere beſſeren Kenntniſſe ſind es aber wohl nicht allein, die uns bei hervorragenden Vertretern des Humanismus mehr oder weniger ausgeſprochene religionsfeindliche Neigungen erkennen laſſen. Die übertriebene Wertſchätzung der heidniſchen Autoren, vor allem das Studium der antiken Philoſophie, mußte mit Notwendigkeit derartige Tendenzen im Gefolge haben. Der italieniſche Humanismus iſt ganz durchſetzt mit irreligiöſen Anſchauungen. Aber auch bei den deutſchen Humaniſten treten ſie uns gelegentlich in geradezu frivoler Weiſe entgegen. Peter Luder, den die Baſeler Theologen wegen ſeiner Zweifel an der Dreieinigkeit zu verketzern ſuchten, ſpottete, er wolle, ehe er ſich verbrennen laſſe, ſogar an die Viereinigkeit glauben. Der Kanoniker Conrad Mutianus erklärte: „Den Rock, Bart und die Vorhaut Chriſti verehre ich nicht; ich verehre den lebendigen Gott, der weder Rock noch Bart trägt, auch keine Vorhaut auf der Erde zurückgelaſſen hat.“ Celtis rät in einem ſeiner Epigramme, man „ſolle ſich des Lebens freuen, da das, was ehedem Nichts war, doch wieder in Nichts zurückgehe“, und zeigt auch ſonſt trotz gelegentlicher frommer Anwandlungen eine völlig antik-naturaliſtiſche Weltanſchauung. Der Höllenſtrafen ſpottet er als einer Erfindung der faulen Pfaffen; er ſucht auch den Exorcismus und das Zeichen des Kreuzes lächerlich zu machen. Und Erasmus? Er war viel zu vorſichtig, wenn man will, zu feige, um ſich in dieſer Hinſicht Blößen zu geben. Aber wenn er z. B. an Pirckheimer ſchreibt, er würde keinen Anſtand nehmen, die Anſichten der Arianer und Pelagianer zu teilen, wenn ſie von der Kirche gebilligt würden, ſo glauben wir doch darin eine feine Ironie des in religiöſen Dingen zum mindeſten gleichgültigen Spötters erkennen zu dürfen. In ſeiner Lehre, daß die Erzählungen der Bibel allegoriſch aufzufaſſen ſeien — wie das im Einzelnen zu verſtehen ſei, ſagt er nicht — ſieht Geiger gewiß mit Recht einen „gewaltigen Anſatz zur Kritik, eine Andeutung der menſchlichen Entſtehungsart der Bibel.“ Wahrhaft gläubige Gemüter haben für dieſe verſteckte Freigeiſterei des Erasmus auch immer eine feine

Abb. 77. Bildnis des Johannes Sleidanus (1506—1556). Kpfr. von Jacob von Heyden.

Empfindung gehabt. Luther nannte ihn geradezu einen Heiden und Epikuräer, und den Altkirchlichen blieb er auch nach ſeiner entſchiedenen Abſage an Luther immer verdächtig. Dem gegenüber hat es wenig zu ſagen, daß Erasmus der Mutter Gottes in Loretto ſeine Seele vermachte. Die Sterbeſacramente hat er in der That nicht genommen. Luther wollte auch nicht glauben, was ihm erzählt wurde, daß Erasmus unter Anrufung des Namens Jeſu verſchieden ſei. Sein Schüler Amsdorf bemerkte, wenn auch nicht mit Bezug auf Erasmus: „O wie ſchwer werden die Hochgelehrten ſelig!"

Der Befreiung des Wiſſens von der Herrſchaft der Theologie im allgemeinen entſpricht es, daß jede Wiſſenſchaft im beſonderen die Feſſeln der traditionellen Schulweisheit abzuſtreifen beſtrebt war. Der Ausgangspunkt iſt immer das Studium der gewiſſermaßen neuentdeckten Alten. Wie dadurch in formaler Hinſicht die Sprache gereinigt, barbariſche Lehrbücher entfernt, gute lesbare Texte, brauchbare Vokabularien und Lexika hergeſtellt wurden, ſo ging man materiell auf die Erforſchung der in den alten Schriftſtellern und als Denkmäler überlieferten Altertümer zurück, man erklärte die Autoren hiſtoriſch, und dies kam nun auch der Bibel und dem Corpus iuris zu gute. Der mos italicus der Juriſten wurde verſpottet, die Theologie, an der jetzt auch Laien arbeiteten, wurde neu befruchtet, ja völlig umgeſtaltet (Luther). In der Philoſophie wurden die lateiniſchen Texte des Ariſtoteles auf Grundlage der griechiſchen Originale verbeſſert. Doch war die Feindſchaft gegen ſeine bisherige Alleinherrſchaft ſo groß, daß man ihn eine Zeit lang am liebſten ganz von den Univerſitäten verbannt hätte. Das Studium der Philoſophie wurde überhaupt von den deutſchen Humaniſten ſtark vernachläſſigt. Auf ethiſchem Gebiete indes iſt der Humanismus von unſchätzbarer Bedeutung geweſen. Er erneuerte ein antikes Ideal, indem er wiſſenſchaftliche und ſittliche Ausbildung als höchſtes Ziel alles Strebens hinſtellte. „Bildung iſt der Weg zur Tugend, das iſt die Summe aller humaniſtiſchen Lebensweisheit!" Erſt im Gefolge der Reformation hat ſich dann auch wieder das vom Humanismus vergeſſene oder wenigſtens nicht genügend beachtete Chriſtentum dazugeſellt.

Der Poeſie der Humaniſten wurde ſchon wiederholt gedacht. Sie war eine lateiniſche und ſchon als ſolche durchaus unvolkstümlich. Daher zeigt ſich auch ein auffallender Mangel an Humor im Humanismus, ſo ſehr der Witz ſeine ſtarke Seite iſt. Die Beziehungen der Humaniſten zur bildenden Kunſt, die ſie mit „antikiſchen" Darſtellungen belebten, ſind nicht immer heilſam geweſen. Froſtige Alle-

gorie gedieh: es genügt, an das Verhältnis des gelehrten Pirckheimer zu Albrecht Dürer zu erinnern. Die Schuld daran lag wohl großenteils an der deutſchen Pedanterie. In Italien — man denke an Raphael — wurden dieſe gelehrten Einflüſſe ganz anders verarbeitet.

Selbſtverſtändlich ſoll damit nichts geſagt ſein gegen die deutſche Renaiſſancekunſt überhaupt, von der der Humanismus durchaus zu trennen iſt. Letzterer iſt eine wiſſenſchaftliche, gelehrte Bewegung. Sein beſter Teil aber iſt der Geiſt unabhängiger Forſchung (Paulſen). Überall ſehen wir die Kritik ſich regen. So namentlich auch auf dem Felde der Geſchichte. Das geſchichtliche Bewußtſein wird mächtig geſtärkt. Dies iſt ein prinzipieller Gegenſatz zum Mittelalter, wo man ſo unhiſtoriſch lebte, wie man es einer ſo bedeutenden Kultur kaum zutrauen möchte. Im Zuſammenhang damit ſteht die Belebung des Patriotismus. Allerdings beruht er weſentlich auf antiken und italieniſchen Vorbildern und hat infolgedeſſen häufig etwas ſtark Anempfundenes. Doch machte ihn der Hochmut der Fremden, insbeſondere der Italiener, nicht ſelten zu einem warmen und echten. Man ſchwärmte für die deutſche Vorzeit, man klagte, daß ihre großen Männer keine geeigneten Schriftſteller gefunden hätten. Dieſem Mangel ſuchte man jetzt abzuhelfen. Vielfach ſehen wir jetzt Fürſten und Städte direkte Aufträge zur Geſchichtsſchreibung erteilen. Aventin, der baieriſche Hiſtoriograph, Sleidanus, der Geſchichtsſchreiber der Reformation (Abb. 77), wurden mit einem recht anſehnlichen Jahresgehalte angeſtellt. Das ſich in ſeiner Bedeutung fühlende Individuum tritt namentlich in den biographiſchen Arbeiten zumal in der Autobiographie zu Tage. Bei allem Fortſchritt freilich war der Geiſt der Kritik noch nicht ſo geſtärkt, daß nicht immer noch eine Unzahl von Fabeln, falſchen Etymologien u. ſ. w. in die Geſchichtswerke Aufnahme gefunden hätte. Und auch bewußte, freche Täuſchungen, wie die des gelehrten Abts Trithemius von Trittenheim, fanden noch vielfach Glauben.

Der genannte Trithemius (1462—1516), der ſich ſelbſt darin gefiel, für einen Zauberer gehalten zu werden, traf einmal auf der Reiſe 1506 mit einem Magiſter Georgius Sabellicus Fauſtus zuſammen, welcher ſich als Nekromantiker, Aſtrologe und magus secundus aufſpielte und unter anderem damit prahlte, alle die Wunder, die von Chriſtus erzählt würden, ſelber verrichten zu können. Dieſer Fauſtus — bei anderen heißt er Johannes Fauſtus — war ein betrügeriſcher und ſchwindelhafter Menſch, der den Leuten das Geld aus der Taſche lockte und in zügelloſen Ausſchweifungen ſich erging. Er hatte immer einen Hund bei ſich, der niemand anders geweſen ſein ſoll als der leibhaftige Teufel, mit dem der Schwarzkünſtler ein Bündnis geſchloſſen. Allerlei alte Zauberſtückchen von Albertus Magnus u.a. wurden auch ihm zugeſchrieben und neue dazu erfunden. Dafür nahm er aber auch ein ſchreckliches Ende. Der Teufel erſtickte ihn und drehte ihm auf der Totenbahre das Geſicht nach unten. Es blieb auch ſo, obgleich die Leiche mehrmals umgewendet wurde. Aus ſolchen Zügen entſtand die Fauſtſage in der verſchiedene Traditionen wahrzunehmen ſind. Manche machten Fauſt zu einem Poeten und Humaniſten, der ſich z. B. anheiſchig machte, die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz wieder herbeizuſchaffen, der in Erfurt über den Homer las und ſeinen

Abb. 78. Fauſt und Mephiſtopheles. Kpfr. von Chriſtoph von Sichem 1608.

HISTORIA

Von D. Johañ Fauſten/dem weitbeſchreyten Zauberer vnd Schwartzkünſtler/

Wie er ſich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verſchrieben / Was er hierzwiſchen für ſeltzame Abenthewr geſehen/ ſelbs angerichtet vnd getrieben / biß er endtlich ſeinen wol verdienten Lohn empfangen.

Mehrertheils auß ſeinen eygenen hinderlaſſenen Schrifften/ allen hochtragenden/fürwitzigen vnnd Gottloſen Menſchen zum ſchrecklichen Benſpiel/abſchewlichem Exempel/vnnd trewherziger Warnung zuſammen gezogen/ vnd in Druck verfertiget.

IACOBI IIII.

Seyt Gott vnderthänig/widerſtehet dem Teuffel/ſo fleuhet er von euch.

Cvm Gratia et Privilegio.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn/ durch Johann Spies.

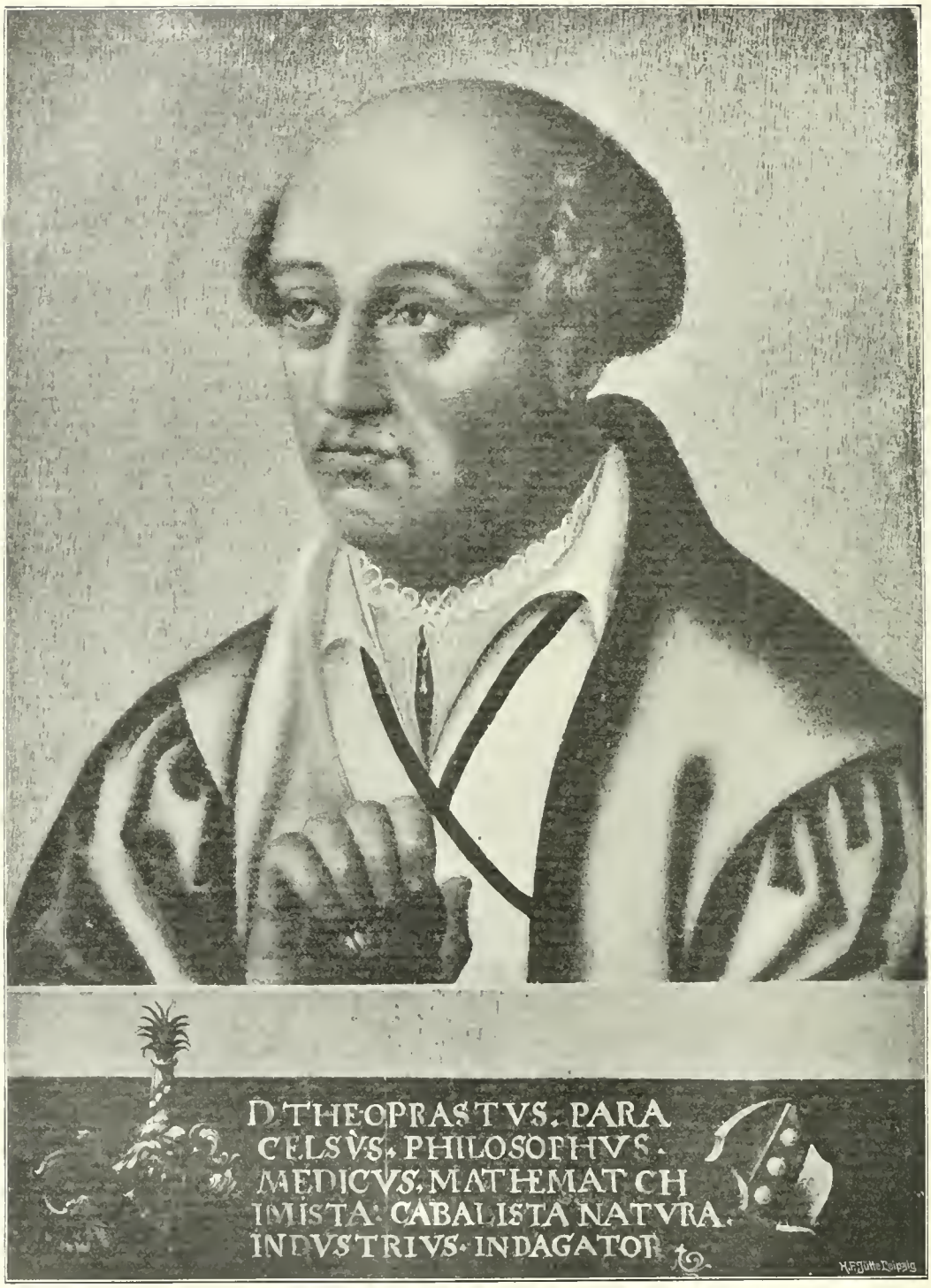
M. D. LXXXVII.

Abb. 79. Titel des älteſten Fauſtbuches. 1587. Frankfurt, Joh. Spies.

Zuhörern die alten Helden vom Todesſchlaf erweckte, darunter den Polyphem, der nicht wieder zur Thüre hinaus will und den Studenten keinen kleinen Schrecken einjagte. Mehr noch, in der 1587 erſchienenen erſten litterariſchen Geſtaltung der Fauſtſage (ſ. obenſtehenden Titel) erſcheint Fauſt ſchon nicht ganz unähnlich dem erhabenen Bilde, das wir uns nach Goethe von ihm zu machen gewohnt ſind. Der Sohn eines thüringiſchen Bauern, ſtudierte er zu Wittenberg Theologie und erlangte den theologiſchen Doktorgrad, dann aber, ſchon auf der Schule der „Spekulierer" genannt, nahm er ſich vor, die „Elemente zu ſpekulieren", er wurde ein „Weltmenſch", d. h. er ging zur weltlichen Gelehrſamkeit über, machte ſeinen Doktor Medicinä, trieb Mathematik und Aſtrologie und ergab ſich dem Teufel. Aber immer beherrſcht ihn ein titanenhafter Drang nach Wiſſen. „Er nahm an ſich Adlersflügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforſchen", ſagt das Fauſtbuch. Der Teufel ſoll ihm alle ſeine Fragen beantworten. Er beſchwört die griechiſche Helena, das ſchönſte Weib der Welt; das Kind, das ſie gebiert, läßt ihn die Zukunft ſchauen. Doch dieſer unſtillbare Trieb nach den Geheimniſſen des Wiſſens iſt eitle Vermeſſenheit. Seine Strafe trifft ihn nicht unverdient. Wir ſehen darin die damalige Anſchauung des Volkes über den grübelnden und naturforſchenden Gelehrten ausgedrückt. Bei allem Reſpekt wittert es überall Teufelskünſte. Der ſchönſte Zug des Gelehrten, der nur den tiefſten Geiſtern eigen iſt, dem Volke iſt er eine Auflehnung wider Gott. Daß in dem Fauſtbuch insbeſondere auch die Anſchauungen der ſtrengen Lutheraner zum Worte kommen, daß Fauſt gewiſſermaßen ein Gegenbild Luthers iſt, der alles nur von der göttlichen Gnade erwartete, ſei hier nur nebenbei erwähnt.

Der hiſtoriſche Fauſt war zweifellos durch und durch ein Charlatan und Betrüger. Ein Stück davon ſcheint auch einem Manne anzuhaften, der wie Fauſt im Verdachte ſtand, geheime Künſte zu verſtehen, jedenfalls aber eine der eigenartigſten Erſcheinungen der deutſchen Gelehrtengeſchichte darſtellt, Philippus Aureolus Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus von Hohenheim (1493—1541). Schon dieſer von ihm ſelbſt gewählte Name deutet auf etwas Außerordentliches hin, wofür der Mann ſich auszugeben liebte. Er ſtammte aus einem adeligen Geſchlecht, über ſeinen Studiengang iſt nur ſehr wenig Sicheres bekannt. Jedenfalls führte er ein ſehr unſtetes Leben, indem er faſt beſtändig auf der Wanderſchaft war und einen großen Teil namentlich des mittleren Europas bereiſte. Eine Weile lebte er auch als Profeſſor der Medizin und ordentlicher Stadtarzt in Baſel, wo er ſeiner Feindſchaft gegen die alte mediziniſche Schule indeß in einer Weiſe Luft machte, daß er kaum nach Jahresfriſt wieder weiter mußte. Er verbrannte hier nämlich angeblich, wie Luther das geiſtliche Recht, öffentlich die Werke des Galenus und Avicenna und hielt ſeine Vorleſungen — der erſte Profeſſor, der ſich deſſen erkühnte — in deutſcher Sprache. Von ſeiner hohen Bedeutung für die Medizin iſt

Beilage 1. Erſcheinung vor Doktor Fauſt. Nach dem Kpfr. von Rembrandt 1652. München, Kupferſtichkabinet.



Beilage 2. Bildnis des Auroleus Bombaſtus Paracelſus (1493—1541). Nach einem Gemälde des 16. Jahrh. (Vergl. Peters, Der Arzt. Abb. 103.)

in der Monographie über den Arzt gehandelt worden.

Paracelsus war, wie gesagt, ein fahrender Mann, ohne ständige Heimat, auch ohne Weib und Kinder, dem Trunke sehr ergeben. Daß ihm noch sonst allerlei üble Eigenschaften nachgesagt wurden, Prahlerei und Schmähsucht, Schmutz — er soll sich einmal zwei Jahre lang nicht ausgekleidet haben — Geldgier und Ignoranz, ist zum Teil wohl auf die böse Nachrede seiner Feinde zurückzuführen. Von der Buchgelehrsamkeit hielt er jedenfalls nichts. Seine Schuhriemen wüßten mehr als die Alten, sein Bart habe mehr Erfahrung als die hohen Schulen insgesamt, behauptete er von sich. In seinem Nachlasse befanden sich auch nur vier gedruckte Bücher, und diese waren keine medizinischen.

Paracelsus war Arzt, Alchimist und Theosoph. Man würde ihn heute auch noch als Spiritist bezeichnen. Seine Grundanschauungen hingen ganz mit dem aufs Mystische gerichteten Zuge des Zeitalters zusammen. Auch dafür ist die Neigung wesentlich von Italien aus gefördert worden. Die italienischen Humanisten haben nämlich nicht nur den „Gott der Philosophen", Plato selbst, wieder an das Licht gezogen, sie gingen auch darüber hinaus der verborgenen Weisheit einer Menge apokrypher Sprüche und Schriften nach, die angeblich von Orpheus, von Linus, von Pythagoras herrühren sollten; und auch wunderliche orientalische Elemente zogen sie in ihren Kreis, Zoroaster, Hermes Trismegistos, die jüdische Geheimlehre der Kabbala u. s. w. Aus diesen verschiedenartigen Bestandteilen machten sie sich einen neuen sog. Platonismus zurecht, den wir im wesentlichen als einen poetisch-phantastischen, von Dämonenglauben durchsetzten mystischen Pantheismus bezeichnen können. Den Einfluß dieser Philosophie gewahren wir schon bei dem eifrig-religiösen Agricola. Reuchlin, der Hebraist, vertiefte sich ganz in die für uns nur lächerliche Zahlenmystik der Kabbala und der angeblichen neupythagoräischen Lehre. Celtis, der sich selbst den „Vermählten der Philosophie" nennt, ging den verborgenen Kräften der Erde und des Wassers nach, ihn lockten die geheimnisvollen Samen aller Dinge und des Himmels leuchtende Feuer. Das Weltganze, den Makrokosmus dachte er sich phantasievoll belebt. Lichtstrahlen durchziehen die Räume von den himmlischen Geistern der Gestirne hinunter zu den ihnen verwandten Kräutern und Steinen, vor allem zu dem Menschen, dem Mikrokosmus. Es war jene mystisch-poetische Stimmung, deren Zauber wir noch heute, wie v. Bezold bemerkt, empfinden in dem Gesicht des Faust, wo

„Himmelskräfte auf und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen."

Diese mystischen Grundgedanken bestimmen nun auch die Philosophie des Paracelsus. „Lerne", schreibt er, „artem cabbalisticam, die schließt alles auf." Doch diese Kunst braucht eben nicht mühsam gelernt zu werden, denn im Schlafe offenbart Gott dem Geist des Menschen ihre Geheimnisse. Da „schwingt der siderische Leib des Menschen sich zu seinen Vätern auf. Er hält Gespräche mit dem Gestirn. Auch nach dem Tode kehrt er wieder in die Gestirne zurück, sowie der Erdenleib in den allgemeinen Schoß des Irdischen." Im Menschen sind drei Welten vereinigt, die körperliche Welt, die unsterbliche Seele und die Astralwelt, deren Repräsentant der geistige, der siderische oder Astralleib ist. Dieser kann „durch die Natur hindurchsehen wie durch Glas", die „inneren Eigenschaften der Körper und alle Heimlichkeiten seiner Mitmenschen erschauen." „Es ist möglich, daß mein Geist ohne des Leibes Hülfe durch inbrünstiges Wort allein und ohne Schwert einen andern steche oder verwunde", und „die strenge Imagination eines andern wider mich vermag mich zu töten", sind des Paracelsus eigene Worte. „Die Geschichten der Erden geschehen im Himmel, ehe dies auf Erden angegangen und beschehen ist. Als so einen träumt, das morgen geschieht, also läuft der Himmel vor und thut alle Werke, die nachher der Mensch auf Erden vollbringt." Die Gestirne werden von Geistern höherer Art bewohnt, die die Schicksale der Menschen regieren. Was in der großen Welt, im Makrokosmus, der Jupiter, das ist im Mikrokosmus, im Menschen, der Quintessenz der großen Welt, die Lunge. Ebenso ist die Sonne das Herz, die Milz Saturn, die Nieren Venus u. s. w. Nichts

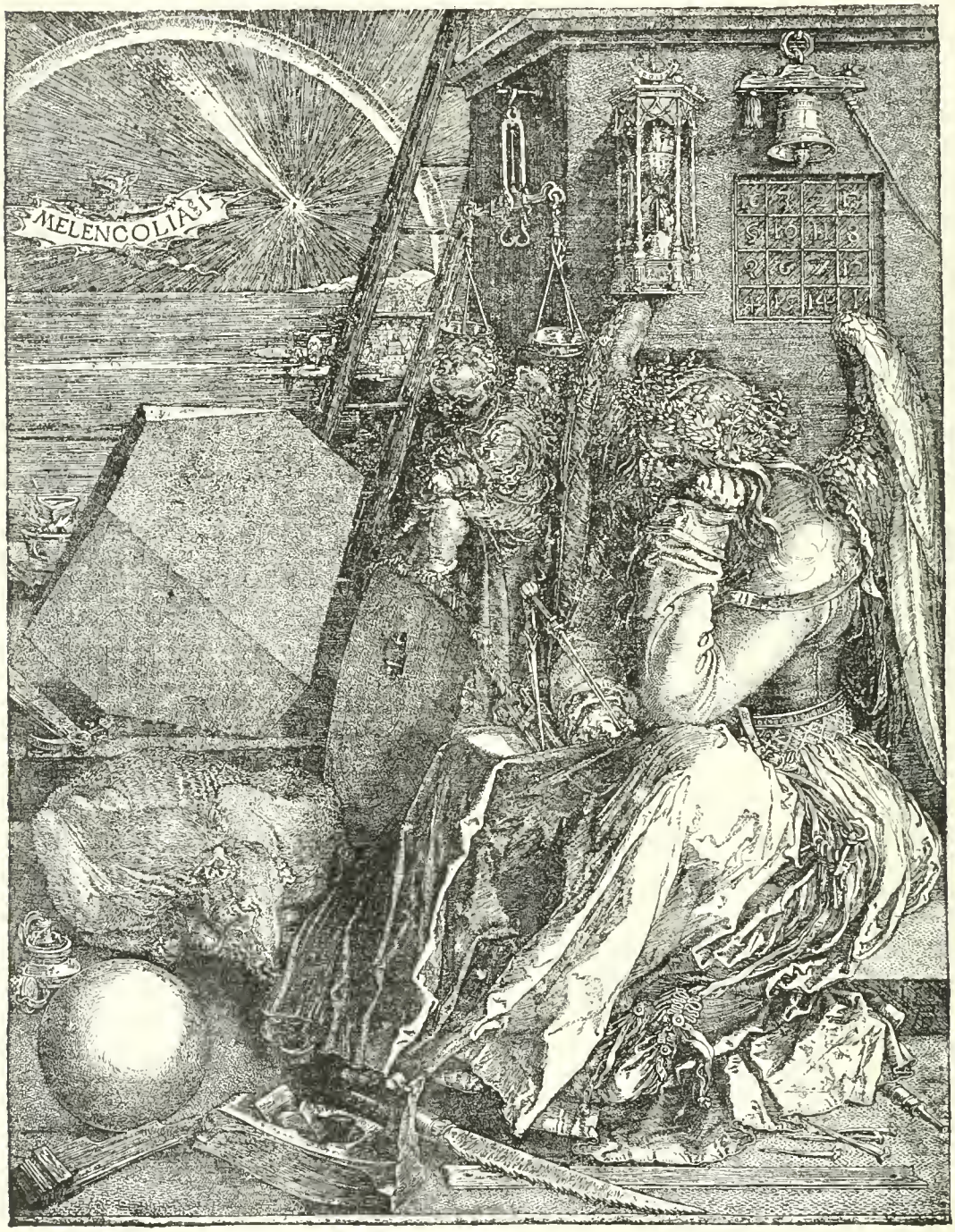


Abb. 80. Die Melencolie. Kpfr. von A. Dürer. Berlin, Kupferstichkabinet. B. 74.

iſt tot in der Natur, die Erde atmet, ſo auch die Pflanzen. Die Rinde iſt ihre Haut, die Blätter ſind ihre Haare, die Wurzel ihr Mund und Magen, Harz und Gummi ihre Exkremente. Nicht anders die Steine. Auch ſie leben, ſie eſſen und trinken und geben Ausleerungen von ſich. In allen vier Elementen ſind unendlich viele geiſtige Subſtanzen, im Waſſer die Nymphen oder Undenen, in der Luft Sylvanen, in der Erde die Gnomen, im Feuer die Salamander. Sie ſind wie die reinen Geiſter durchſichtig und unglaublich ſchnell, haben aber auch Körper wie die Menſchen, leben, eſſen und ſprechen wie dieſe; wenn ſie aber ſterben, bleibt keine Seele zurück, denn ſie haben keine. Wir ſehen, ſelbſt Anklänge aus Märchen machen ſich bemerkbar.

Abb. 81. Bildnis des Joh. Stoeffler (1452—1531). Holzſchnitt eines unbekannten Meiſters. Berlin, Kupferſtichkabinet. P. III. p. 392, 61.

Es iſt klar, daß ſolche und ähnliche Vorſtellungen dem uralten Wahne der Aſtrologie gar ſehr Vorſchub leiſten mußten. Celtis iſt ganz davon beherrſcht, ſeine gelegentlichen Ausfälle gegen die Aſtrologen ſind nicht ernſt zu nehmen. Wiederholt ſtellt er ſich und ſeiner Geliebten die Nativität; als er einmal von Straßenräubern überfallen wurde, giebt er ſich ſelber Schuld, weil er, ohne auf die ungünſtige Konſtellation zu achten, die Reiſe angetreten habe. Ebenſo Pirckheimer. In ſeinen hinterlaſſenen Papieren finden ſich zahlreiche Horoſkope für ſeine Verwandten und Freunde, den Kaiſer oder auch für wichtige Ereigniſſe, von ſeiner eigenen Hand entworfen. In einem Briefe aus der ſpäteren Zeit ſeines Lebens behauptet er, daß er „vorlengſt des Bapſtes Fall, Änderung der Geſetz, Gefängniß des Königs von Frankreich), Unglück des Ungarlands ſambt Aufruhr des gemeinen Volks — gemeint iſt der Bauernaufſtand 1525 — angezeigt und alweg geſagt, das werd der Sünd Straf ſein, wie das viel Menſchen von mir gehort haben, die ietz ſcheinperlich (d.h. offenbar) ſehen, ob ich geirrt hab oder nit. Allein iſt es noch nicht recht über die Venediger, wie ich geſagt hab, gangen, zweifel aber nit, ir werd am End auch nit vergeſſen, Gott geb, daß wir in den Reichsſtädten alſo und ohne härtere Straf davonkommen. Was ich geſagt, hab ich nit erraten, ſondern aus rechtem Grund der Aſtrologie gethan, wolt Gott, ich hätt es nicht ſo wohl erraten." Auch Melanchthon war ein überzeugter Anhänger dieſer Afterwiſſenſchaft, während Luther meinte: „Wir ſind Herren über die Geſtirne." Melanchthon hatte zum Lehrer in Tübingen den frommen, vielſeitig gelehrten und humaniſtiſch gebildeten Johann Stoeffler (1452—1531) gehabt, der wohl als das Haupt der damaligen Aſtrologen gelten dürfte (Geiger). Mit ſeinen Weisſagungen

Abb. 82. Kalenderſchreiber. Titelblatt einer Praktik aus dem Jahre 1492. München, Kupferſtichkabinet. Schreiber 1930.

Praktika und Prognoſtika, die volkstümlichen Kalender mit Prophezeiungen auf das kommende Jahr oder gar in eine fernere Zukunft kamen damals gerade zu höchſter Blüte. Sie enthielten außerdem eine Menge mediziniſcher Vorſchriften, wie man ſich beim Einnehmen einer Arznei, beim Aderlaſſen, beim Beginn einer Kur ſtrenge nach der Konſtellation der Geſtirne, insbeſondere nach den Regenten des Tages oder der Stunde — einem der ſieben Planeten — und nach dem Stande der 12 Häuſer des Tierkreiſes zu richten habe. Gewöhnlich waren ihnen ſog. Aderlaßmännchen beigegeben (ſiehe gegenüberſtehende Figur).

Leider erhielt nun auch der finſtere Volksglaube an Teufel und Hexen durch die Dämonenlehre des italieniſchen Platonismus neue bedenkliche Nahrung. Zwei der bedeutendſten Vertreter des deutſchen Humanismus, Trithemius und der Tübinger Poet und Profeſſor Heinrich Bebel haben ſich fanatiſch für die Hexenverbrennung ausgeſprochen.

Der Gelehrte iſt eben auch nur ein Produkt ſeiner Zeit, auch wenn er ihr in kühnen Hypotheſen, in der Entdeckung ungeahnter Zuſammenhänge, in der Aufſtellung neuer Probleme weit vorauszueilen ſcheint. Daß der Humanismus, die glorreiche Entwickelung der Naturwiſſenſchaften in der neueren Zeit damit beginnend, auch ſolche Männer hervorbrachte, dafür zeugt allein der große Name des Kopernikus (1473—1543). Noch manche minder voll klingende Namen wären

hatte er allerdings nicht viel Glück. Für den 25. Februar 1524 hatte er etwas ganz Außerordentliches vorausgeſagt, weil nämlich von 20 Konjunktionen der Wandelſterne 16 das Waſſerzeichen beſitzen würden. Allgemein fürchtete man eine zweite große Sintflut, ſtatt derſelben trat aber eine große Trockenheit ein. Durch ſolche Irrtümer ließen ſich aber nur wenige von dem einmal erfaßten Wahnglauben abbringen. Die

Wer dyſe Pratick wil verſton
Der merck dyß groß Coniunction
Da gamach all planeten Reytten
Werden den Krebs in kurtzen zeytten
Auch herſchend der Mon ſm ſeym hawß
Was aber entlich werd dar auß
Das ſtell ich hin zu Gott dem herren
Der well all ding zam beſten keren
Vnd vnns behůtten vor den ſtreichen
Vnd der planeten trölich zeichen
Vor falſchem Liegen des ſo vil
Wurt vnd ich ſoig bald zu her yl
Es wirdt ein Falſch geſchlecht auff ſtan
Vnd ein newen Propheten han
Der wirdt ein Lerer vnd ein Merer
Vil übels vnd ein welt verkerer
Vnd doch ſn frummen ſchein ſich zayger
Byß er ſein falſcheyt recht thůt aygen

Der Krebs wirdt ett
Die lang zeit haben
Vil vnſtet weſen wi
Groß vngefill in kry
Jn lannden die ich n
Jn kurtzer zeyt wird
Dem einfluß der Kr
Mit Jrer macht ha
Die werden leyden g
Bewar Got was d
Das dem nit Reg no
Bring etwas das d
Vom andern ways
Was die planeten n
Wo Got ſn nit Jr t
Vnd mit ſein gnade
Got wendt des gefti
Aber nach gemeiner

gung der öbersten Planeten.

bald abschatten
ft geritten
nachen
dchen
ll nennen
n sye kennen
nd der Mon
nderthon
onfeld
chßt Im feld
asſers flüt
ſey gut
it zeſchreiben
ten treyben
kung nem
furten
krafft zu zeyten
ffs bedüten

So wirdt Jupiter zu schul gefurt
Der von jm selbs het studiert
Wann er nit wer verplent so gar
Des leyd er was jm widerfar
Saturne wer hat dir erlawbt
O Mars wie bist so gar ertaubt
Das ir auff heben strefflich hend
Jr wellen eylend zu dem end
Dar zu hilfft euch der vnstet Mon
Dannz naher Krebs das schiff wil gan
Wann man spucht wer het das gemeint
Lacht mancher gleich als ob er waynd
Wer vil hat der wirdt sich beklagen
Wer nit hat wirdt den sack heym tragen
Got geb vnns frid in vnnsern tagen

Anno. M CCCCC. vnd viere.
Quarto Kalendas Januarij.

S. Brant.

Planeten. Einblattdruck von Thomas Anselm. Pforzheim 1504. Weller 308.

zu nennen, Regiomontan, gleichfalls Aſtronom, Georg Agricola, der Mineraloge, Hieronymus Bock, der Botaniker. Die Verbeſſerung der alten Texte wurde auch hier wie in der Medizin von Bedeutung, die einſeitige philologiſche Ausbildung beförderte mit dem Studium der antiken Naturforſcher auch das Studium der Naturwiſſenſchaften überhaupt. Dafür dauerte es aber auch noch lange, bis der gerade hier ſo nachteilige blinde Autoritätsglaube an die Unübertrefflichkeit der Alten gebrochen wurde.

Der Humanismus hatte nicht Zeit, ſich auszuleben. Wer etwa die Zeit um 1560 herum mit den erſten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts vergleicht, wird immer wieder von Staunen ergriffen über die Umwandlung, die in der Zwiſchenzeit mit dem gelehrten Leben in Deutſchland vor ſich gegangen iſt. Damals, in der Blüteperiode des Humanismus die gegenüber Italien freilich etwas vergröberte Tendenz, die Wiſſenſchaft und das ganze Leben überhaupt nach den Anſchauungen und Formen der antiken Geiſtesbildung zu geſtalten — jetzt infolge der religiöſen Bewegung eine Betonung der Beziehungen zu dem Überſinnlichen, auch bei den Gelehrten, daß hinter der Beſchäftigung mit theologiſchen Fragen jene aufs Weltliche gerichtete Tendenz, wenn ſie auch nicht ganz verſchwinden konnte, ſo doch völlig in den Hintergrund gedrängt ward. Der Jugendzeit des Humanismus hat kein blühendes Mannesalter folgen ſollen. Und merkwürdig, daß dies alles im Grunde das Werk eines einzigen Mannes war, der die ſchon lange und überall ſehnſüchtig verlangte Reformation der Kirche von einer Seite her in Angriff nahm, an die früher, und am allerwenigſten von den Gelehrten, kaum gedacht worden war. Kein Wunder, daß das religiöſe Gewiſſen, der dogmatiſche Eifer, mit einem Wort, die ganze Perſönlichkeit Luthers mehr als ein Jahrhundert lang das Leben des deutſchen Volkes in ihren Bannkreis zog und ſo auch den Charakter der gelehrten Welt in den Zeiten der Reformation und Gegenreformation bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts weſentlich beſtimmte.

Das Verhältnis der Reformatoren zu den Humaniſten hatte mancherlei Wandlungen durchgemacht. Im Anfang waren ſie Verbündete geweſen

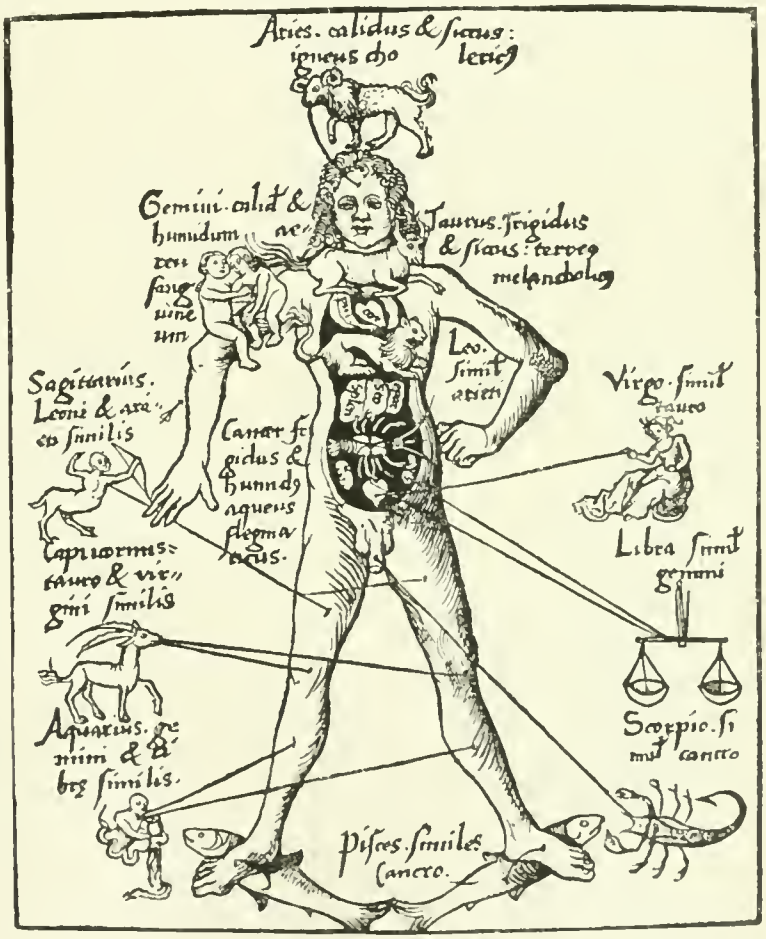


Abb. 83. Aderlaßmännchen. Darſtellung des Einfluſſes der Tierkreisbilder auf den Menſchen. Holzſchnitt aus: Gregor Reiſch, Margarita philosophica Straßburg, Joh. Scholl, 1504.

Abb. 84. Bildnis des Kopernikus (1473—1543). Holzschnitt von Tobias Stimmer (?) aus dem 16. Jahrh.

wie gegen die schweren Schäden der Kirche im allgemeinen, so insbesondere gegen die scholastische Mißwirtschaft an den Universitäten und die Vergötterung des Aristoteles, des „blinden heidnischen Meisters", wie Luther ihn nannte. Dann aber hatte es geschienen, als ob die überwiegende Betonung der religiösen Interessen alle gelehrte Kultur überhaupt zu nichte machen würde. Die Mehrzahl der Humanisten trennte sich darauf von Luther, und gerade ihre Häupter, ein Reuchlin, Erasmus, Mutianus ließen die beweglichsten Klagen erschallen über die Gefahr, die durch die Glaubensspaltung den Wissenschaften drohte. Die tiefe Einsicht Luthers hat diese Gefahr beseitigt. Humanismus und reformatorische Theologie gingen ein Bündniß ein, das sich in der Person von Luthers bedeutendstem Mithelfer, Melanchthon, verkörperte. Im einzelnen auf die umfassende segensreiche Thätigkeit dieses „praeceptor Germaniae" einzugehen, ist hier nicht der Ort. Zum Verständis genüge folgendes. Mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit wurde an — zum Teil neugegründeten — Universitäten und Schulen ein neues Unterrichtssystem begründet. Die Losung wurde: Sapiens et eloquens pietas. Die Beredsamkeit gaben die alten klassischen Autoren, jetzt neben den lateinischen auch griechische, die Weisheit, das Wissen die alten artes und der wieder zu hohem Ansehen erhobene, aber verbesserte Aristoteles, die Frömmigkeit endlich wurde geklärt und gefestigt in dem erhabensten aller Studien, der Theologie, in der jetzt die Bibel und allenfalls die Kirchenväter die Weisheit des Lombardus und anderer Scholastiker verdrängt hatten. Wenn das Letztere an den katholischen Universitäten nur zum Teil der Fall war, so hatte doch auch hier auf Grund des Humanismus eine völlige Reorganisation des gelehrten Studiums stattgefunden. Die Führung hatten dabei die Jesuiten.

Die mittelalterlichen Scholastiker war man los geworden, die Scholastik war geblieben. Oder vielmehr sie nistete sich wieder ein, zwar nicht der Sache, aber doch der Form nach ganz in mittelalterlicher Weise. Die Theologie nahm wieder die erste Stelle ein unter den Wissenschaften im Bewußtsein der Menschheit. Waren aber früher die Gegensätze innerhalb derselben wesentlich philosophische, also wissenschaftlicher Natur, gewesen, so waren sie jetzt religiöse, konfessionelle. Wer anders dachte und schrieb, dem wurde jetzt vom Gegner die Seligkeit abgesprochen. Man wäre versucht, diese ganze Bethätigung des menschlichen Geistes als eine unwissenschaftliche aus dem Leben des Gelehrten zu streichen, wenn sie nicht einen so ungeheuren Aufwand an gelehrten Mitteln erforderlich gemacht hätte. Für die Polemik und Apologetik brauchte der Theologe gründliche Schrift- und kirchenhistorische Kenntnisse. Diesem Bedürfnis dienten die großen Sammelwerke der magdeburgischen Centuriatoren, die kirchengeschichtlichen Annalen hervorragender päpstlicher Gelehrten, die Sammlungen von Konzilienbeschlüssen, päpstlichen Bullen und Kirchenvätern in gewaltigen Folianten. Der große Fleiß, der auf diese zwar meist tendenziös abgefaßten, aber historisch wertvollen Arbeiten verwendet wurde, trug seine besten Früchte — nach damaliger Anschauung — in der theologischen Streitschriftenlitteratur, in der eine Sprache herrschte, die an Heftigkeit wohl nie und nirgends übertroffen worden ist. Lateinisch und deutsch

wütete man gegen einander, die gröbſten Ausdrücke lieferte natürlich das liebe heimiſche Idiom. Leider iſt auch dafür Luther gewiſſermaßen Vorbild geworden. Seine Gegner waren ihm Eſel und Säue, ſtinkende Lügner, Böſewichter und Läſtermäuler. Mit dem Hieronymus Emſer geht er, Bezug nehmend auf ſein Wappen, zu Gerichte wie mit einem Bock. Den Cochläus nannte er mit Anſpielung auf ſeinen Namen gern Kochlöffel, Rotzlöffel, den Agricola „Grikel-Grakel", den Johann Faber, Biſchof von Wien, einen „Erznarren, Eſelskopf, H.... treiber" u. ſ. w. Die unflätigſten Grobheiten mußte ſich ſein „Hans Worſt", der Herzog Heinrich von Braunſchweig, gefallen laſſen. Selbſtverſtändlich ließ es auch die katholiſche Seite nicht an Verunglimpfungen fehlen, ja ſie hat eigentlich damit den Anfang gemacht, in der Gegenſchrift des Sylveſter Prierias aus Rom gegen Luthers Theſen. Übrigens tobte bezeichnender Weiſe der Kampf zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgemeinſchaften noch nicht einmal ſo heftig, wie er im lutheriſchen Lager unter den Anhängern einer und derſelben Konfeſſion um die Mitte des Jahrhunderts entbrannt war. Über nie zu ergründende, oft auf ein leeres Wortgezänke hinauslaufende dogmatiſche Meinungsverſchiedenheiten ſtritten ſich gelehrte und ungelehrte Geiſtliche in Wort und Schrift mit einem Fanatismus herum, mit einer Rechthaberei und Härte und perſönlichen Gehäſſigkeit, daß man wohl fragen darf, wie denn dieſe polternden Wüteriche ſich noch Chriſten zu nennen wagten. Der Pfarrer Blume, der dem ob ſeiner Hinneigung zum Calvinismus 1601 zum Tode verurteilten ſächſiſchen Kanzler Crell den letzten ſeelſorgeriſchen Dienſt zu leiſten hatte, erklärte dieſem: „Ein Chriſt mag der Herr Doktor ſein. Ein rechter Chriſt aber muß die Widerſacher nicht nur verdammen, ſondern auch verfluchen." Vor groben Worten trug man damals keine Scheu. „Treibt mein Gewiſſen nicht ins Schweißbad", ſchrie Tileman Heßhuſius den Paſtoren, die ihn beſchwichtigen wollten, entgegen, „laßt mich thun, was die göttliche Majeſtät mir eingebunden; in des Teufels Namen bleibt mir vom Leibe mit dem Dreck, der euch noch in der Todesſtunde in die Naſe ſtinken wird." Und doch war Heßhuſius ein gutmütiger Kerl, und es waren auch viele andere Theologen, abgeſehen eben von ihrem religiöſen Fanatismus, ſonſt tugendhafte Männer.

Welche Fragen aber beſchäftigten ernſthaft und in wiſſenſchaftlicher Weiſe dieſe Männer? Amsdorf erklärte, gute Werke ſeien ſchädlich zur Seligkeit, Hofmann, ſie ſeien wider die Vernunft, Flacius Illyricus lehrte, die Erbſünde ſei die Subſtanz des gefallenen Menſchen geworden, Heßhuſius in Königsberg, nicht nur der Menſch Chriſtus ſei allmächtig, allgegenwärtig, allwiſſend, ſondern auch ſeine menſchliche Natur, alſo nicht bloß in concreto, ſondern auch in abstracto. Sein Gegner Wigand machte den preußiſchen Paſtoren den Sinn dieſer Worte deutlich: konkret ſei die Bratwurſt, abſtrakt ihre abgezogene Haut. Und von

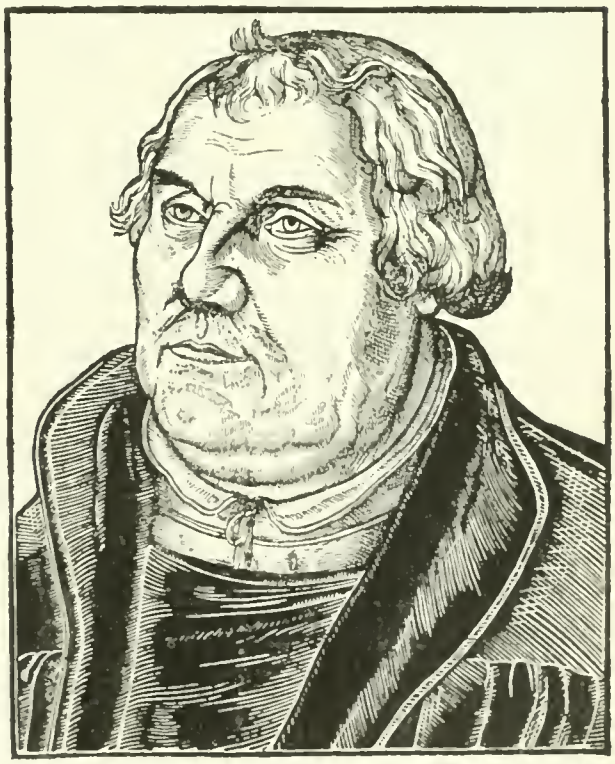


Abb. 85. Bildnis Martin Luther's aus ſeiner ſpäteren Lebenszeit. Holzſchnitt von Lucas Cranach.

Abb. 86. Bildnis des Philipp Melanchthon (1497—1560). Kpfr. von Dürer 1526. Berlin, Kupferſtichkabinet. B. 105.

ſolchen toten Buchſtaben und Begriffen machte man die Seligkeit abhängig. War das nicht ſchlimmer als die mittelalterliche Scholaſtik?

Mit am härteſten von dieſem wütenden Religionsgezänk wurde der Mann betroffen, den wir als den erſten der Mitarbeiter Luthers an ſeinem großen Werke zu ehren pflegen. Wegen einiger abweichender dogmatiſcher Anſichten zeterten die ſtrengen Lutheraner, an ihrer Spitze der nachher ſelbſt von der lutheriſchen Orthodoxie ausgeſtoßene Flacius Illyricus, gegen den ſtillen Gelehrten wie gegen einen Abgefallenen, forderten ihn wiederholt zum Widerruf auf, verlangten ſeine Abſetzung und ſcheuten ſelbſt die verwerflichſten Mittel — Entwendung von Briefſchaften und geheimen Aufzeichnungen — nicht, den verdienten Mann zu Falle zu bringen. Melanchthon blieb eine ſcharfe Antwort nicht immer ſchuldig, im allgemeinen aber leiſtete er mehr paſſiven Widerſtand. Seine aufrichtig fromme Geſinnung, die gelehrte Arbeit, nicht zuletzt auch der Friede ſeines Hauſes waren ſein Troſt. Er ſelbſt erzählt den rührenden Vorfall, wie ihm einſt ſein kleines Töchterchen Anna, das er auf den Knieen wiegte, mit ihrem Hemdchen die Thränen abgewiſcht habe, die er ob des theologiſchen Haders vergoſſen. Lange ſehnte er ſich nach dem Tode, wünſchte er erlöſt zu werden von der „Wut der Theologen und den Mühſeligkeiten des irdiſchen Daſeins.“ Und als der müde Mann im Alter von 63 Jahren die Augen geſchloſſen, da durfte der fanatiſche brandenburgiſche Theologe Musculus ungeſtraft auf einer lutheriſchen Synode den Antrag ſtellen, die Leiche jenes Ketzers auszugraben und mit den Büchern, die aus ſeiner verräteriſchen Feder gefloſſen, zu verbrennen.

Es war eine harte Zeit für das unabhängige Geiſtesleben der Gelehrten. Früher im Mittelalter hatte man ſich nicht viel um das Glaubensleben des einzelnen gekümmert. Wer ſich nicht mit ſeinen Anſichten hervordrängte, wer nicht in offenbarem Trotz kirchliche Gebräuche zu vernachläſſigen ſchien, mochte ſchließlich in ſeinem Herzen glauben, was er wollte, und auch ein freieres

Abb. 87. Die Rhetorik des göttlichen Wortes. Allegorie. Holzschnitt von einem sächsischen Meister. Mitte des 16. Jahrhunderts. Wien, K. K. Kupferstichsammlung.

Wort blieb in der Regel ungerügt. Das beweiſen die bis ans Heidniſche grenzenden Sitten und Geſinnungen beſonders der italieniſchen Humaniſten. Jetzt aber, als die eine und allgemeine Kirche ſich in zwei und mehr Heerlager geſchieden hatte, deren jedes für ſeine eigene dogmatiſche Formel unbedingte Anerkennung verlangte, da rief man nicht nur über jede irgendwie verlautbarte andere Meinung in Glaubensſachen nach Amtsentſetzung, Kerker und wohl gar nach dem Schaffot oder Scheiterhaufen, ſondern mehr noch, man inquirierte die Gewiſſen, man drängte ſich in des „Herzens heilig ſtille Räume" und wachte argwöhniſch darüber, ob ſich nicht in irgend einem verborgenen Winkel ſo etwas wie eine Spur von Abweichung von der „reinen Lehre" zu regen ſchiene. Wer irgend ein Amt antrat, wurde dieſer Gewiſſensprüfung unterzogen. Geiſtliche, Schullehrer, die Profeſſoren aller Fakultäten mußten ſich eidlich auf den Glauben an die in der beſonderen Landeskirche geltenden Bekenntnisſchriften verpflichten. Auch bei der Promotion war eine ſolche Eidesleiſtung die Regel. Das untenſtehende Bild zeigt uns einen ähnlichen Vorgang in katholiſchen Landen.

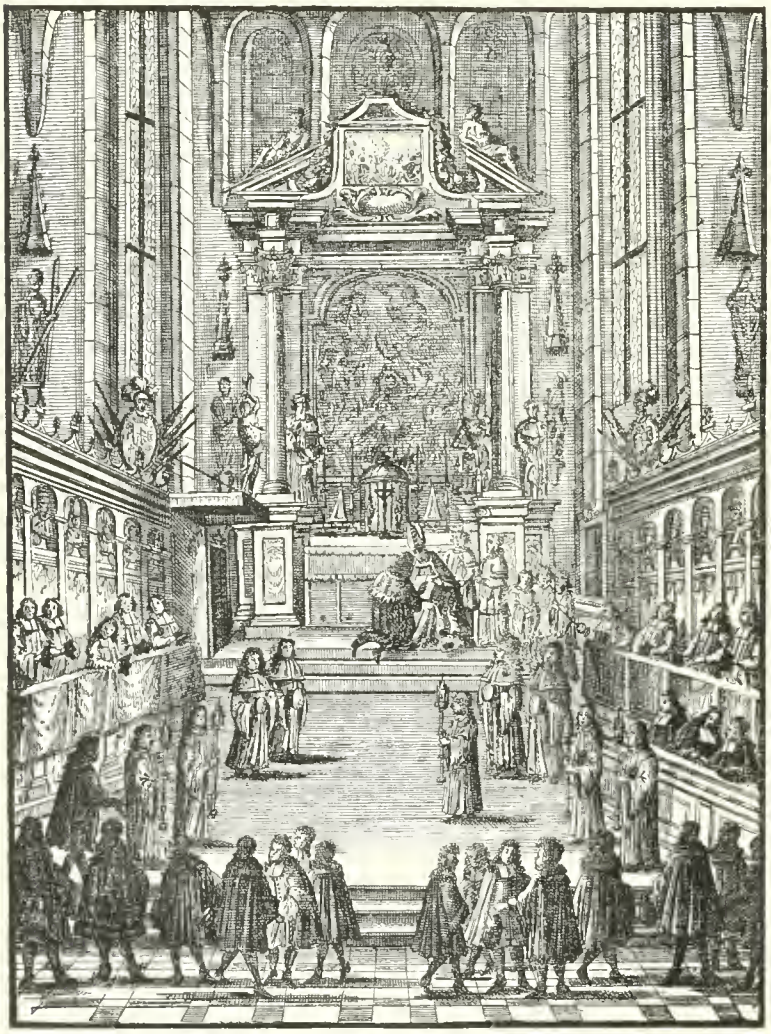


Abb. 88. Eidesablegung des Rektors der Wiener Univerſität über die unbefleckte Empfängnis Mariä im Stephansdom zu Wien 1700. Gleichzeitiges Kupfer.

Der Herzog Julius von Braunſchweig, der Stifter der Helmſtädter Univerſität, erklärte öffentlich, „wer mit ſeiner Kirchenordnung nicht friedlich ſei, ſolle weder in Academia Julia noch ſonſt geduldet werden. Es ſei beſſer, dieſelben führen hin zum Teufel, als daß ſie ſeine Kirchen und Schulen veruntreuten und befleckten." Das Schlimmſte war, wenn in einem Territorium mit dem Wechſel des regierenden Landesherrn auch die Konfeſſion gewechſelt wurde, wie z. B. in der Pfalz ein beſtändiges Schwanken zwiſchen dem lutheriſchen und calviniſchen Bekenntnis ſtattfand.

Äußerlich bethätigte ſich eine rechtgläubige Geſinnung durch fleißigen Kirchenbeſuch und den öfteren Genuß des Abendmahls, bei den Katholiken durch wiederholtes Beichten. Profeſſoren und Studenten durften ſich darin nicht läſſig zeigen. Abſetzung, Karzer und Relegation dienten als Strafe.

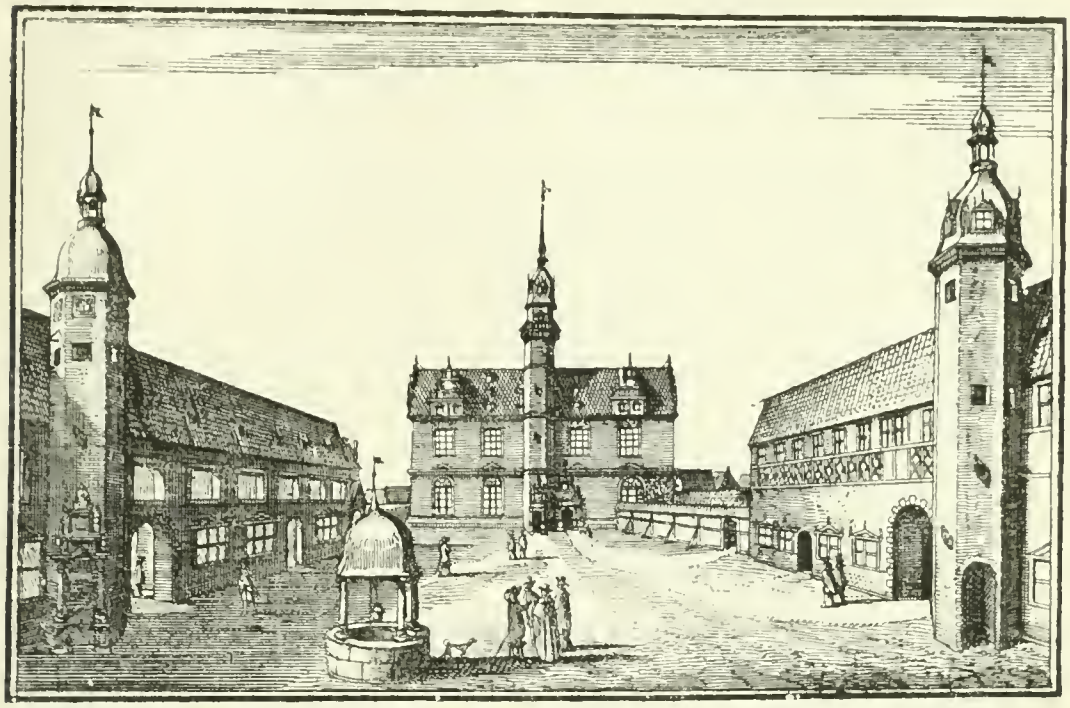


Abb. 89. Das Collegiengebäude zu Helmſtädt. Kpfr. aus dem 17. Jahrh. München, Kupferſtichkabinet.

Die peinliche Überwachung der Gewiſſen hatte natürlich bei ſo manchem Gelehrten die unangenehmen Erſcheinungen der Heuchelei und Liebedienerei ſowie ein gehäſſiges Denunziantentum zur Folge. Andererſeits gab es in dieſen der geiſtigen Freiheit ſo unholden Zeiten auch viele edle Beiſpiele heroiſcher Opferwilligkeit und furchtloſen Bekennens. Es gab wieder Märtyrer wie in den Zeiten der Chriſtenverfolgung, bei allen Konfeſſionen. Die Gelehrtengeſchichte weiſt eine ſtattliche Zahl von Männern auf, die für ihre Überzeugung ihr Alles einſetzten, Vaterland, Familie, Wohlſtand, Freiheit und ſelbſt das Leben. War nicht Luther ſelbſt in ſeiner erſten Zeit ein echter, kühner Bekenner geweſen! Noch mehr gilt dies von ſeinen Gegnern, den Wiedertäufern oder „Schwarmgeiſtern", wie er ſie nannte, einem Karlſtadt, Hans Denk, Sebaſtian Franck. Für ſie gab es nirgends eine Stätte, an der ſie ungeſtört weilen durften. Aber dasſelbe oder wenigſtens ein ähnliches Los nahmen ſtandhaft auf ſich Katholiken, lutheriſche Orthodoxe, Philippiſten und Calvinianer. Wenn in einem Lande eine andere Konfeſſion eingeführt wurde, haben viele Univerſitätsprofeſſoren und Schulmänner, von den Geiſtlichen garnicht zu reden, ihr Bündel geſchnürt und ſind mit Weib und Kind davon gezogen, aufs Ungewiſſe hin, ob ſie in der Fremde eine Zuflucht finden würden. Als der Herzog Ulrich 1535 die Univerſität Tübingen proteſtantiſierte, verordnete er, daß ſämtliche Profeſſoren, die der „rechten, wahren evangeliſchen Lehre" zuwider ſeien, „abgeſchafft" würden. Infolgedeſſen mußten der Kanzler, der Rektor, viele Magiſter und Studenten die Stadt verlaſſen. Ähnlich verfuhr man bei der Proteſtantiſierung der Univerſität Leipzig. Selbſt der ſanftmütige Melanchthon verlangte, wenn die katholiſchen Profeſſoren die neue Lehre nicht annehmen und nicht ſchweigen würden, ſo ſolle man ſie aus dem Lande weiſen. Melanchthons Geſinnungsgenoſſe wiederum, der Theologieprofeſſor Strigel in Jena, wurde einſt mitten in der Nacht aus ſeinem Bette geriſſen und faſt unbekleidet ins Gefängnis gebracht. Der Juriſt Dürfeld, weil er geſagt, auch aus Senecas Schriften könne man Theologie ſtudieren, wurde exkommuniziert, desgleichen ſein Kollege Weſenbeck, weil er eine orthodoxe

Abb. 90. Bildnis des Joh. Kepler (1551—1630).
Kpfr. von J. von Heyden.

Bekenntnisschrift nicht unterzeichnen wollte. Und Flacius selbst, der überfanatische Lutheraner, dessen Werk dies alles war, wurde bald darauf selbst seines Amtes entsetzt und mußte nun mit seinem Weibe und einer Schar von Kindern in tiefstem Elend von Stadt zu Stadt herumziehen, überall verfolgt und ausgestoßen, mühselig von den dürftigen Almosen lebend, die ihm etwa ein Stadtmagistrat, einer seiner zerstreuten Anhänger oder sonst eine mitleidige Seele zuwandte. Er starb im Spital, ohne geistliche Tröstung. Der gelehrte Arzt Kaspar Peucer, ein Schwiegersohn Melanchthons, mußte seine Bemühungen um die Stärkung der calvinistischen Anschauungen in Sachsen mit zwölfjährigem harten Gefängnis büßen, trotz aller Quälereien und Bekehrungsversuche standhaft bei seiner Überzeugung verharrend. Und das Werk, das zur Einigung in allen diesen dogmatischen Streitigkeiten dienen sollte, die Konkordienformel (1577) forderte vielleicht die meisten Opfer. Wer von Geistlichen und Professoren an den lutherischen Universitäten sich nicht zu ihr — und zwar unbedingt — bekennen wollte, wurde des Landes verwiesen. Und wie das zitternde Weib und die hungrigen Kinder eines bedrängten Pfarrers diesem wohl zuriefen: „Schreib, Vater, schreib, daß du bei der Pfarre bleib", so wird im Hinblick auf seine Familie wohl auch mancher Professor nachgegeben haben. Viele aber, ein Kepler, die Philologen Janus Gruterus und Gregor Bersmann, der Geograph Philipp Apian u. a. m. legten ihre Professorenämter nieder, weil sie ihr reines Gewissen höher achteten als äußere Güter.

Hinter den theologischen Fragen traten die übrigen Wissenschaften in der Bewertung und auch Neigung der damaligen Menschen ganz entschieden zurück. Aber nur relativ, denn an und für sich hatte die Beschäftigung mit ihnen ebenso wie der Wert der auf sie gewandten Arbeit seit dem Ausgang des Mittelalters ganz gewaltig zugenommen. Da wäre zunächst das Hebräische. Wir dürfen hier nicht davon sprechen, ohne Luthers zu gedenken. Luther war zwar kein so vielseitig gebildeter und gründlich belesener Gelehrter wie Erasmus und Melanchthon, er war auch, wenn man will, überhaupt kein Gelehrter, denn für den gewaltigen Mann erscheinen alle solche Begriffe zu eng. Eine gelehrte That aber hat er vollbracht, eine solche ersten Ranges, die Bibelübersetzung. Dies Verdienst wird gewiß dadurch nicht herabgesetzt, daß er, dem es, wie er selbst gestand, zeitlebens nicht gelungen, ein „grammaticalischer und regelrechter Hebräer" zu werden, sich in ausgedehntem Maße der Hülfe gelehrter Freunde dabei bediente. Es ist eins der anziehendsten Bilder deutscher Gelehrtengeschichte, dies Zusammenarbeiten mit seinen Freunden, das uns Mathesius beschreibt, wie diese „wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in des Doctors Kloster (Luther wohnte in dem alten Augustinerkloster) zusammenkamen", ein jeglicher wohl vorbereitet mit lateinischen, griechischen, hebräischen und selbst chaldäischen Texten, und wie dann der

Abb. 91. Allegorie auf den Sieg des Christentums. Unten Darstellung einer Disputation. Titelholzschnitt von Hans Burgkmair zu: Stamler, dialogus de div. gentium religionibus. Augsburg, E. Oglin, 1508. B. 39.

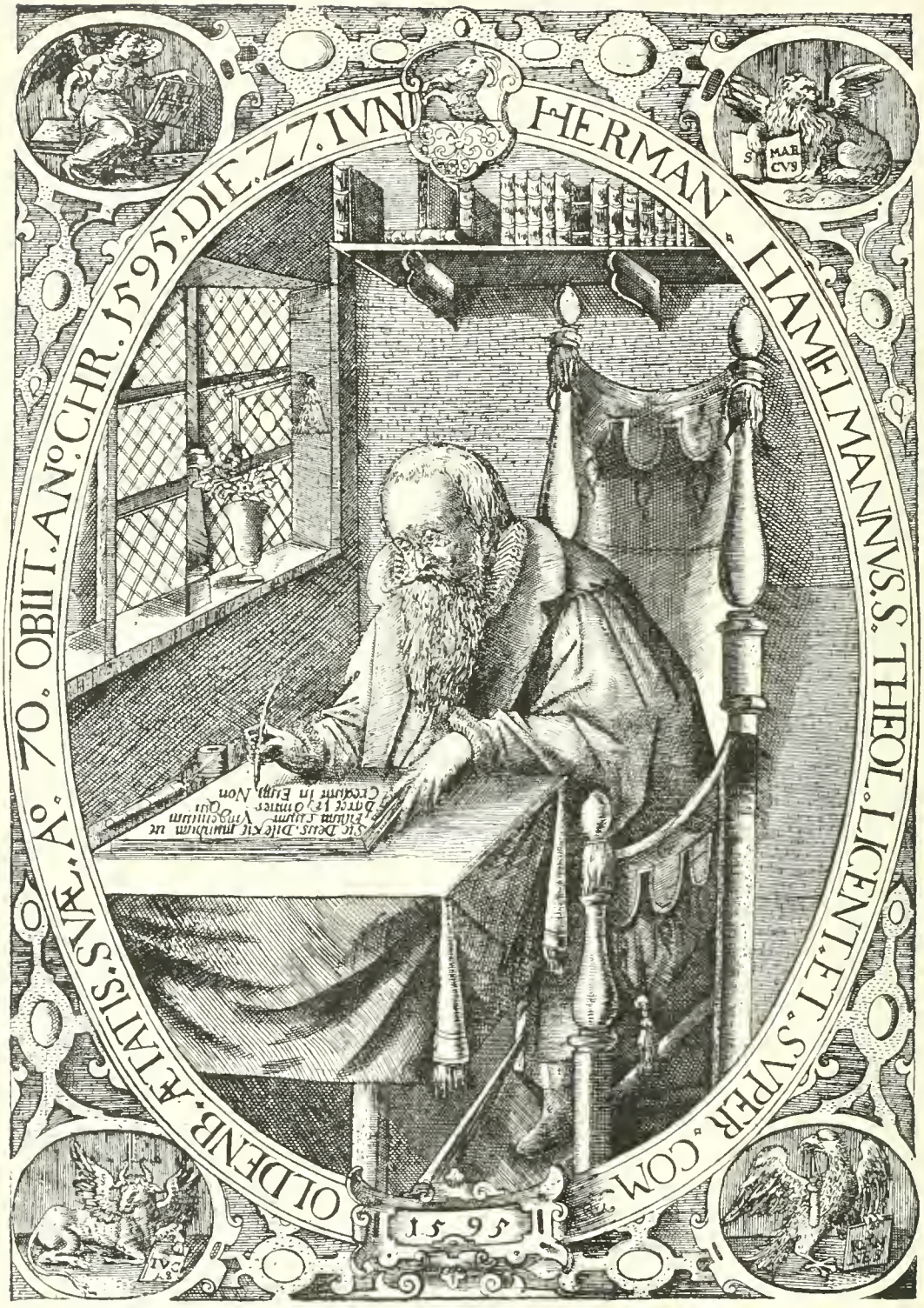


Abb. 92. Gelehrter am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Bildnis des lutherischen Theologen und Historikers Hermann Hamelmann (1525—1595). Kpfr. aus: Hamelmann, Oldenburgische Chronik 1599.

„Herr Doctor" bei den gelehrten Herren — auch jüdische Rabbiner fehlten nicht — „die Stimm herum gehen läßt und höret, was ein jeder dazu zu reden hätte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doctoren Auslegung." Luther konnte sich nie genug thun, auch den schon gedruckten Text immer wieder zu verbessern.

Das Studium der antiken Schriftsteller und des klassischen Altertums hatte nun freilich nicht mehr die führende Rolle wie einst im Zeitalter des Humanismus. Sein Einfluß auf das Leben war fast zunichte geworden. Aber an Werken tüchtiger philologischer Gelehrsamkeit war kein Mangel. Der Humanist war zum Philologen geworden. Zeuge dessen sind die zahlreichen Grammatiken, Wörterbücher, Editionen, bibliographischen Sammelwerke u. s. w. Allerdings stand Deutschland in dieser Beziehung hinter anderen Nationen, vor allem hinter den Franzosen mit ihren Scaliger, Casaubonus u. s. w. und den Holländern mit ihren Lipsius, Heinsius u. a. m. ganz erheblich zurück. Viele Deutsche studierten deshalb auch nach wie vor an auswärtigen Universitäten. Doch ist auch in Deutschland von einem Reineccius, Conrad Gesner u. a. viel Anerkennenswertes geleistet worden.

Eine mehr beklagens- denn rühmenswerte Folge des Humanismus war die lateinische Schuldichtung. Ein richtiger Gelehrter mußte auch lateinische Verse schmieden und wenn er sich noch so ungeschickt dazu anstellte. Denn die Poesie galt als etwas Erlernbares. Die große Menge der lateinischen Gedichte jener Zeit lief auf eine öde Lobhudelei hinaus, mit der kaum verhüllten, häufig sogar offen ausgesprochenen Absicht, von den angesungenen Fürsten, Städten oder sonstigen Gönnern Lohn und Ehren zu gewinnen. Es war also genau so wie mit den Widmungen gelehrter Arbeiten. Es war eben der arme, gering geachtete, stets Hunger leidende Schulmeister — von dem sich der philosophische Universitätsprofessor nur wenig unterschied —, der diese Gedichte anfertigte und aus seinem schulmeisterlichen Können eine Brotquelle machte. Aber auch im Leben des Gelehrten selbst gab es selten ein irgendwie über das Alltägliche hinausragendes Ereignis, das nicht von guten Freunden mit einer Unzahl von Gedichten, Epigrammen, Oden, Elegien u. s. w. gefeiert worden wäre. Namentlich Promotionen, Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse lieferten häufigen Anlaß dazu, und da die meisten dieser Gedichte gedruckt wurden, so hat sich in den Bibliotheken ein überreiches Material an Votiv- und Gratulations-Carmina, Epithalamien, Epicedien u. s. w. aufgehäuft, dessen poetischer Wert im ganzen betrachtet noch weniger als Null ist. Wir finden darin immer dieselben konventionellen rhetorischen Floskeln und mythologischen Anspielungen, immer die gleiche geschraubte Nachahmung der antiken Satzformen, Gleichnisse und Redefiguren, immer dieselben stets wiederkehrenden kindlichen Spielereien mit Jahreszahlen und Anagrammen, daß wir uns wohl wundern dürfen, wie sonst ernste und wissenschaftliche Männer an dergleichen Dingen Geschmack finden konnten. Das wurde auch nicht anders, als statt des im 16. Jahrhundert noch fast allein herrschenden Lateins seit Opitz und seinen Zeitgenossen das Deutsche häufig zur Sprache dieser Gedichte gewählt wurde. Andererseits hat sich diese niedrige Gelegenheitspoesie der Gelehrten — die ihnen selbst doch wohl recht viel Freude gemacht haben muß — nicht selten auch der griechischen oder gar hebräischen Sprache bedient, natürlich nur, um damit zu prunken. Wurden doch auch ganze neue Geschichtswerke (Camerarius) und ganze große Gedichtsammlungen (Rhodomannus, Crusius) in griechischer Sprache abgefaßt, die allerdings von einer nicht üblen Beherrschung des fremden Idioms zeugen.

Das heiß erstrebte Ziel eines gelehrten Dichterlings blieb seit den Tagen des Humanismus die Dichterkrönung. Es war nicht allzuschwer, dazu zu gelangen, seitdem die Kaiser den kaiserlichen „Pfalzgrafen" das Recht erteilt hatten, gekrönte Poeten kreieren zu dürfen. Manche dieser Berechtigten machten aus dem „Dichterlorbeer" geradezu einen Handelsartikel und schacherten mit demselben in schamlos marktschreierischer Weise. Aus der Legion dieser gekrönten Dichter und sonstiger Versschmiede — so sehr sie sich auch als neuersiandener Flaccus, Naso u. s. w. zu beweihräuchern pflegten — ragen nur wenige hervor, die die lateinische Sprache und die antiken Formen wirklich als Dichter handhabten. Aus dem 16. Jahrhundert nennen wir wenigstens Nicodemus Frisch-

Abb. 93. Bildnis des Nicodemus Frischlin (1547—1590). Holzschnitt des Monogr. H. R. (Hans Rogel?) 1578.

lin, später hat der Jesuit Jacob Balde (1604—1668), eine Zeit lang Professor in Ingolstadt, dann Pfarrer und Hofprediger, als „deutscher Horaz" großen Ruhm erlangt. Die lateinischen Dichter des späteren 16. Jahrhunderts glichen noch sehr den „Poeten" der Humanistenperiode. Sie waren wie diese meist lockere, charakterlose Gesellen, namentlich auch in religiöser Hinsicht. Es kam ihnen nicht darauf an, sich einmal als Katholiken, dann als Lutheraner, dann wieder als Reformierte aufzuspielen. Ihre Lebensschicksale waren meist sehr bewegte, ja abenteuerliche. Persönlicher Leibes- und Lebensgefahr, die ja überhaupt den Gelehrten wie allen Menschen der damaligen Zeit näher stand, sind sie nicht immer mit Glück entgangen. Toxites wurde gefoltert, Bruschius erschossen, Frischlin, wegen seiner „Famosschriften" gegen den Adel gefangen gesetzt, kam bei einem Fluchtversuche ums Leben.

Frischlin schildert uns in einem seiner lateinischen Stücke, wie der römische Grammatiker Priscian bei allen Fakultäten vergebens Trost sucht, denn überall bekommt er ein entsetzliches, barbarisches Latein zu hören, das ihm unablässige Qualen, Stiche und Wunden bereitet und ihn ganz krank macht, bis endlich Erasmus und Melanchthon dem Gemarterten die geraubte Gesundheit wiedergeben. Frischlin mit seinem Spott über das mittelalterliche „Küchenlatein" sah nicht, daß dieses vor dem zu seiner Zeit gebräuchlichen doch einen großen Vorzug gehabt hatte. Es war eine lebende Sprache gewesen, die sich gewiß noch fernerhin selbständig weiter entwickelt haben würde, wenn nicht der Humanismus dazwischen gekommen wäre. Indem dieser nun aber rigoros auf Reinheit der lateinischen Sprache drang, vielfach sogar den Cicero allein als Muster eines ordentlichen lateinischen Stils hinstellte, zwang er die lateinische Sprache unter ein starres Formelsystem, das sie eigentlich erst jetzt zu einer toten machte. Diese tote Sprache wurde nun freilich im 16. und auch im 17. bis tief ins 18. Jahrhundert hinein vorzugsweise als die Sprache der Gelehrten gehandhabt, keineswegs immer in klassischer Reinheit übrigens, aber doch eben nicht mehr mit jener alten, ihren Gebrauch so sehr erleichternden Anpassungsfähigkeit. Nach wie vor wurde das Lateinische in den Vorlesungen und Disputationen ausschließlich und zu wissenschaftlichen Darstellungen und zu den Briefen der Gelehrten in weitaus den meisten Fällen verwendet. Bald aber sah es seine Vorherrschaft bedroht. Die Verwendung der deutschen Sprache in Poesie und Prosa und selbst in den Schriften der Gelehrten machte immer weitere Fortschritte. Namentlich die Geschichtsschreibung sah viele tüchtige Werke entstehen, die sich der Volkssprache, manchmal sogar eines Dialekts bedienten. Lange blieb die Sprache dieser Werke wie im Mittelalter und in der Reformationszeit eine naiv-kräftige, wohl derbe, aber volkstümliche. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam aber die üble Sitte der Sprachmengerei auf, indem man einen deutschen Satz mit lateinischen Redensarten und Wortbrocken vollpfropfte, in einer für uns häufig geradezu unausstehlichen Weise. Dazu wurde offenbar unter dem Einfluß des lateinischen Stils der

deutſche Satz immer länger und ungefüger, man gefiel ſich in endloſen Perioden mit allerlei Nebenſätzen und Parentheſen, die abgeſehen von ihrer abſchreckenden Form auch das Verſtändnis des Geſchriebenen unnütz erſchwerten. Zuerſt in der Kanzlei ausgebildet, machte ſich dieſer Stil auch in den Schriften der Gelehrten in ſehr unliebſamer Weiſe breit. Und doch dürfen wir das für einen Vorzug halten, denn nur auf dieſem Wege konnte mit der Zeit eine deutſche gelehrte Proſa herausgebildet werden.

So viel nun aber auch die Form zu wünſchen ließ, in der Sache wurden doch in unſerm Zeitraum viele ganz bedeutende Fortſchritte gemacht, namentlich in den Naturwiſſenſchaften. Der neue Geiſt der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis per inductionem et experimentum, dem der Engländer Baco von Verulam das Programm ſchrieb, fand auch in Deutſchland bewußte und hochbedeutende Vertreter. Es genügt, einen Johannes Kepler zu nennen. Der Arzt Hieronymus Bock brachte ganze Nächte im Walde zu, um feſtzuſtellen, ob die über gewiſſe Pflanzen verbreiteten Sagen berechtigt ſeien. Allerdings kann es nicht wunder nehmen, daß in einem Zeitalter des Glaubenszwangs der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung auf allen Gebieten Feſſeln angelegt wurden. Hatte Luther den Kopernikus einen Narren geſcholten, ſo hütete ſich noch der ſeit 1583 in Tübingen thätige Mathematiker Michael Mäſtlin, das Kopernikaniſche Weltſyſtem öffentlich vorzutragen, obwohl er davon überzeugt war. 1616 wurde das Hauptwerk des Kopernikus von der römiſchen Indexkongregation verboten. Den großen Johannes Kepler bezeichnete das Stuttgarter Konſiſtorium als ein „Schwindelhirnlein". Die Univerſität Tübingen rief die Rache Gottes über alle herab, die es wagen würden, den neuen (Gregorianiſchen) Kalender vom „Statthalter des Satans", von dem „gräulichen Wehrwolf zu Rom" anzunehmen. Man ſieht übrigens hieraus, daß der Fortſchritt gerade in dieſen Dingen keineswegs nur bei den Proteſtanten zu ſuchen iſt. Die deutſchen Jeſuiten Scheiner, Schlüſſel, Cyſat, ſpäter der Polyhiſtor Athanaſius Kircher in Rom (1601—1680) waren bedeutende Mathematiker, Phyſiker und Aſtronomen. Joachim Jungius (1587—1657) entfeſſelte einen wahren Sturm theologiſcher Leidenſchaft, weil er gewagt hatte, die Sprache des Neuen Teſtaments für „nicht recht griechiſch" zu erklären. Unter anderm erklärten beide, die theologiſche und philoſophiſche Fakultät zu Wittenberg: „Soloecismi, Barbarismi und nicht recht Griechiſch in der hl. Apoſteln Reden und Schriften zu finden, iſt dem hl. Geiſt zu nahe gegriffen und wer die hl. Schrift einiger Barbarismi bezüchtigt, der begehet nicht eine geringe Gotteslāſterung." Die trotzdem ſchon damals beſtehende größere Freiheit der Bewegung auf proteſtantiſcher Seite lag hauptſächlich in dem für die neue Kirche ſonſt beklagenswerten Umſtand, daß es ihr an einer feſtgeſchloſſenen Organiſation, an einem überall verbindlichen Lehrſyſtem fehlte. Was an der einen Univerſität verboten war, wurde an der anderen geſtattet oder wenigſtens mit Nach-

Abb. 94. Der Aſtronom. Kpfr. von Eberhard Kieſer ca. 1600 nach dem Totentanz von Hans Holbein.

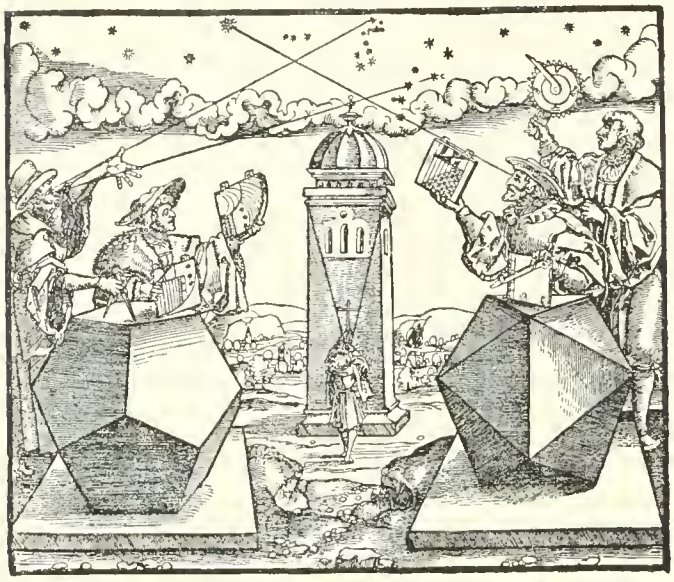


Abb. 95. Aſtronomiſche und geometriſche Inſtrumente. Holzſchnitt des M. Oſtendorfer aus: Apianus, Inſtrumentenbuch. Ingolſtadt 1533.

ſicht behandelt. Allerdings ſteckte ja die Wiſſenſchaft ſelbſt noch tief im Aberglauben, und auch Kepler hielt es nicht für unter ſeiner Würde, Prognoſtika und Praktiken zu verfertigen und ſich ſelbſt und anderen Horoſkope zu ſtellen. Freilich im Stillen hatte er ſo ſeine Zweifel bei der Sache. „Die Aſtrologia", ſchrieb er, „iſt wohl ein närriſches Töchterlin; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Aſtronomia bleiben, wenn ſie dieſe ihre närriſche Tochter nicht hätte? Iſt doch die Welt noch viel närriſcher und ſo närriſch, daß deroſelben zu ihrem Frommen dieſe alte verſtändige Mutter durch der Tochter Narrentaydung eingeſchwatzt und eingelogen werden muß. Und ſeind der Mathematicorum Salaria ſo gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter Nichts erwürbe." Der Gelderwerb war auch bei Kepler der Hauptgrund ſeiner Beſchäftigung mit dieſen Thorheiten.

Ein ebenſo verbreiteter, in ſeinen Folgen aber meiſt bedenklicherer Aberglaube jener Zeiten war die Alchimie, die gerade in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts recht eigentlich ihre Blütezeit in Deutſchland erlebte. Unſere Leſer wiſſen, daß es ſich bei dieſer Pſeudowiſſenſchaft darum handelte, einen Stoff zu finden, der alle Körper in Gold zu verwandeln, alle Krankheiten zu heilen und ſogar das ewige Leben zu geben vermöge. Dies war das Magiſterium, der Stein der Weiſen, das Lebenselixir. Dieſe Subſtanz müſſe der „Adept" auf ſchmelzendes Metall werfen, dann werde es in Gold verwandelt. Ein Hermes Trismegiſtos, der Araber Geber wurden als halb rätſelhafte Urheber dieſer Kunſt gefeiert. Die bedeutendſten Männer des Mittelalters waren Anhänger der Alchimie. Jetzt, im 16. und vielfach auch noch im 17. Jahrhundert, gehörten die „Goldmacher, Feuerkünſtler und Goldköche" gleichſam zum Hofſtaat der meiſten Fürſten. Die Mehrzahl derſelben waren aber Abenteurer und Betrüger, nicht eigentlich Gelehrte zu nennen, ſo viele unter den letzteren auch dem allgemeinen Aberglauben der Zeit huldigten und ihn wiſſenſchaftlich zu begründen ſuchten. Jene Abenteurer konnten ſich an einem und demſelben Orte meiſt nicht lange halten. Hatten ſie ihre Herren genügend lange gefoppt, d. h. unter dem Scheine einer mit größtem Aufwand getriebenen Arbeit recht viel Geld herausgeſchlagen, ſo mußten ſie ſchleunigſt das Weite ſuchen, um nicht entlarvt mit Galgen und Schwert unliebſame Bekanntſchaft zu machen. Manch armer Schelm aber, der, ſelbſt betrogen, ſich vergeblich bemühte, wurde wohl ins Gefängnis geworfen und gefoltert, weil er angeblich ſeine Kenntnis vom Goldmachen nicht verraten wollte.

Von den gewaltigen Umwälzungen der Reformationszeit war nun auch der äußere Typus des deutſchen Gelehrten nicht unberührt geblieben. Rein numeriſch betrachtet dürfte freilich damals immer noch wie im Mittelalter der Gelehrte vorwiegend ein Geiſtlicher geweſen ſein. Ja mehr noch, man kann dieſen Satz jetzt beinahe umkehren und behaupten, daß der Geiſtliche nun vorzugsweiſe ein Gelehrter war. Denn die Proteſtanten wie ihre Gegner machten eine gewiſſe theologiſch-wiſſenſchaftliche Bildung für den Geiſtlichen zur Vorſchrift. Wir wiſſen, welch geringe

Abb. 96. Goldmacher und Schwarzkünstler. Kpfr. von Ph. Galle nach Joh. Stradanus, ca. 1570. München, Kupferstichkabinet.

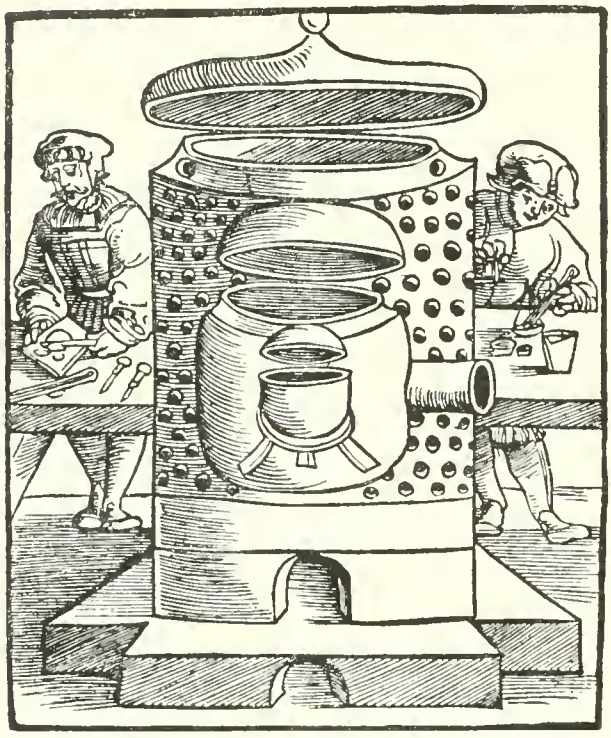


Abb. 97. Alchimiſtiſcher Ofen. Titelblatt zu: Geber, de Alchimia libri tres. Straßburg, Grüninger, 1531.

Anforderungen das Mittelalter in dieſer Hinſicht an ſeine Kleriker geſtellt, wie viele unter ihnen eine Univerſität überhaupt nie geſehen hatten. Jetzt war das anders geworden und wurde von Jahr zu Jahr beſſer. Sehr viele auch, namentlich in proteſtantiſchen Landen, die ſpäter einen anderen Beruf ergriffen, haben zuerſt Theologie ſtudiert, in der Abſicht, ſpäter einmal Pfarrer zu werden. Freilich nicht jeder brachte es ſoweit und mußte ſich eben zufrieden geben, „Schulmeiſter" zu werden und, wenn es hoch kam, Rektor einer gelehrten Schule oder Profeſſor an einer Univerſität. Dieſe Berufe ſcheinen oft als gleichwertig angeſehen worden zu ſein. Ja, weil die Rektoren in reicheren Städten meiſt gut bezahlt waren, ſehen wir nicht ſelten einen Profeſſor ſeine Univerſitätslektur mit einer Rektoratsſtelle vertauſchen. So Jungius z. B. ſeine Profeſſur der Mathematik mit dem Rektorat des Johanneums in Hamburg, ſo Nathan Chyträus ſeine Profeſſur der lateiniſchen Sprache, ebenfalls in Roſtock, mit dem Rektorat des Gymnaſiums in Bremen. Der Durchgang durch das Schulamt war als Vorſtufe für das Pfarramt durchaus gebräuchlich. Luther hielt ſehr viel davon und nicht minder die Jeſuiten. Ein Pfarrer, wenigſtens an einem größeren Orte, war aber ſtets weit angeſehener als ein Profeſſor.

In der alten Ausſchließlichkeit freilich beſtimmte der geiſtliche Stand nicht entfernt mehr den Charakter des Gelehrten. Schon allein darum nicht, weil inzwiſchen das Studium des weltlichen römiſchen Rechts an allen Univerſitäten die Oberhand gewonnen hatte. Zumal an den proteſtantiſchen Univerſitäten lehrten und ſtudierten nur Weltliche die Jurisprudenz. Von der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit wurde das Kirchenrecht nicht zu ihrem Vorteil faſt gänzlich vernachläſſigt. Da das römiſche Recht in der gerichtlichen Praxis das deutſche mehr und mehr verdrängte, ſo war der Bedarf an gelehrten Richtern fortwährend im Steigen begriffen. Entſprechend wuchs auch die Zahl der Rechtskonſulenten, Syndici u. ſ. w., denn Fürſten und Städte brauchten in immer ſteigendem Umfange die Ratſchläge der „Hochgelahrten". Und auch für die Verwaltung, zur diplomatiſchen Vertretung, zu jeglicher höheren Bethätigung der Amtsgewalt ſchienen bald die Juriſten allein die erforderlichen Eigenſchaften mitzubringen.

Auch die Zahl der gelehrten Ärzte nahm immer mehr zu. Sehr häufig gaben ſie ſich außer mit ihrem ärztlichen Beruf auch mit anderen Wiſſenſchaften ab. Daß ſie Naturwiſſenſchaften, namentlich Botanik trieben, wird uns nicht wunder nehmen,

aber auch in der Philologie haben viele von ihnen Bedeutendes geleiſtet, wie uns ſchon aus der Blütezeit des Humanismus die Namen eines Hartmann Schedel, Cuspinian, Vadian bezeugen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts glänzt vor allem der Name des hauptſächlich als Zoologe berühmt gewordenen ſchweizeriſchen Polyhiſtors Conrad Gesner. War ja doch auch, wie wir bereits wiſſen, das Aufrücken aus einer philoſophiſchen Profeſſur in eine mediziniſche nichts Seltenes. Der berühmte Arzt und Botaniker Caspar Bauhin in Baſel war längere Zeit Profeſſor der griechiſchen Sprache, ehe ihm die Profeſſur der Anatomie und Botanik übertragen wurde. Manche ergriffen auch erſt in ſpäteren Jahren das Studium der Medizin, teils aus innerer Neigung, wie Brunfels und der genannte Gesner, teils um ſich einen beſſeren Verdienſt zu verſchaffen.

Außer als Pfarrer, als Juriſt, als Arzt, als Lehrer oder Profeſſor kamen Gelehrte in unſerm Zeitraum nun auch ſchon in anderen Berufen unter, als Bibliothekare — z. B. an der berühmten kurfürſtlichen Bibliothek in Heidelberg — als Archivare, wie der Hiſtoriker Hortleder in Weimar, der zugleich Prinzenerzieher war, auch wohl als Schloßhauptmann, wie der Philologe Johann Wonwer zu Gottorp, als Hofmathematici, wie Kepler, und Hofbotanici, wie Cluſius bei Kaiſer Maximilian II. und ſpäter dem Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen-Caſſel.

Ein Bogislav Philipp von Chemnitz wurde 1644 zum „teutſchen Hiſtoriographen der kgl. ſchwediſchen Majeſtät" ernannt und mit der Ausarbeitung einer Geſchichte des „Schwediſchen in Teutſchland geführten Krieges" betraut. Der gelehrte, aber unzuverläſſige Goldaſt ſtellte ſeine Feder bald hier bald dort den Mächtigen zur Verfügung. Ja es gab ſolche, die wie Johann Philipp Abelin († 1637) und Kaſpar Lundorp († 1629) mit ihren fortlaufenden Publikationen des Theatrum europaeum und der Acta publica ſchon ganz ſelbſtändig von der Tagesſchriftſtellerei zu leben wagten.

Gelehrte, namentlich junge in ärmlichen Verhältniſſen, ſehen wir auch ſehr häufig Jahre hindurch als Korrektoren in großen Buchdruckereien ihr Brod erwerben. Umgekehrt gab es ſeit den Baſeler Druckern Amerbach und Froben eine ganze Reihe gelehrter Buchdrucker in Deutſchland; ſo Wechel in Frankfurt, Comelinus in Heidelberg; ſo Oporinus in Baſel († 1568), der, ehe er zu drucken anfing, Profeſſor der griechiſchen Sprache geweſen war. Er war auch als Buchdrucker mehr Gelehrter als Geſchäftsmann und ſcheint ſich dadurch ruiniert zu haben.

Ein völlig anderes Bild gegenüber dem Mittelalter gewährt uns das häusliche Leben des Gelehrten, wenigſtens in den proteſtantiſchen Ländern. Der katholiſche Gelehrte, ſofern er Geiſtlicher war — und dies war meiſtenteils der Fall —, blieb nach wie vor ein Hageſtolz, ganz abgeſehen von den weiter beſtehenden und ſogar im Wachſen begriffenen Mönchsorden. Der proteſtantiſche Geiſtliche iſt ſeit Luther Ehemann und Familienvater. Daſſelbe gilt natürlich auch von den Rektoren, Magiſtern und Profeſſoren an proteſtantiſchen Schulen und Univerſitäten. Früher faſt ſtets Angehörige des geiſtlichen Standes und als ſolche Cölibatäre, ſind ſie jetzt vorwiegend verheiratet. Melanchthon, erzählt einer ſeiner Freunde, ſei

Abb. 98. Bildnis des Konrad Gesner (1516—1565). Holzſchnitt von L. Frig nach Chr. Maurer. Unbeſchrieben.

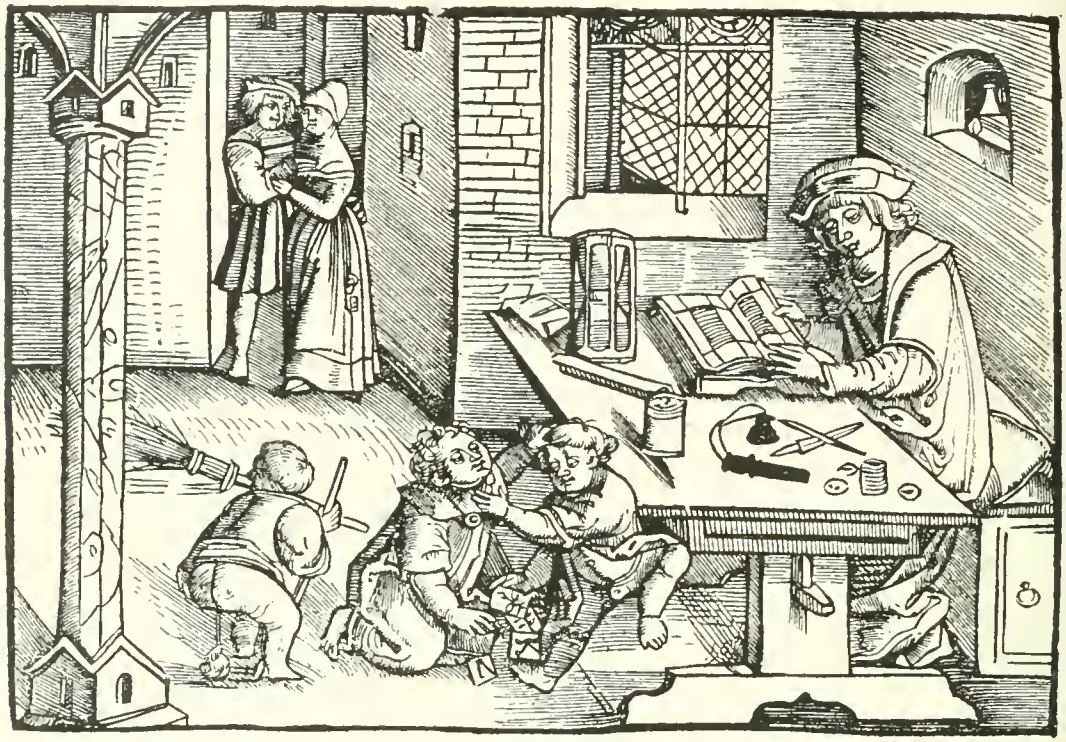


Abb. 99. Der beſchäftigte Gelehrte, der ſich weder durch das Geſchrei der Kinder noch durch Buhlerei ſeines Weibes ſtören läßt. Holzſchnitt von Hans Frank aus: Geiler von Kaiſersperg, Sünden des Mundes. Straßburg, Grüninger, 1518.

nicht ſelten überraſcht worden, in der einen Hand ein Buch, woraus er ſtudierte, während er mit der andern die Wiege ſchaukelte, darin ſein Töchterchen lag. Das war nun ſchon der echte, anheimelnde Typus des deutſchen Gelehrten, wie er ſich ſeitdem Jahrhunderte lang, ja bis auf den heutigen Tag immer noch in überwiegendem Maße erhalten hat, mag auch in neueſter Zeit der äußere Zuſchnitt des Gelehrtendaſeins in vielen Fällen ein noch ſo glänzender geworden ſein.

Über die Gehaltsbezüge im 16. Jahrhundert ſind wir einigermaßen gut unterrichtet. In Wittenberg z. B. bekamen nach der Neuregelung des Studiums 1536 die 3 theologiſchen Profeſſoren je 200, die 4 juriſtiſchen 100 bis 200, die 3 mediziniſchen 80 bis 150, die artiſtiſchen 80 bis 100 fl. Beſonders hervorragende Lehrer bekamen ein Ausnahmegehalt, ſo Melanchthon 300, ſeit 1541 400 fl., ebenſo viel wie Luther. Die Wittenberger Profeſſoren waren überhaupt nicht ſchlecht bezahlt. In Leipzig bekamen nach der Reformation der Univerſität 1541 eine große Anzahl leſender artiſtiſcher Magiſter nur 50, zum Teil ſogar nur 30 fl. Auch in Heidelberg betrug das Gehalt der jüngeren Magiſter nur 50 fl. Eine Folge der ungleichen Gehälter der Profeſſoren war das Aufſteigen aus einer Profeſſur in eine andere, nicht nur innerhalb der philoſophiſchen Fakultät, ſondern auch in eine beſſer bezahlte Profeſſur einer der oberen Fakultäten. Das war noch im 18. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches.

Bei ihrem meiſt ſehr beſcheidenen Gehalt waren die Profeſſoren auf allerlei Nebenbezüge angewieſen. Zwar die Examens- und Promotionsgelder, ſowie die Präſenzgelder für Disputationen waren jetzt gering, ſchon allein, weil der Beſuch weitaus der meiſten Univerſitäten ſtark abgenommen hatte. Etwas mehr trug das Erteilen von Privatunterricht ein, namentlich in Geſtalt von Disputationskurſen, und dann kam ſchon im 16. Jahrhundert die Sitte auf, daß die Profeſſoren für einen Studierenden, der ſich um einen akade-

miſchen Grad bewarb, gegen Entgelt Diſſertationen verfaßten, die meiſt gedruckt wurden und von dem Kandidaten, dem ſog. Reſpondenten, nur mündlich verteidigt zu werden brauchten. Dieſe Sitte hat ſich bis in die erſte Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein erhalten, ſo daß die meiſten Doktordiſſertationen der vergangenen Jahrhunderte nicht als von dem Bewerber um den Doktorhut, ſondern von einem Profeſſor (dem ſog. Präſes) verfaßte angeſehen werden müſſen. Manche Profeſſoren entwickelten darin eine geradezu kaninchenhafte Fruchtbarkeit.

Sonſt war mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nicht viel zu verdienen. Ein Frankfurter Verleger hielt es für eine unerhörte Zumutung, daß ihm 1594 für ein über 100 Bogen in Folio ſtarkes Werk 100 Thaler und 5 Freiexemplare abverlangt wurden. Der Autor mußte ſich mit 50 Thalern und 10 Freiexemplaren begnügen. Marquard Freher erhielt für den Foliobogen einen halben Thaler, Quirinus Reuter — beide Profeſſoren in Heidelberg — einen halben Gulden. Der letztere klagte: „Männer unſers Standes pflegen den Buchhändlern zu dienen, dieſe haben den Gewinn, aber was haben wir?“ Vielfach mußten die Gelehrten ihre Werke auf eigene Koſten drucken laſſen. Wer es dazu hatte, legte ſich dann wohl in ſeinem Hauſe eine eigene Druckerei an, wie der Helmſtädter Profeſſor Calixtus oder in Nürnberg der Polyglottiſt Elias Hutter.

Um nun wenigſtens einigermaßen auf die Koſten zu kommen, pflegten die Gelehrten ihre Arbeiten meiſt irgend einem hochmögenden Gönner, einem Fürſten, einer Stadtverwaltung oder ſonſt reichen und vornehmen Perſonen zu verehren. Es war dies eine feinere Form der Bettelei. Natürlich pflegen die vielen dieſen Werken vorgedruckten Widmungsepiſteln in liebedieneriſchen und lobhudelnden Redensarten förmlich zu ſchwelgen. Dabei fiel der Dank oft kärglich genug aus. Hatte man oft nach langem Warten ein paar Gulden oder Thaler bekommen, ſo konnte der noch froh ſein, dem nicht die Zumutung gemacht wurde, die angebettelte Perſon oder Behörde künftig mit dergleichen Dingen zu verſchonen.

Doch hatte das Dedikationsunweſen — wurden doch ſogar ſiebenjährigen Knaben und zwar nicht nur Fürſtenkindern Bücher gewidmet — für die Gelehrten auch ſonſt noch Nutzen. So mancher arme Teufel hat ſich dadurch eine Erzieher- oder Rektoratsſtelle oder eine Profeſſur zu verſchaffen gewußt.

Eine bis in die neueren Zeiten auch von Uni-

Abb. 100. Eucharius Rößlin überreicht ſein Werk „Der Swangern frawen vnd hebammen Roſegarten“ der Herzogin Catharina von Braunſchweig. Holzſchnitt des Monogrammiſten M. C. (Conrad Merkel?). Straßburg, M. Flach, 1513. Nagler M. IV. 1700.

Abb. 101. Gelehrte der Renaiſſancezeit. Aus dem Holzſchnitt: Der ſogenannte Michelfelder Teppich. Fälſchlich Dürer zugeſchrieben. B. VII. p. 187, Nr. 34. 3.

verſitätsprofeſſoren nicht ſelten geübte Art des Erwerbs war das Halten von Penſionären. Es gab aber auch ganz ſeltſame Erwerbsquellen. An den meiſten Univerſitäten waren die Profeſſoren für die von ihnen bezogenen Getränke, Wein und Bier, ſteuerfrei. An manchen, wie in Jena, in Altdorf, hatten ſie ſogar das Recht, ſo viel Bier — manchmal in einem beſonderen Kollegienbräuhauſe — brauen zu dürfen, als ſie für ihre eigene Wirtſchaft benötigten. Die Gefahr lag nahe, daß ſie dieſe Freiheit ausnützten und auch an andere Perſonen Bier abgaben; ja es war garnichts ſeltenes, daß die Profeſſoren in ihrem Hauſe eine Art Wirtſchaft betrieben und ſowohl Wein als namentlich Bier an die Studierenden ausſchenkten. Den Heidelberger Profeſſoren erlaubten die Statuten 1558 ausdrücklich, jährlich zwei Fuder Wein auszuſchenken. Da wurde oft Klage geführt, wie Völlerei und ein liederlicher Lebenswandel in den Häuſern der Profeſſoren genährt würden. Im Grunde lag dieſe Unſitte doch an den unentwickelten wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Zeit, in der ja noch immer ſo häufig Naturalleiſtungen die Stelle von Geldbezügen vertraten.

Steinhauſen in ſeiner Monographie vom deutſchen Kaufmann weiß auch von einigen Kölner Profeſſoren zu erzählen, die gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts förmlich Handel trieben. Ein Gegenſtück dazu bildet der Jenenſer Theologieprofeſſor Johann Gerhard, der ſo vermögend wurde, daß er ſeinem Landesherrn ſogar einmal ein Kapital leihen konnte.

Für einen deutſchen Gelehrten war das etwas Unerhörtes. Denn alles in allem kann der Lebensunterhalt der meiſten unter ihnen nur ein ſehr beſcheidener, ja kärglicher genannt werden. Wie ſollte ein Magiſter in proteſtantiſchen Ländern mit Frau und Kind von etwa 50 fl. ſich ernähren können, wenn ein auskömmliches Stipendium für einen Studenten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit 25 bis 35 fl. bemeſſen wurde. Dazu kam das ſtetig zunehmende Sinken des Geldwerts, unter dem alle auf einen feſten Gehalt angewieſenen am empfindlichſten zu leiden hatten. Fechtmeiſter, ja Hofnarren ſtanden ſich meiſt weit beſſer als die gelehrteſten und fleißigſten Profeſſoren.

Der Gelehrte, meiſt in Armut geboren und erzogen, heiratete meiſt wieder in ärmliche Verhältniſſe hinein, etwa eine Profeſſoren- oder Pfarrerstochter. Heiratete er reich, ſo war es wohl meiſt die Tochter eines wohlhabend gewordenen Handwerkers, ſeltener die eines angeſehenen Kaufmanns. Nicht ſelten iſt der Gang der, daß die Söhne armer Landleute zuerſt Schullehrer oder Geiſtliche werden, deren Söhne dann angeſehene Gelehrte oder Beamte. Jetzt, mit dem Aufhören des Cölibats, konnte es auch Gelehrtengenerationen geben, wie die der Chemnitz, Calixtus, Carpzov u. ſ. w.

Der deutſche Gelehrte hat es aber ohnehin in jenen Tagen viel ſchwerer gehabt. Wo waren damals die koſtbaren Bibliotheken, die heute mit Recht als das erſte unabweisliche Erfordernis für alles wiſſenſchaftliche Arbeiten angeſehen werden? Schüchterne Anfänge dazu waren ja vorhanden, wir kommen ſpäter noch darauf zurück. Aber in der Hauptſache mußte jeder für ſich ſelbſt ſorgen, und es gehörte ſchon der ganze Idealismus des deutſchen Gelehrten dazu, in ſteter Sorge ums tägliche Brod auch noch für die Beſchaffung einer anſehnlichen Bücherſammlung Mittel aufbringen zu können. Es ſei nur an den armen Goldaſt erinnert, der ſeine Bücherſchätze, die heute einen unſchätzbaren Beſtandteil der Bremer Stadtbibliothek bilden, freilich nicht immer auf dem lauterſten Wege zuſammengebracht haben ſoll.

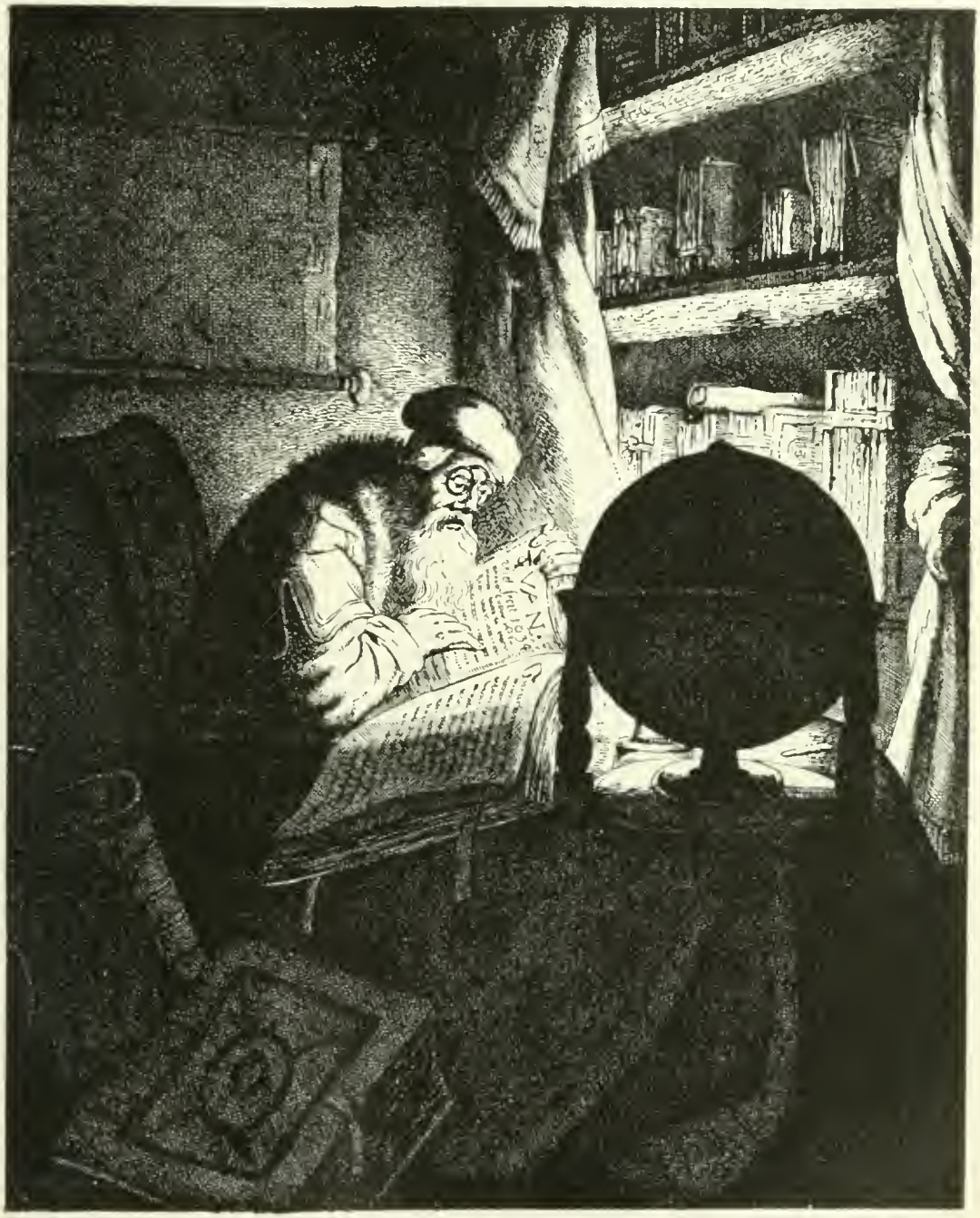
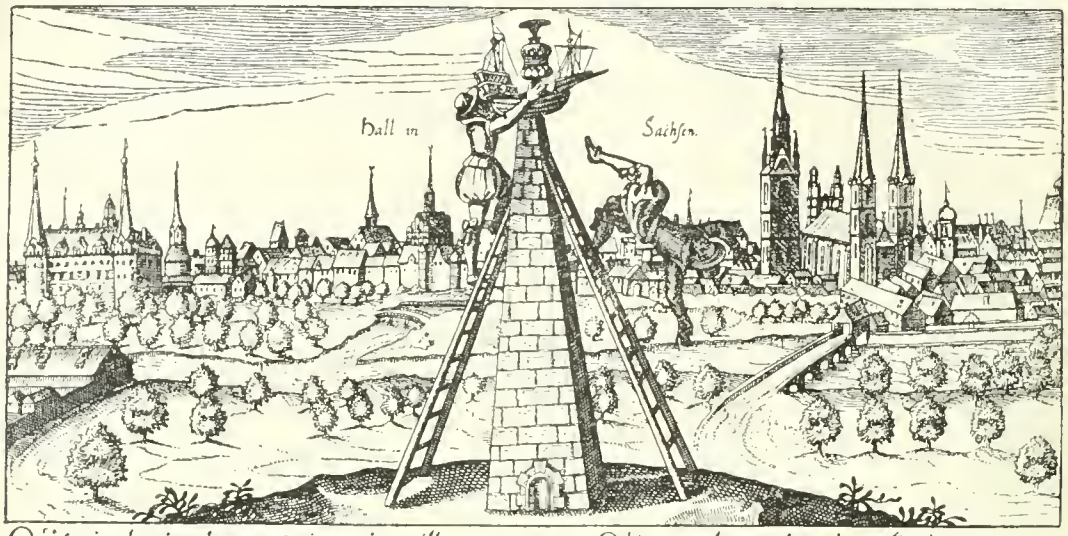


Abb. 102. Studierender Gelehrter, von Folianten und Globus umgeben. Copie nach G. van Vliet 1634. Hamburg, Stadtbibliothek.



Qui ſapit alterius damno, ſapit optimus ille: *Qui petit alta, cadit: qui cadit, ille jacet.*

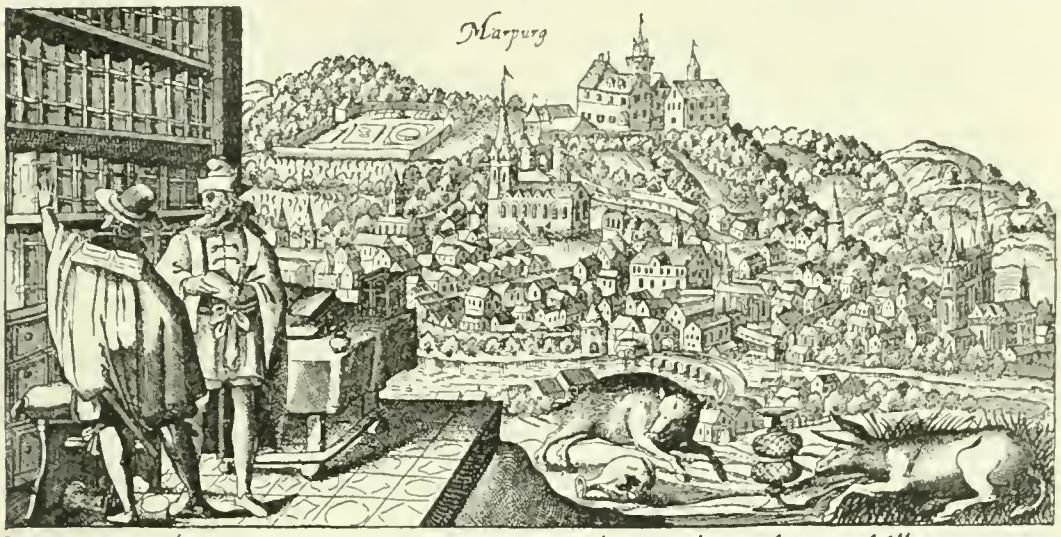
Wer klug wird durch eins andern Schad.
Der hat bey ſich den beſten Rath.

Wer gern hoch ſteigt fallt auch allſo,
Und wenn Er fällt, ſo liegt Er do.

Abb. 103. Allegorie auf allzu hohes Streben. Im Hintergrund die ſpätere Univerſitätsſtadt Halle. Kpfr. aus: D. Meißner, Politiſches Schatzkäſtlein. Frankfurt, Kieſer, 1623.

Allerdings waren ja auch die Bedürfniſſe eines damaligen Gelehrten weit beſcheidener als heutzutage. Gereiſt wurde zwar viel, aber oft nur aus Zwang, wenn man, wie es nicht ſelten vorkam, aus äußeren und inneren Gründen ſeinen Aufenthalt wechſelte. Als ein Vergnügen galt das Reiſen damals noch kaum. Allenfalls wenn man nur die nächſte Umgegend aufſuchte, um Pflanzen zu ſammeln, wie dies Euricius Cordus († 1535) mit ſeinen Schülern in der Nähe von Marburg, Conrad Gesner in Zürich (1516—1565), Caspar Bauhin in Baſel (1560—1624) thaten. Die Vorläufer unſerer botaniſchen Excurſionen! Da öffnete ſich denn wohl auch einem Gelehrten wie Gesner — ihm, der überhaupt der Verdienteſten und Unermüdlichſten einer war — der Sinn für die Großartigkeit der Alpenwelt. Wer etwa für botaniſche Werke weiterer Ausflüge bedurfte, der klagte wohl, wie Hieronymus Bock († 1554) was für „Gefahr, Angſt, Sorg, große Arbeit, Hunger, Durſt, Froſt, Hitze, Schrecken, lange ſorgliche Reis hin und wider durch viel Umwege des deutſchen Landts, als in Wäldern, Bergen und ebenen Feldern", er erduldet hätte, um ſein Kräuterbuch zu verfaſſen, von den Beſchwerden und Gefahren vollends, die etwa der Augsburger Arzt Leonhard Rauwolf 1573 auf einer in wiſſenſchaftlichem, hauptſächlich botaniſchem Intereſſe nach dem Orient unternommenen Reiſe auszuſtehen hatte, garnicht zu reden.

Wie keine Erholungs- und Vergnügungsreiſen, auch meiſt keinen Landaufenthalt, gab es auch damals noch kein Theater, keine Konzerte und erſt recht keine Geſellſchaften und Bälle, wofür etwa der Gelehrte Geld hätte ausgeben können. Tänze fanden in der Regel nur bei Hochzeiten ſtatt. Die Taufen in einer kinderreichen Profeſſorenfamilie mögen wohl manchmal keinen kleinen Aufwand verurſacht haben, aber die Geſchenke der Gäſte und namentlich ein reicher Gevatter brachten das wohl wieder ein. Sonſt, wenn ſich der Gelehrte gütlich thun wollte, boten ſich ihm wohl allerlei akademiſche Feſtlichkeiten, wie Magiſter- und Doktorſchmäuſe u. ſ. w. Und es gab hochgelehrte Profeſſoren, wie den Juriſten Scipio Gentilis — ein Italiener von Geburt —, die ſich in Ärgernis erregender Weiſe des Nachts mit den Studenten in den Gaſſen herumtrieben,



Docta placent doctis. non curat Amaracinum Sus Prog's auro indoctus stramen Asellus amat

Den Glerten gfallen glerte Sachn,
Ausm Esl kan man kein Doctor machn.

Ein Schwein das Balsamöhl nicht acht,
Fur Gold dem Esel Stroh werd bracht

Abb. 104. Allegorie auf die Gelehrsamkeit. Im Hintergrund die Universitätsstadt Marburg. Kpfr. aus: D. Meißner, Politisches Schatzkästlein. Frankfurt, Kieser, 1623.

schrieen, polterten und lärmten und wehrlosen Bürgern ihren Degen ins Gesicht trieben. Aber auch die Abgabenfreiheit von der Getränkesteuer mag so manchen Professor zu einem stillen Haustrunk verleitet haben, der wohl häufig stärker ausfiel, als es für seine gelehrten Studien förderlich gewesen sein dürfte.

Kostbar war meist die Kleidung, wenn, wie es wohl vorkam, der Gelehrte auch einmal den Gecken spielen wollte. Der Pfarrer Joachim Westphal in Hamburg schrieb 1565 in seinem „Hoffartsteufel", die Lehrer an den hohen Schulen kleideten sich „reuterisch, kurz, zerhackt", und eine „üppige, leichtfertige, freche, prächtige, unverschämte" Kleidung fände man nirgends mehr als auf Universitäten, vornehmlich natürlich bei den Studierenden. Es war wohl dieselbe Unsitte, die Westphals Collega Musculus als „Hosenteufel" warnend zu verewigen für gut befunden hat. Doch war die Kleidung der Gelehrten im ganzen wohl ehrbar gehalten. Noch lange wurde von ihnen die alte lange, faltige deutsche Schaube bevorzugt. Die spanische Halskrause zwar kam dazu. Wer aber von den Gelehrten das spanische Mäntelchen, die ausgepolsterten spanischen Hosen und Wämser trug, der galt als Stutzer. Die Tracht der Gelehrten sollte wesentlich noch eine klerikale sein, wie im Mittelalter.

Eine sehr anziehende und nicht zu kostbare Liebhaberei, nämlich die Blumenzucht und den Gartenbau, finden wir bei manchen, namentlich holländischen Gelehrten, die in Deutschland lebten. So bei Janus Gruterus, bei Justus Lipsius. Es waren dies Philologen, ihr Interesse wird also in der Hauptsache ein ästhetisches gewesen sein, während sich manche Ärzte, ein Conrad Gesner u. s. w. aus wissenschaftlichem Interesse einen Hortus medicus anlegten. Blumen hat der deutsche Gelehrte übrigens wohl immer gern gehabt. Nicht selten finden wir ihn damit abgebildet.

Im allgemeinen, dürfen wir annehmen, befleißigte sich der Gelehrte eines stillen, nüchternen, arbeitsamen, wenig Aufsehen erregenden Lebenswandels. Wie wäre sonst die ungeheure Menge wissenschaftlicher Arbeiten zu erklären, die uns aus dem 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in beiläufig stets steigender Zahl erhalten sind. Die fünfjährige Durchschnittsziffer

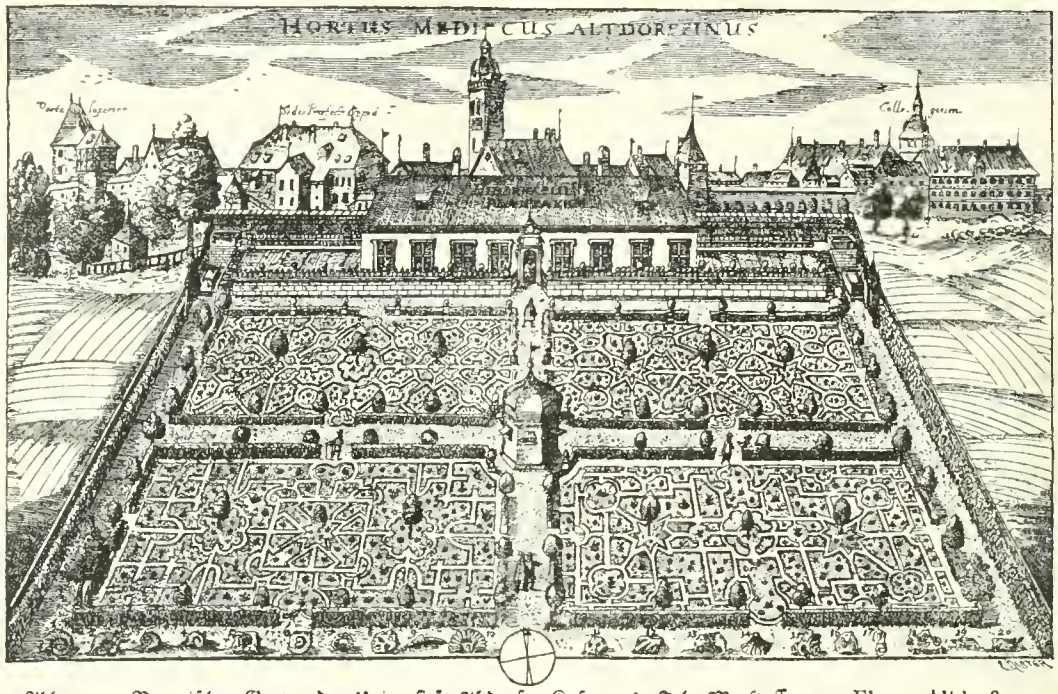


Abb. 105. Botaniſcher Garten der Univerſität Altdorf. Kpfr. aus: Joh. M. Hoffmann, Florae Altdorfinae deliciae hortenses 1676.

der in den Frankfurter Meßkatalogen natürlich lange nicht erſchöpfend aufgeführten, in Deutſchland (wenigſtens größtenteils) veröffentlichten Bücher ſtieg von 487 jährlich in den Jahren 1576—1580 auf 1544 in den Jahren 1611—1615. Um ſich zu überzeugen, wie viel davon oft auf einen einzigen Gelehrten kommt, braucht man nur irgend ein beliebiges Gelehrtenlexikon nachzuſchlagen.

Ein ähnlicher Hang ſprach ſich auch in den unförmlich langen Titeln aus, die man den Büchern vorzuſetzen liebte. Namentlich diejenigen der in deutſcher Sprache verfaßten, alſo mehr aufs große Publikum berechneten Bücher waren oft wahre Monſtra. Platz dazu war ja meiſt vorhanden, denn die Ausgaben in Folio und auch in Quart wurden damals bevorzugt. Während aber etwa die Sammlungen von Konzils- und weltlichen Akten, patriſtiſche Werke, theologiſche Kommentare u. dgl. m. dicke, ſchwere Foliobände, in Holz, gepreßtem Leder, vielfach auch in Schweinsleder gebunden, füllten, fand man auf der anderen Seite an verſchwindend kleinen Sedez- oder Duodezausgaben Gefallen; nicht nur für Gebet-, Geſang- und ſonſtige Erbauungsbücher, ſondern es gab auch berühmte Verlegerfirmen, wie die Elzevirs in Leyden, die ganz reizende kleine Miniaturausgaben von Klaſſikern und auch hiſtoriſchen Schriften veranſtalteten. Die Lettern, eine zierliche Antiqua — dieſe hatte ſchon im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die alten gotiſchen Lettern für den lateiniſchen Druck verdrängt — ſind zwar klein, aber ſehr ſchön leſerlich.

Freilich die Augen der damaligen Gelehrten konnten wohl auch kleinere und ſchlechtere Typen vertragen. Wir Menſchen von heutzutage wären gewiß verzweifelt über die ſchlechte Beleuchtung, unter der damals das gelehrte Schaffen in der Regel vor ſich ging. Schon am Tage ließen die uns heute ſo altertümlich anheimelnden, manchmal mit Glasmalereien geſchmückten Butzenſcheibenfenſter — wo ſelbſt das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht — ein vielfach gebrochenes und namentlich bei trübem Wetter ſehr behindertes Licht hindurch, das der Sehkraft ganz entſchieden ſtärkere Zumutungen ſtellte als die

modernen glatten Fenſterſcheiben. Und waren Feld und Auen von ſchwarzer Nacht bedeckt, ſo bildete ein oft übelriechendes, qualmendes Unſchlittlicht oder ein trübe brennendes Öllämpchen, das wir auf nebenſtehendem Bilde von der Decke herabhängen ſehen, meiſt die einzige Lichtquelle, bei der es dem Gelehrten außen und in ſeinem „Buſen helle" wurde. Trotzdem war das Nachtarbeiten der Gelehrten ſehr gewöhnlich. Und wie in unſern Tagen ein Alexander von Humboldt, ein Leopold von Ranke u. a. mit ein paar Stunden Schlaf auskamen, ſo hat es auch damals — und damals vielleicht erſt recht — ſo manchen Gelehrten gegeben, der die Nacht zum Tage machte und dabei doch trotz aller angeſtrengten Arbeit ein hohes Alter erreichte. Ein Beiſpiel iſt Melanchthon, der, wenn andere aufſtanden, ſchon eine halbe Tagesarbeit hinter ſich zu haben pflegte. Denn die dritte Morgenſtunde ſah ihn gewöhnlich ſchon wieder am Schreibtiſch, allerdings pflegte er auch um 9 Uhr zur Ruhe zu gehen.

Es möge hier die kurze Schilderung folgen, die Comenius in ſeinem orbis pictus von der Studierſtube entwirft. „Das Muſeum oder das Kunſtzimmer", ſchreibt er, „iſt ein Ort, wo der Kunſtliebende (Studioſus) abgeſondert von den Leuten, alleine ſitzet, dem Kunſtfleiß (Studiis) ergeben, indem er Bücher lieſet, welche er neben ſich auf dem Pult aufſchläget und daraus in ſein Handbuch das bäſte auszeichnet oder darinnen mit Unterſtreichen oder am Rand mit einem Sternlein (asteriscus) bezeichnet. Wer bey Nacht ſtudiren wil (lucubraturus), der ſtecket ein Liecht auf den Leuchter, welches gebutzet wird mit der Liechtſcheer; vor das Liecht ſtellet er den Liechtſchirm, welcher grün iſt, damit er nit abnütze die Schärffe des Geſichts. Die Reicheren gebrauchen Wachskerzen, dann das Unſchlitliecht ſtinket und rauchert."

Dieſe Schilderung, wenn ſie auch erſt aus dem Jahre 1658 ſtammt, findet doch ſo ziemlich auf die ganze deutſche Vergangenheit Anwendung. Noch ein Kant und Hegel arbeiteten bei Kerzenlicht, erſt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben das Petroleum und ſpäter Gas und ſogar Elektrizität die alten unvollkommenen Beleuchtungsarten verdrängt. Die Augen der Gelehrten ſind trotzdem wohl nicht beſſer geworden, wenn wir auch ſchon auf älteren Abbildungen ſo manchen Gelehrten mit einer mächtigen Hornbrille — die Brillen ſind eine Erfindung des Mittelalters — bewaffnet ſehen.

Der hohe Ruhm, den bedeutende Gelehrte bei Mit- und Nachwelt genoſſen, hinderte nicht, daß dem Gelehrten im praktiſchen Leben vielfach mit Mißachtung begegnet wurde. Dies geſchah ſeitens der Junker, der fürſtlichen und ſtädtiſchen Beamten, der Kaufleute und anderer Männer des praktiſchen Lebens. „Die Beſitzer des Doctorgrads", klagt ein ſächſiſcher Theologe 1605, „ſeien früher bei Hofe dem Adel gleichgeſtellt worden, zu unſern Zeiten aber will der Gelehrten Stand von den anderen gar vernichtet und verachtet werden, müſſen ihre Blackſcheiter und Dintenfreſſer genennet ſein." Freilich dachten nicht alle ſo. Fürſt Ludwig von Anhalt, der Stifter der fruchtbringenden Geſellſchaft (1617), die den Zweck hatte,

Abb. 106. Gelehrter. Titelblatt zu einer Elzevirausgabe 1651.

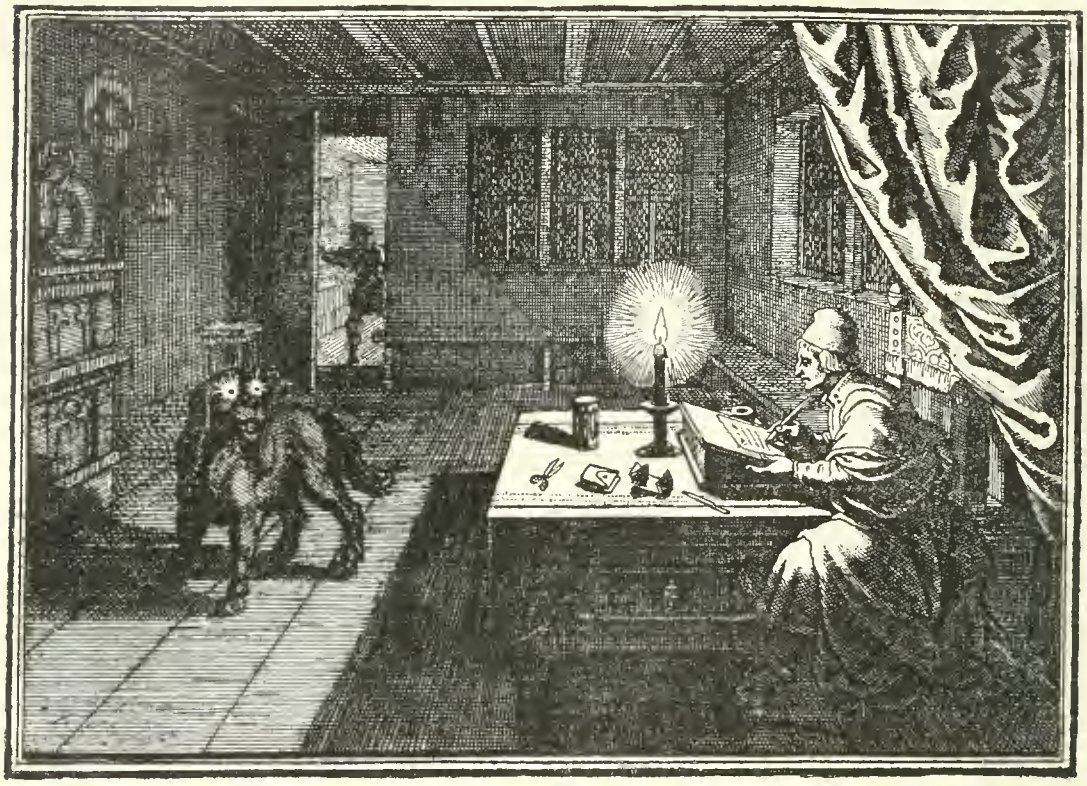


Abb. 107. Gelehrter im Studierzimmer vor brennender Kerze, dem ein Gespenst erscheint. Kpfr. aus: Gottfried, Chronik. Frankfurt, Merian, 1674.

deutsche Sitte und Sprache rein zu erhalten, wehrte jeden Versuch ab, die Gesellschaft allein auf den Adel einzuschränken, und erklärte ausdrücklich die Gelehrten auch für edel „von wegen der freien Künste".

Allerdings brachten die Gelehrten oft selber ihren Stand um die ihm von Rechts wegen gebührende Achtung. Der Wittenberger Professor der Poesie, Friedrich Taubmann († 1613), ein geschickter lateinischer Gelegenheitspoet, spielte am sächsischen Hofe den „kurzweiligen Rat", mit andern Worten den Hofnarren und mußte sich als solcher allerlei plumpe Scherze gefallen lassen. Er rächte sich dafür nicht immer in der saubersten Weise, spie über die Tafel, machte unflätige Possen und Redensarten. Wenn Taubmann sich wie ein Narr und Trunkenbold benahm, so darf man sich nicht wundern, daß die Mißachtung gegen ihn auch auf seine Kollegen übertragen wurde.

Die starrköpfige Rechthaberei und das grobe Schimpfen, der in der litterarischen Polemik der Zeit überall sich zeigende Mangel an Objektivität, der gelehrte Hochmut und Eigendünkel waren weitere unliebsame Eigenschaften der Gelehrten. Auch Unehrlichkeit war nichts Seltenes. Wie Flacius in den Klöstern, in denen er Studien machte, aus kostbaren Handschriften Blätter herausschnitt, so plünderte man auch in naiver Weise seine Vorgänger, schrieb lange Stellen, ja ganze Bücher aus ihnen ab, ohne ihre Namen zu nennen. Man überzeuge sich aus Jöchers Gelehrtenlexikon, wie vielen berühmten Gelehrten damals der Vorwurf eines Plagiarius gemacht worden ist. Manch einer, wie z. B. Goldast, übte auch noch immer das alte Mittel der Fälschungen. Dergleichen Untugenden konnten erst allmählich mit der Zunahme des kritischen Geistes und mehr wohl noch mit dem stetig sich entwickelnden Ehr- und Standesgefühl des deutschen Gelehrten zum Schwinden kommen.

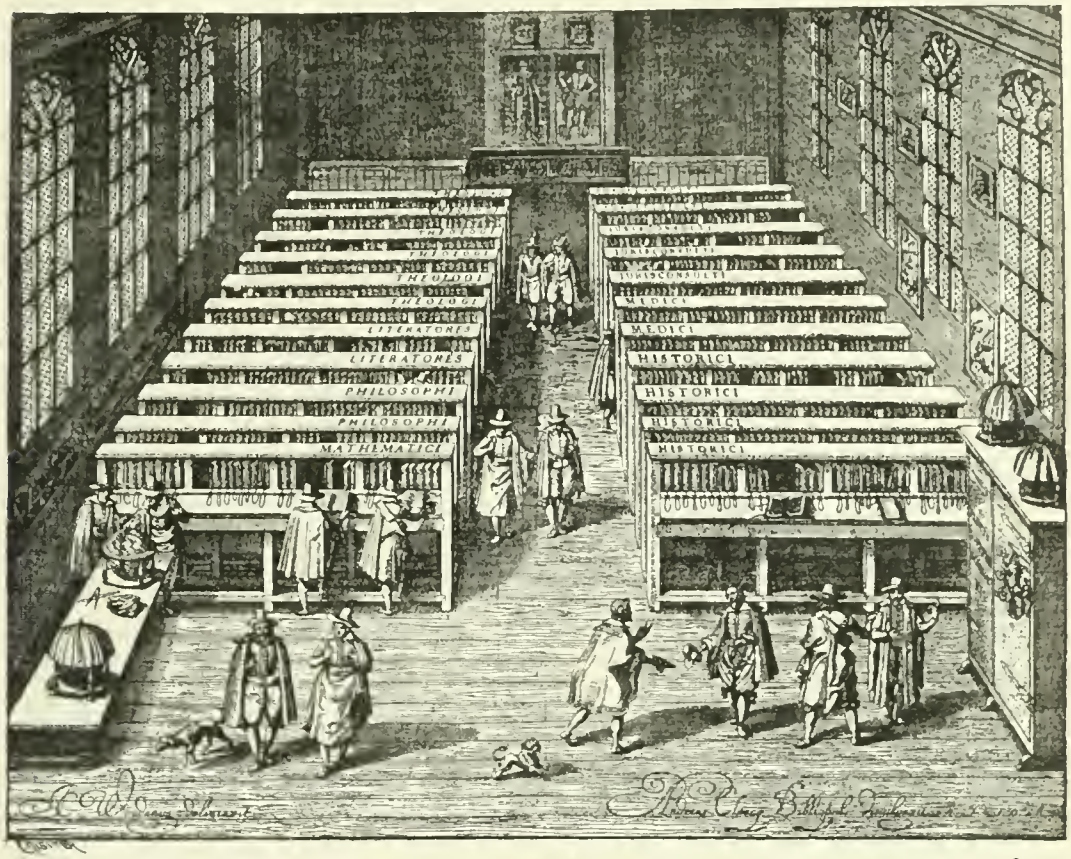


Abb. 108. Universitätsbibliothek in Leyden. Kpfr. nach J. C. Woudanus 1610. Nürnberg, German. Museum.

Wir kommen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Dieser hat unleugbar wie auf das ganze wirtschaftliche und soziale Leben, so auch auf das gelehrte und überhaupt geistige Treiben in Deutschland einen höchst lähmenden Einfluß ausgeübt. Viele Gymnasien und andere Schulen wurden geschlossen, ganze Universitäten, wie Heidelberg und Helmstädt, verödeten. Daß eine Decimierung der Bevölkerung auch eine Verringerung der Zahl der fähigen Köpfe zur Folge haben mußte, liegt auf der Hand. Und unter der heranwachsenden Generation, wie viele Tausende selbst aus den besseren Ständen entbehrten der Wohlthat einer geordneten Erziehung! Auch rein äußerlich hatten die Gelehrten viel zu leiden. Welch entsetzlichen Drangsalen waren namentlich in den Dörfern und kleineren Städten Pfarrer und Schulmeister ausgesetzt! Es waren auch manche Gelehrte darunter ebenso wie unter den zahlreichen Exulanten, namentlich aus den österreichischen Ländern, die unstät von Stadt zu Stadt ziehen mußten, um Almosen bettelnd bei ihren oft gleichfalls hart bedrängten Glaubensgenossen. Doch auch die ruhiger saßen in den Städten, wie viele mußten aus Mangel an Geld darben, ja hungern und frieren! Und wie die unermeßlich wertvolle Bibliotheca palatina, die kurfürstliche Bibliothek in Heidelberg nach Rom geschafft wurde, wie die Schweden eine Reihe wertvoller Manuskripte in ihre Heimat entführten, so wurde auch manch ein Gelehrter persönlich um die Früchte seines Fleißes gebracht, weil seine kostbare Bibliothek bei einer Belagerung oder Plünderung in Flammen aufging. Janus Gruterus in Heidelberg, Johann Balthasar Schupp in Marburg u. a. betraf dies Schicksal.

Daß manche hervorragenden Gelehrten, wie z. B. die Philologen Gronov und Graevius in den

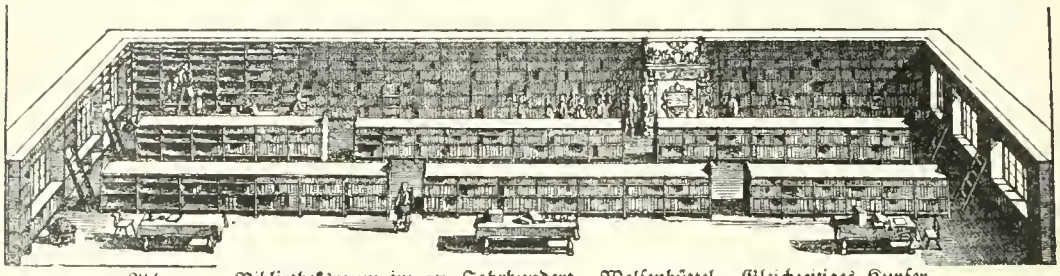


Abb. 109. Bibliotheksraum im 17. Jahrhundert. Wolfenbüttel. Gleichzeitiges Kupfer.

Niederlanden, eine Stellung im Ausland bevorzugten, war eine Folge solcher Zustände.

Trotzdem dürfen die üblen Wirkungen des langjährigen Krieges nicht übertrieben werden. Was der Theologe Johann Gerhard von seinem lieben Jena ausspricht: floret academia nostra sicut rosa inter spinas, es blüht unsere hohe Schule wie eine Rose unter Dornen, das galt auch von einer Reihe anderer Universitäten, mag immerhin die Verwilderung der studentischen Sitten, die Sauf- und Raufluſt der Musenjünger damals auf der Höhe gestanden haben. Allein zwei Thatsachen beweisen, daß Deutschland doch auch damals keineswegs ohne Fortschritte auf geistigem Gebiete gewesen ist. Das erste wäre die seit Weckherlin und Opitz datierende Pflege der deutschen Poesie innerhalb der vornehmen und auch der gelehrten Kreise, die, mag sie im Grunde noch so unvolkstümlich gewesen sein, doch jedenfalls als der Anfang zu einer mehr und mehr glorreichen Entwickelung der deutschen Litteratur angesehen werden muß. Das zweite ist, daß mitten unter den wüsten Schrecken eines Glaubenskrieges ein gelehrter Helmstädter Professor der Theologie, Georg Calixtus (1586—1656), wacker unterstützt von seinem Sohne Friedrich Ulrich († 1701), in Schriften und Disputationen das erhabene Ziel verfolgte, eine Versöhnung nicht nur zwischen Lutherischen und Reformierten, sondern auf Grund der ökumenischen Glaubensformeln selbst mit den Katholiken zu Wege zu bringen. Wenn sein Streben auch erfolglos war, so erlitt doch durch ihn die Wittenberger Orthodoxie ihren ersten Stoß, wurden durch ihn viele Gebildete für freiere kirchliche Anschauungen gewonnen. Ähnliche Bestrebungen hörten seitdem nicht auf, allerlei Projekte der Gelehrten hervorzurufen; sie beschäftigten unter andern auch den Geist des großen Leibniz.

In gewisser Beziehung beförderte der Krieg den Fortschritt der Wissenschaften. Er richtete die Gemüter auf das Praktische. Von vielen wurde erkannt, welch geringe Vorteile die alte pedantische Schulgelehrsamkeit für das Leben biete, wie dagegen die Kenntnis der politischen Einrichtungen, der Geographie und Mathematik, der mechanischen und technischen Künste nicht nur für das Kriegswesen, sondern überhaupt für die wirtschaftlichen und geselligen Zustände einer Nation höchst nützlich sei. So wandten vor allem die vornehme-

Abb. 110. Bildnis des Martin Opitz (1597—1639). Kpfr. von J. von Heyden 1631.

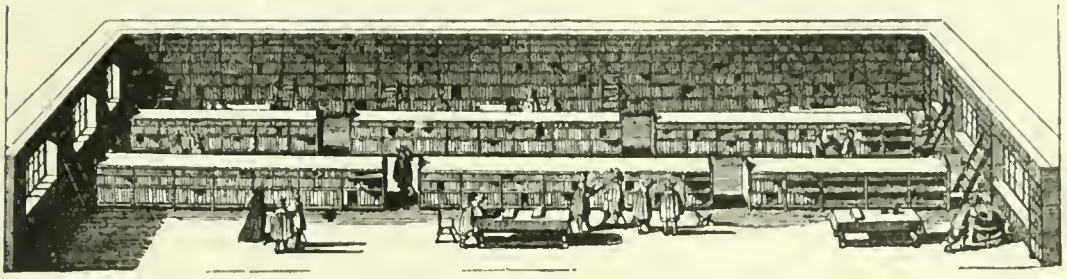


Abb. 111. Bibliotheksraum im 17. Jahrhundert. Wolfenbüttel. Gleichzeitiges Kupfer.

ren Kreise den exakten und den sog. Staatswissenschaften ein lebhafteres Interesse zu.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts hatten die Städte und das Bürgertum die führende Stellung in dem Leben der Nation gehabt. So hat namentlich die große Bewegung des Humanismus und der Reformation in ihnen den lebhaftesten Wiederhall, die kräftigste Unterstützung gefunden. Hier gediehen auch die technischen Künste und die Erfindungen. Jetzt, im 17. und während des größten Teils des 18. Jahrhunderts waren die Fürsten die vornehmsten Beförderer der Kultur in Deutschland, auch der geistigen. An den Fürstenhöfen pflegten jetzt auch nur die nötigen materiellen Mittel dafür vorhanden zu sein. Die Opposition in den Landständen verstummte, der Absolutismus gewann das Feld, die Bürger und Bauern gewöhnten sich ans Steuerzahlen. Den Leistungen der Fürsten gegenüber blieb das, was von den reichsfreien Städten, auch von denen, die nicht ganz verarmt waren, für die wissenschaftliche Kultur geschah, dürftig; es fehlte hier die rechte Anregung für ein ersprießliches Vorwärtsstreben, der reichsstädtische Bürger hielt fest an seiner alten Sitte und verkümmerte meist in der Enge kleinlicher Philisterhaftigkeit und in der Regel auch konfessioneller Beschränktheit. Das hinderte ihn natürlich nicht, es äußerlich den vornehmen Kreisen, deren gesellschaftliches Ideal etwa seit dem westfälischen Frieden der französische Hofmann war, nach Möglichkeit nachzumachen.

Selbstverständlich konnten sich auch die Gelehrten der zur Mode gewordenen französischen Sitte nicht entziehen. Doch hat dieselbe bei manchen Gruppen von ihnen nur sehr langsam Eingang gefunden. Das zeigte sich z. B. bei der Übernahme der französischen Modetracht. Freilich die alte Gelehrtenschaube verschwindet völlig. Lange Zeit wollte aber vor allem die Geistlichkeit nichts von der Allongeperücke wissen. Erst um die Wende des 17. Jahrhunderts war ihr Widerstand überwunden. Später, wie das so natürlich ist, war sie gar nicht zum Ablegen des außer Mode gekommenen Haarungetüms zu bewegen. Ein ehrbares, nicht prunkendes Äußere wurde überhaupt von Universitätsprofessoren und besonders den „Schulmeistern" gefordert. Freilich wer unter den Gelehrten auf ein vornehmes Wesen bedacht war, mußte sich wohl hüten, nicht etwa in der Tracht als pedantisch und altfränkisch aufzufallen. Die in der Kleidung modern einhergingen, waren oft auch geistig die Vorgeschritteneren. Dem Christian Thomasius, dem wackeren Vorkämpfer für die Vernunft gegen den starren Autoritätsglauben, wurde von seinen Leipziger Gegnern vorgeworfen, daß er in buntem Modekleid mit Degen und zierlichem, goldenem Gehänge das Katheder besteige.

Wie Thomasius von der alten Schulpedanterei nichts wissen wollte, so sahen alle Leute von Welt mit Verachtung auf den Gelehrten der alten Schule herab. Leibniz sprach geringschätzig von einer „mönchischen, in leeren Gedanken und Grillen befangenen Gelehrsamkeit" der Universitäten, deren Ansehen wohl zu keiner Zeit ihres Bestehens geringer war als in dieser Periode. So kam es, daß viele Fürsten und Vornehme überhaupt vom Lernen nichts wissen wollten. Am längsten vielleicht wuchs der preußische Adel in diesen Anschauungen auf. Durch sie bestimmt, erklärte der Kurprinz Karl Emil, „wer lerne und studiere, sei ein Bärenhäuter". Friedrich Wilhelm I. erklärte den großen Leibniz für einen „Kerl, der zu gar nichts, nicht einmal zum Schildwachstehen tauge".

Die Profeſſoren an der Univerſität zu Frankfurt a. O. verhöhnte er, indem er ſie zwang, mit einem ſeiner luſtigen Räte, dem Magiſter Morgenſtern, der das Katheder im lächerlichſten Anzuge beſtieg, über das Thema „Gelehrte ſind Salbader und Narren" zu disputieren. Von allen Profeſſoren hatte nur ein einziger, der Schwabe Johann Jakob Moſer, den Mut, der ſchmählichen Beſchimpfung fern zu bleiben.

Ein Fortſchritt der Wiſſenſchaften über ihren aus der Zeit des Humanismus und der Streittheologie überkommenen Betrieb war nur dadurch möglich, daß man ſich durchaus auf den Boden eigener Beobachtung ſtellte und nicht nur der Natur und ihren Geheimniſſen gegenüber, ſondern überhaupt in allen wiſſenſchaftlichen Fragen dem ſelbſtändigen Forſchen und einer vernünftigen Kritik den erſten Platz einräumte. In der That ſehen wir auch überall im 17. Jahrhundert ein mehr oder minder bewußtes Streben, mit dem überlieferten Autoritätsprinzip in den Kampf zu zu treten. Zum wenigſten werden überall neue Wege eingeſchlagen, neue Betrachtungsweiſen gefunden und ſomit dem menſchlichen Geiſte neue Erkenntnisgebiete erſchloſſen.

In der Theologie traten die konfeſſionellen Streitigkeiten, wenn ſie auch keineswegs völlig verſchwanden, doch wenigſtens einigermaßen in den Hintergrund; die hohen Herren, oft ſelber ſkeptiſch angehaucht, wollten im allgemeinen nicht gern davon hören. Nur natürlich, daß auch der ehemals ſo mächtige Einfluß der Hoftheologen

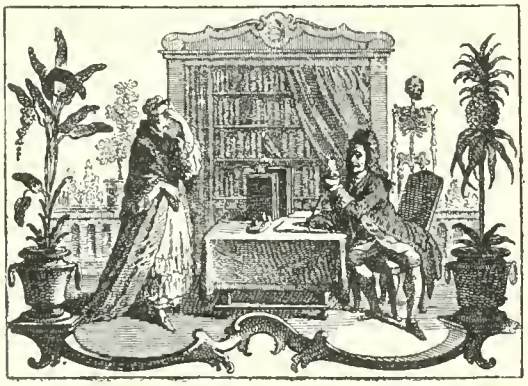


Abb. 112. Gelehrter in Allongeperücke. Ärztliche Harnſchau. Kpfr. von J. E. Nilſon (1721—1788). München, Kupferſtichkabinet.

zurückging, daß an ihre Stelle juriſtiſch gebildete Beamte, Männer von politiſchem, praktiſchem Geiſte traten. Allerdings wirklich gebrochen wurde das ſtarre Joch der in dogmatiſch-orthodoxer Rechthaberei verknöcherten Schultheologie erſt durch die Neuerweckung des chriſtlichen Lebens, die der Pietismus (Philipp Jakob Spener) im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts im Gefolge hatte. Ein aufgeklärter Pietiſt, Johann Salomo Semler war es, der die heiligen Schriften zum Objekt hiſtoriſch-kritiſcher Unterſuchungen machte. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts endlich gewann mehr und mehr das Verſtandeschriſtentum des Rationalismus die Herrſchaft, um erſt im Beginn unſers Jahrhunderts einer gemütvolleren Auffaſſung des Chriſtentums zu weichen.

In der Jurisprudenz machte Samuel Pufendorf das Natur- und Völkerrecht an den Univerſitäten heimiſch und bemühte ſich, das deutſche Staatsrecht von den dominierenden theologiſchen und juriſtiſch-ſcholaſtiſchen Anſchauungen zu reinigen. In den Naturwiſſenſchaften hatten die Deutſchen ſeit Kopernikus und Kepler zwar keine Großthaten aufzuweiſen, die denen der Engländer und Holländer gleichzuſtellen wären, aber erfreuliche Fortſchritte zeigen ſich hier überall (Guerike, Becher u. ſ. w.). Nur verrät der deutſche Gelehrte ein „gewiſſes praktiſches Ungeſchick, ſeine theoretiſch richtigen und fruchtbaren Ideen nun auch ins Leben einzuführen und zur Geltung zu bringen" (Biedermann). Vor allem aber fehlte es gar ſehr an der öffentlichen Aufmunterung der Erfinder.

Das Streben nach Befreiung von der Autorität mußte natürlich auch die abgöttiſch verehrten Alten um ihre Hochſchätzung bringen. Die Pflege des Griechiſchen war allerdings ſchon ſeit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ſtark zurückgegangen. Die Herausgabe griechiſcher Autoren kam in Deutſchland faſt völlig ins Stocken. Es wurde nur allenfalls ſo viel Griechiſch gelernt, wie zum Verſtändnis des Neuen Teſtaments in der Urſprache erforderlich ſchien. Was darüber ging, dünkte der herrſchenden Orthodoxie unnütz, wenn nicht vom Übel. Auch die Lektüre der römiſchen Schriftſteller hatte abgenommen, jedenfalls verlor mit der zunehmenden Entfernung von der Renaiſſance der lateiniſche Stil wieder an

Abb. 113. Naturhiſtoriſches Kabinet. Titelkupfer von P. Iſſelburg zu B. Beſler's Rariora Musei etc. Nürnberg 1622.

Reinheit. Er wurde leicht geziert und ſchwülſtig. Dies zeigt ſich auch in den lateiniſchen Poemen, die ja immer noch maſſenhaft geſchrieben und gedruckt, aber nur im engſten Kreiſe beachtet wurden. Die Gelehrten, die ſich damit abgaben, wurden mitleidig belächelt. Es war vorbei mit dem althumaniſtiſchen Ideal. Selbſt die verſtocktеſten Philologen hörten jetzt auch auf, ihre Namen nach Humaniſtenart zu latiniſieren oder gräziſieren, ſie begnügten ſich damit, ihren Namen allenfalls ein us anzuhängen, wie Jungius, Schuppius u. ſ. w. Natürlich aber gab es noch auf lange hinaus Männer wie jenen Paten Heyne's, einen Geiſtlichen, der „die Eitelkeit hatte, ein guter Lateiner und, was noch mehr iſt, ein lateiniſcher Versmacher und folglich ein Gelehrter ſein zu wollen". Übrigens hat die antike Philologie auch in dieſen in Deutſchland ihr ungünſtigen Zeiten ſtets eine anſehnliche Zahl gelehrter Kräfte beſchäftigt. Namentlich das Studium der Altertümer ſtand in hoher Gunſt auch bei den Vornehmen. In Raritäten- und Kunſtkammern, wie ſolche ſchon zur Humaniſtenzeit von den Pirckheimer, Peutinger, Fugger, Welſer u. a. angelegt worden waren, wurden Münzen und Medaillen, geſchnittene Steine und andere Anticaglien in großer Menge aufgehäuft und eigene Gelehrte dazu angeſtellt, die als fürſtliche Antiquare dieſe Schätze hüten und meiſt auch bearbeiten ſollten. Die Frucht dieſer Bemühungen waren reich ausgeſtattete Prachtwerke, die noch heute für die Altertumswiſſenſchaft vielfach von Wert ſind.

Die Angriffe gegen die übertriebene Wertſchätzung der Alten gingen von zwei Seiten aus, von der rationaliſtiſch-naturwiſſenſchaftlichen, auf die Vernunft und Erfahrung bauenden, und von der pietiſtiſchen Seite. Die erſte Richtung, die allerdings Gefahr lief, in einen platten Utilitarismus zu verfallen, war die bei weitem gefährlichere. Ihr redeten die Reformpädagogen Ratich und Comenius das Wort, und ſelbſt ein Mann wie der berühmte franzöſiſche Philoſoph Descartes erklärte das Studium der antiken Sprachen geradezu für unnütz. Dieſe praktiſche Tendenz hatte aber nun das große, für den Fortſchritt des gelehrten Weſens in Deutſchland nicht genug zu ſchätzende, wohlthätige Er-

Abb. 114. Satire auf die Unbrauchbarkeit der Philosophie. Kpfr. von J. Wolff. 18. Jahrhundert. Nürnberg, Germanisches Museum.

gebnis zur Folge, daß an Stelle der lateinischen Sprache das Deutsche nach und nach in die Kreise der Gelehrten eindrang. Eines kühnen Mannes namentlich muß hier gedacht werden, des Christian Thomasius, eines Leipziger Professorensohnes wie Leibniz, berühmt als einer der ersten Vorkämpfer der deutschen Aufklärung gegen Hexenwahn und Aberglauben aller Art. Thomasius machte den Anfang damit, dem Deutschen auf den Kathedern Heimatsrechte zu erwerben. Er wagte es, 1687 eine Ankündigung zu einer deutschen Vorlesung in deutscher Sprache in Leipzig an das schwarze Brett anzuschlagen. Er unternahm es, in einer gleichfalls deutsch abgefaßten Monatsschrift den verderbten Zustand der Wissenschaft und der Sitten seiner Zeit, den Pedantismus und die Scheinheiligkeit der Gelehrten zu geißeln. Er trat für einige junge Leipziger Theologen — darunter den später als Stifter des Hallischen Waisenhauses so berühmt gewordenen August Hermann Francke —, deren pietistische Richtung in den Augen der Orthodoxen eine sträfliche Neuerung war und die gleichfalls deutsch zu lesen wagten, furchtlos und energisch in die Schranken; eine Vereinigung zweier völlig verschieden gearteter Richtungen, die an den Bund Luthers mit den Humanisten im Kampfe gegen den Aristoteles erinnert. Sie wurden denn auch beide von der Universität als revolutionäre Elemente ausgeschieden. Denn die Macht der Männer der alten Schule war noch ungebrochen. Da Thomasius sich auch sonst durch sein freimütiges Auftreten die Ungnade des kursächsischen Hofes zugezogen hatte, traf ihn 1690 das Verbot, noch ferner in Leipzig Vorlesungen zu halten oder etwas ohne Zensur drucken zu lassen. Er sah sich genötigt, ins Brandenburgische zu flüchten, wo er mit den gleichfalls dorthin ausgewanderten Leipziger Pietisten den Grundstock des Lehrerkollegiums der 1694 gegründeten Universität Halle bildete, die von nun an lange Zeit die unbestrittene Führung unter allen deutschen Universitäten hatte. Ihre erste Leuchte wurde bald der berühmte Philosoph Christian Wolf, der meist deutsch schrieb und deutsch lehrte und so der Schöpfer der philosophischen Kunstsprache in Deutschland wurde.

Allmählich wurde das Deutsche aber selbst für spezifisch philologische Schriften gebräuchlich. Die von 1715 bis 1723 in Halle herauskommende „Neue Acerra philologica", eine Sammlung von Abhandlungen zur Erläuterung der klassischen Altertümer, erschien in deutscher Sprache, die auch in den Grammatiken und anderen Lehrbüchern der lateinischen Sprache die Alleinherrschaft streitig machte. Freilich war das Deutsche noch auf lange hinaus stark mit lateinischen und französischen Brocken gespickt. Wer gelehrt sein wollte, prunkte gern damit. Es genügt aber, den einen Namen Lessing zu nennen, um sich dessen bewußt zu werden, welchen unvergleichlichen Aufschwung die deutsche — auch die gelehrte — Prosa im Laufe des 18. Jahrhunderts nehmen sollte.

Die lateinische Prosa und erst recht die lateinische Poesie traten nun zwar zurück. Nur für

Abb. 115. Bildnis des G. W. von Leibniz (1646—1716). Aus dem Kpfr. von F. Ficquet.

Abb. 116. Bildnis des Christian Thomasius (1655—1728). Kpfr. von M. Berningroth.

strengwissenschaftliche Arbeiten, namentlich im internationalen Verkehr, hat sich jene, freilich mehr und mehr abnehmend, noch bis auf den heutigen Tag — nicht ohne Grund — erhalten. Die Wissenschaft und das Verständnis des klassischen Altertums im allgemeinen aber erfuhren eine wunderbare Neubelebung und Vertiefung. Und wie es in der deutschen Gelehrtengeschichte so oft der Fall war, übernahm auch hierin wieder eine neue Hochschule, die 1734 gegründete Göttingische Universität, deren Einfluß auch für die historischen und Staatswissenschaften (Gatterer und Pütter) ein sehr bedeutender wurde, die Führung. Der Göttinger Professor Johann Matthias Gesner (1691—1761) wurde gewissermaßen der Reformator der klassischen Studien in Deutschland. Namentlich das Griechentum war es, dessen noch fast jungfräuliches Bild herrlicher als je zuvor vor den entzückten Blicken der Deutschen aufstieg. Künstler und Gelehrte, Winckelmann und Lessing, Heyne und F. A. Wolf, Schiller und Goethe, haben daran gearbeitet; eine unendliche Fülle von Geist und Herz und Phantasie mußte ihre Bemühungen zum Siege führen. Unter dem Einfluß dieses „Neuhumanismus" stehen wir noch heute. Und auch in Zukunft dürfte der innere Wert der antiken Litteratur und Kunst diese vor dem Schicksal bewahren, gleich der scholastischen Weisheit des Mittelalters in die gelehrte Rumpelkammer zu wandern.

Ein mächtiges, als unerschütterlich angesehenes wissenschaftliches Reich aber gab es, dem der auf die exakte Forschung gerichtete Geist des Zeitalters für immer verhängnisvoll werden sollte. Das war das des Aristoteles mit seiner länger als ein halbes Jahrtausend währenden Herrschaft in der Philosophie. Zwar wir wissen, welche Wandlungen es durchgemacht hatte. An Stelle der mittelalterlichen, oft ganz falschen Übersetzungen und ihrer häufig ebenso ungenügenden Kommentare waren im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts zwar nicht die von den Humanisten hervorgeholten Originale, aber doch auf Grund derselben verbesserte Übersetzungen oder vielmehr in der Hauptsache kurzgefaßte Kompendien getreten, die dem Schul- und Universitätsunterricht zur Grundlage dienten. Diese aber behaupteten sich. Die aristotelische Philosophie, nüchtern, maßvoll und verständig, bot eben ein fest gefügtes System, welches anderswo nicht zu haben war. In dies System hatte Aristoteles alle für seine Zeit in Betracht kommenden Wissenszweige eingegliedert, die meisten davon in eigenen Lehrbüchern behandelt. Der Gesichtskreis eines Stubengelehrten des 16., ja noch des 17. Jahrhunderts war aber noch nicht viel weiter geworden. So blieb Aristoteles in Ansehen bis tief ins 18. Jahrhundert hinein. Neuere philosophische Systeme, wie das des Petrus Ramus, die „Ramisterei", des Carteſius, geschweige denn des Spinoza, wurden verdächtigt und an den Universitäten nicht gelitten. Selbst die Leibniz-Wolfische Philosophie in der ersten

Hälfte des 18. Jahrhunderts iſt nur mit Mühe gegen den Ariſtoteles aufgekommen. Ja in dem orthodoxen Wittenberg gelang ihre Ausſperrung noch bis zum Ende des Jahrhunderts.

Kaum irgend wann und wo in den neueren Zeiten iſt ein hervorragender Gelehrter ſo ſchnöde behandelt worden wie der deutſche Philoſoph Chriſtian Wolf an der Univerſität Halle. Seine Feinde, die pietiſtiſchen Theologen daſelbſt, ein Lange und leider auch der ſonſt ſo bewundernswerte Francke, haßten Wolf wegen ſeiner angeblich atheiſtiſchen Anſchauungen, mit denen er die ſtudierende Jugend verdürbe. Es wurde dem in ſolchen Dingen ganz geiſtesbeſchränkten Könige Friedrich Wilhelm I. eingeredet, der Philoſoph lehre einen Fatalismus, der z. B. beſage, „wenn einige ſeiner langen Grenadiere deſertirten, ſo hätte es das Fatum ſo haben wollen und er (der König) thäte Unrecht, ſie zu beſtrafen, weil ſie dem Fatum nicht widerſtehen könnten.“ Der Monarch war darüber ſo aufgebracht, daß er in der berüchtigten Kabinetsordre vom 8. November 1723 Wolf nicht nur ſofort ſeiner Profeſſur entſetzte, ſondern ihm auch „die ſämtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen“ befahl. Die Strafe eines gemeinen Verbrechers für einen deutſchen Philoſophen des 18. Jahrhunderts! Sie war ſelbſt manchem der muckeriſchen Theologen zu ſtark. Lange konnte drei Tage lang nicht ſchlafen und nicht ordentlich eſſen und trinken, vor Entſetzen darüber, was er beinahe angerichtet hätte. Francke freilich dankte Gott auf den Knieen für die Erlöſung von „dieſer großen Macht der Finſternis“ — der Ausdruck wird ſonſt bekanntlich im umgekehrten Sinne gebraucht — und ſchämte ſich nicht, die erzwungene, plötzliche Flucht Wolfs und ſeiner hochſchwangeren Frau auf der Kanzel als ein göttliches Strafgericht zu bezeichnen. Noch mehr Grund zum Frohlocken hatten die frommen Eiferer, als der König 1727 die Verbreitung aller „atheiſtiſchen Schriften“, darunter der Wolfiſchen Metaphyſik und Moral, bei „lebenslänglicher Karrenſtrafe“, das Halten von Vorleſungen darüber bei Kaſſation und einer Geldbuße von 100 Dukaten verbot. Friedrich Wilhelm hat aber hernach wieder mildere Saiten aufgezogen, ja er wollte den Philoſophen ſogar wieder zurückhaben, hauptſächlich allerdings nur aus dem Grunde, weil Wolf durch ſeine Lehrthätigkeit ſehr günſtig auf die Frequenz der Univerſität einwirkte und dadurch Geld ins Land brachte. „Denn Preußen“, erklärte der geiſtreiche und gebildete Graf Manteuffel, „iſt ein Land, wo man die Gelehrten nur ſo weit ſchätzt, als ſie dazu dienlich ſcheinen, die Acciſe-Einkünfte zu vermehren.“ Doch erſt als der aufgeklärte neue König Friedrich der Große ihn rief, kehrte Wolf heim nach Halle wie ein Triumphator, eine Rolle, die, wie Biedermann bemerkt, einem Weltweiſen entſchieden weniger gut anſtand als die eines

Abb. 117. Bildnis des Chriſtian von Wolf (1679—1754). Kpfr. von J. G. Wille.

Abb. 118. Bibliothek zu Frankfurt im Jahre 1610. Kpfr. von Jöſter nach M. Hailler. Leipzig, Bibliothek des Börſenvereins deutſcher Buchhändler.

Geächteten, die ihm vor 17 Jahren ohne ſein Verſchulden zugefallen war.

Daß die Freiheit der Wiſſenſchaft ſeitdem keinerlei Anfechtungen mehr in Deutſchland zu erfahren gehabt hätte, kann man nun freilich nicht behaupten. Friedrich der Große freilich wollte von einer Beſchränkung der Lehr- und Preßfreiheit nichts wiſſen. Wolfs ungleich größerer Nachfolger aber, der Königsberger Weltweiſe Immanuel Kant (1724—1804), Deutſchlands hellſter Stern am Gelehrtenhimmel, mußte ſich dem von übereifrigen Frommen irregeleiteten Könige Friedrich Wilhelm II. gegenüber noch am Abend ſeines Lebens (1792) ſchriftlich verpflichten, „ſich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es ſei die natürliche oder geoffenbarte, ſowohl in Vorleſungen als in Schriften gänzlich zu enthalten". Wie dann im 19. Jahrhundert freidenkende Naturforſcher und Hiſtoriker, Theologen und Philoſophen in den Zeiten ſiegreicher Reaktion behandelt worden ſind, iſt den älteren unter unſern Leſern noch in unerfreulicher Erinnerung. Aber auch die Jungen wiſſen, daß noch heute die Äußerung einer den kirchlichen und ſtaatlichen Behörden unlieben wiſſenſchaftlichen Überzeugung nicht nur bei katholiſchen Theologieprofeſſoren geahndet wird. —

Die große Umwälzung des 18. Jahrhunderts vollzog ſich auf allen Gebieten wiſſenſchaftlicher Arbeit. Überall ſehen wir eigene Forſchung und einen ſelbſtändigen, kritiſchen Geiſt an die Stelle der gläubig hingenommenen Tradition einer kanoniſchen Lehre treten. Dieſer Geiſt, in vielem vertieft und verfeinert, iſt der deutſchen Wiſſenſchaft ſeitdem verblieben, und wir dürfen ſagen, er fand und findet noch ſeinen glänzendſten

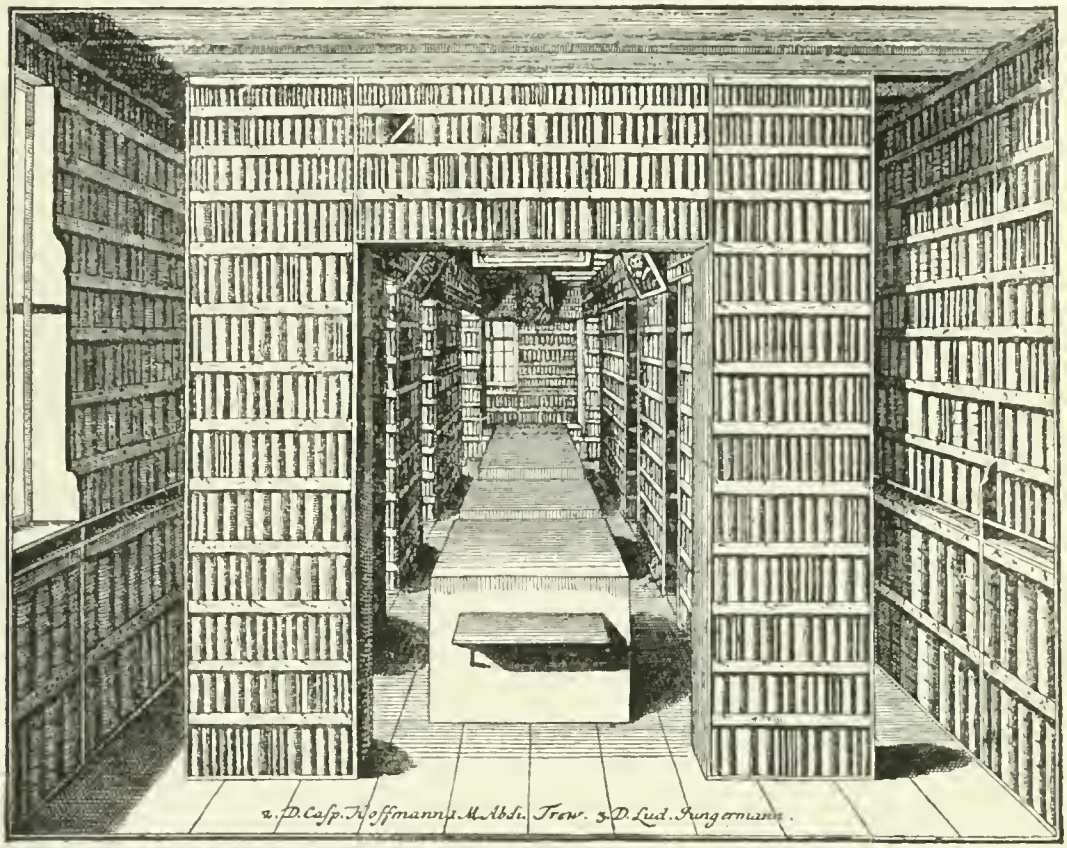


Abb. 119 Bibliothek des berühmten Arztes Dr. med. Chriſtoph Jac. Trew zu Nürnberg. Kpfr. von J. M. Stock nach J. C. Keller. Leipzig, Bibliothek des Börſenvereins deutſcher Buchhändler.

Ausdruck an den deutſchen Univerſitäten. Von ihnen iſt ſeit der Wende des 17. Jahrhunderts der geiſtige Fortſchritt ausgegangen. Es muß dies wohl betont werden, da in katholiſchen Ländern, aber auch z. B. in England die Univerſitäten noch lange, lange ſcholaſtiſch blieben und der freie Geiſt nur in den Akademien und in der Litteratur ſich regen konnte. Allerdings galt im ganzen 18. Jahrhundert das wiſſenſchaftliche Forſchen noch nicht eigentlich als die Aufgabe des Univerſitätsprofeſſors, und es lag ihm auch nicht ob, die Studenten dazu vorzubilden. Die Aufgabe ſeiner Vorleſungen war immer noch, „das Nötigſte von den Wiſſenſchaften" zu bieten. Erſt in unſerm Jahrhundert hat ſich als die „eigentliche Aufgabe des Univerſitätsſtudiums die Einführung in die wiſſenſchaftliche Forſchung" feſtgeſetzt (Paulſen).

Die zunehmende Unabhängigkeit der Wiſſenſchaft hatte nun auch die wichtige und wohlthätige Folge, daß es jetzt weit mehr Gelehrte gab, die mit dem geiſtlichen Stande nichts mehr zu thun hatten. Allerdings war noch am Ende des 18. Jahrhunderts die theologiſche weitaus die ſtärkſte von allen Fakultäten. Die philoſophiſche galt immer noch als allgemein-wiſſenſchaftliche Vorſchule der oberen; ja es war Sitte geworden, daß ſie keine eigenen Inſkriptionsliſten führte. Wer philologiſche oder hiſtoriſche oder auch naturwiſſenſchaftliche Studien treiben wollte, pflegte ſich daher in der Regel in das Album der theologiſchen Fakultät einſchreiben zu laſſen. Erſt ſeit Anfang des 19. Jahrhunderts begann auch die philoſophiſche Fakultät ein eigenes Album zu führen. Erſt in dieſem Jahrhundert vollzog ſich auch die völlige Emanzipation der gelehrten Berufe vom geiſtlichen Stande.

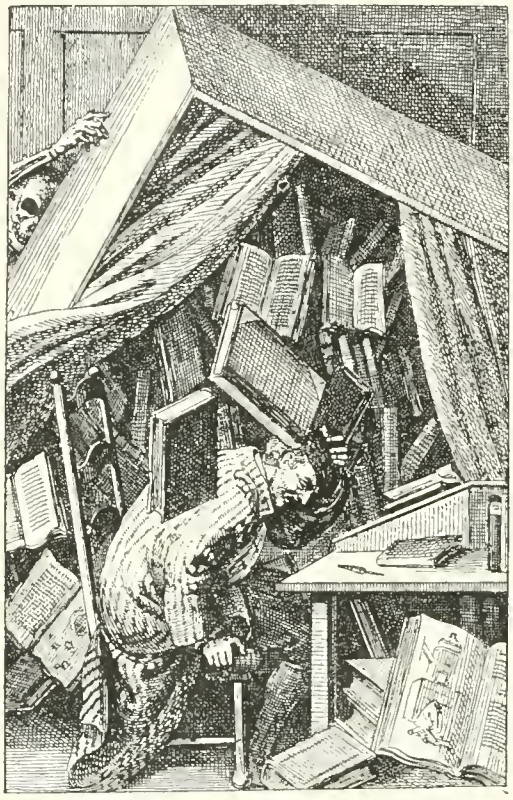


Abb. 120. Der Büchernarr vom Tode besucht. Allegorie. Kpfr. aus dem 18. Jahrhundert. Leipzig, Bibliothek des Börsenvereins deutscher Buchhändler.

Auch in den mehr äußerlichen Daseinsbedingungen des Gelehrten haben sich in den letzten Jahrhunderten mannigfache Veränderungen vollzogen.

Die Hilfsmittel für das gelehrte Studium seitens der staatlichen (und städtischen) Behörden flossen zusehends reichlicher. Die öffentlichen Bibliotheken wurden mit der Zeit größer an Umfang und besser fundiert — viel erhielten sie immer noch nicht, meist nur ein paar hundert Thaler. Die erste, die auch den Studenten geöffnet war, soll die Göttinger gewesen sein. Das war der erste Schritt zu einer neuen Zeit für die Bibliotheken. Allerdings waren sie auch noch im 18. Jahrhundert meist nur wenige Stunden in der Woche geöffnet und etwa von einem Stadtpfarrer oder Professor im Nebenamt verwaltet, ebenso wie die zahlreichen städtischen, kleinfürstlichen oder Kirchenbibliotheken oder die nicht ganz selten von wohlhabenden Privaten für den öffentlichen Nutzen gestifteten Büchereien. Die alten Bibliotheken, deren sich ja eine gute Zahl bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ließen zwar hinsichtlich der Feuersicherheit manches zu wünschen übrig, dafür boten sie in Bezug auf ihre Ausstattung viel Interessantes. In hölzernen, oft bemalten, nicht selten verschließbaren Schränken wurden die Bücherschätze aufbewahrt, denen oft der Wurm nachging; von der Decke hing wohl ein kleiner Haifisch oder eine Schildkrötenschale herab, und allerlei Raritäten, wie ein Narwalshorn, eine Rose von Jericho, ein indischer Götze, wurden zusammen mit den Andenken an berühmte Männer den wohl nicht eben häufigen Besuchern gezeigt. Mit dem Katalogisieren haben sich die alten Bibliothekare meist nicht viel abgegeben, die Bibliotheken waren ja auch nur klein, und wer etwas länger an ihnen angestellt und nur ein wenig fleißig war, kannte sich in ihren Beständen bald aus. Solche Bibliothekars- und ähnlich auch die Archivarsposten waren mehr eine Sinekure, durch die denn auch so manchem hervorragenden Gelehrten, von Leibniz über Lessing zu Hoffmann von Fallersleben, die Möglichkeit der Existenz und des wissenschaftlichen Arbeitens gewährt worden ist.

Allerdings so wie heute, wo eine angemessen dotierte Universitätsbibliothek dem Dozenten die Anschaffung einer nennenswerten Bibliothek überhaupt zu ersparen pflegt, lagen die Verhältnisse damals noch lange nicht. Bei dem massenhaften Arbeiten, bei der Richtung auf die Polyhistorie, wie sie im 18. Jahrhundert noch immer vorherrschte, wäre es auch garnicht möglich gewesen, daß viel mehr als ein Gelehrter aus der öffentlichen Bibliothek seines Wohnorts seine geistige Nahrung hätte schöpfen können. Der Gelehrte mußte sich daher den Büchervorrat, den er brauchte, meist selbst beschaffen und er that es gern, denn die Bibliophilie steckte dem alten Geschlecht in Fleisch und Blut. Seine Bibliothek war der ganze Stolz des Gelehrten. Wir staunen, wenn wir die zahlreichen gedruckten Kataloge von solchen nach dem Tode des Besitzers zur Auktion gestellten oder sonst für eigene oder andere gelehrte Zwecke verzeichneten Bibliotheken durchblättern. Bibliotheken von 10 000 bis 20 000 Bänden waren nichts seltenes; ja es gab solche wie die des Polyhistors

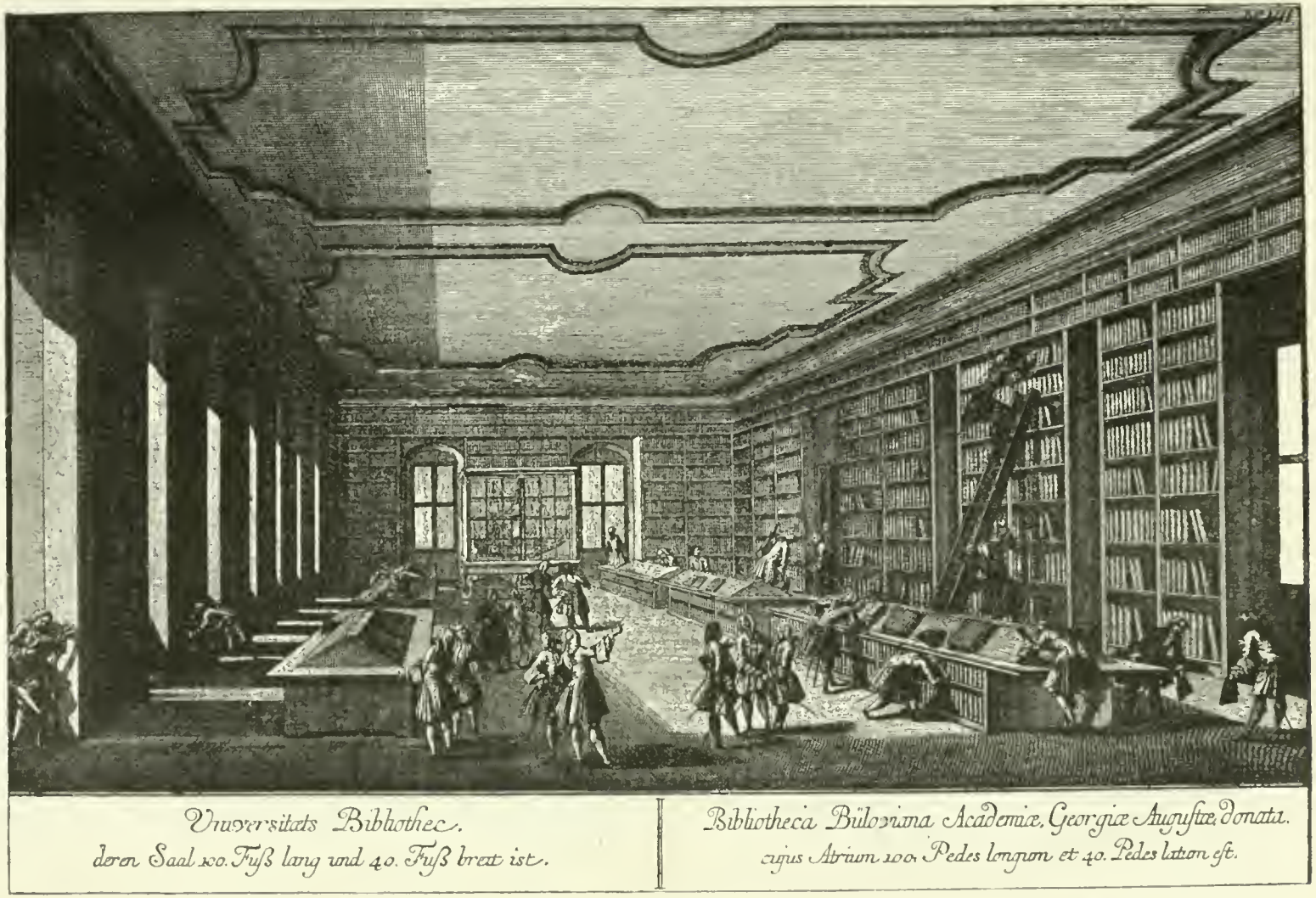


Abb. 121. Universitätsbibliothek zu Göttingen im 18. Jahrhundert. Kpfr. von G. Daniel Heumann (1691—1759). Nürnberg, Germanisches Museum.

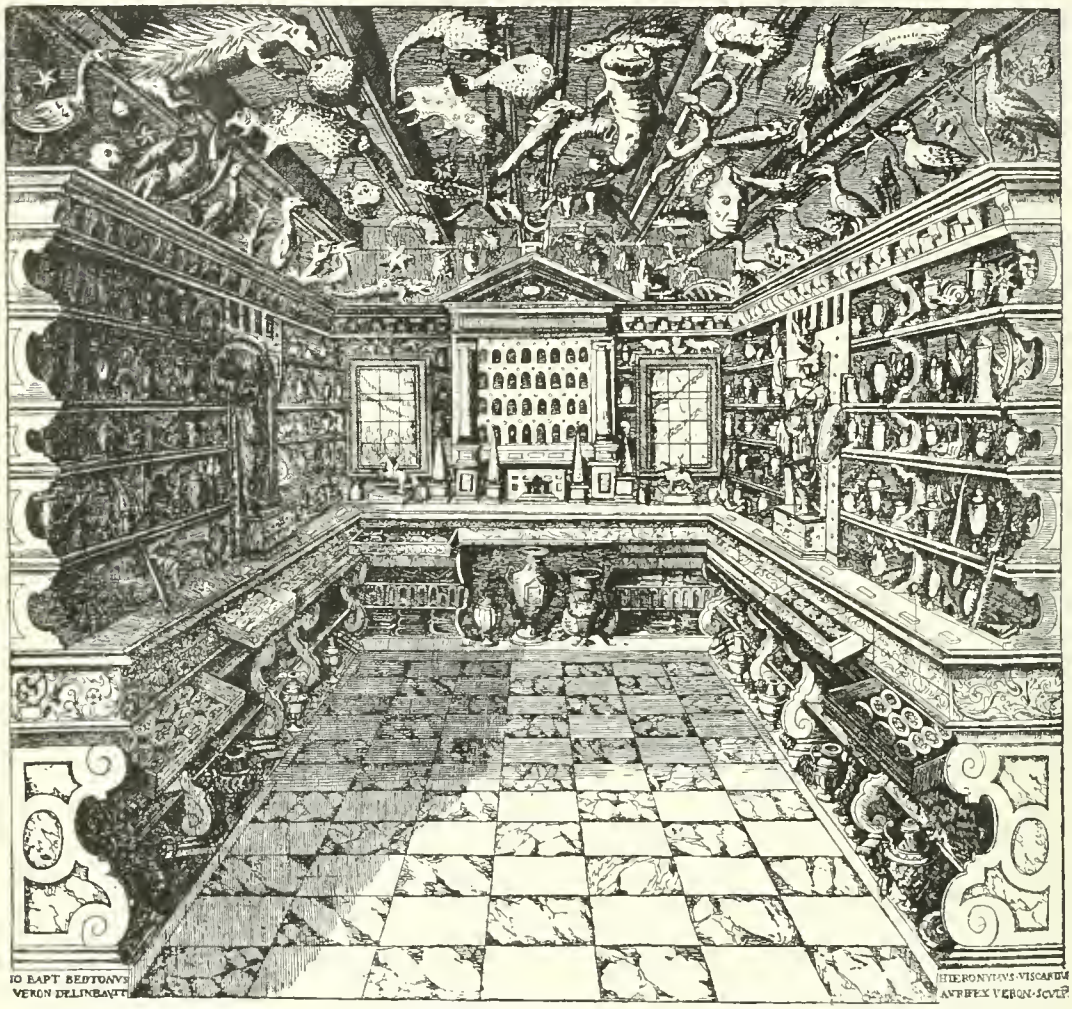


Abb. 122. Naturalienkabinet im 17. Jahrhundert. Kpfr. von Veron. Nürnberg, Germaniſches Muſeum.

und geſchätzten Arztes Gottfried Thomaſius (1660—1746) in Nürnberg, die mehr als 30000 Bücher zählte, oder die des ſtreitbaren Theologen Valentin E. Löſcher (1673—1749), zuletzt in Dresden, die auf 50000 Bände anwuchs. Die Geiſtlichen gingen überhaupt meiſt mit gutem Beiſpiel voran, ſelbſt einfache Landpaſtoren brachten anſehnliche Bibliotheken zuſammen. Freilich war ja auch die wiſſenſchaftliche Arbeit in den alten Pfarrhäuſern bei weitem heimiſcher als in den heutigen. Stattliche Bibliotheken wurden auch noch von vielen Gelehrten des 19. Jahrhunderts zuſammengebracht: je mehr wir uns aber den heutigen Zeiten nähern, wird das immer ſeltener, und das meiſte, was heute an Büchern in der Bibliothek eines namhaften Profeſſors zuſammenkommt, ſind Geſchenke.

Charakteriſtiſch für die alte Zeit iſt ferner, daß die Gelehrten ihre Luſt am Sammeln auch auf alle möglichen anderen Gegenſtände erſtreckten und ſo anſehnliche Naturalien-, Münz- und Kupferſtichkabinette, Antiquitätenſammlungen u. dgl. m. zuſammenbrachten. Der Altdorfer Juriſt Eucharius Gottlieb Rinck (1670—1746) ſammelte ſogar Gewehre und Schnupftabaksdoſen mit großem Aufwand. Dies Sammeln von Raritäten war freilich ein Gebiet, auf dem der eigentliche Berufsgelehrte von dem wohlhabenderen gelehrten

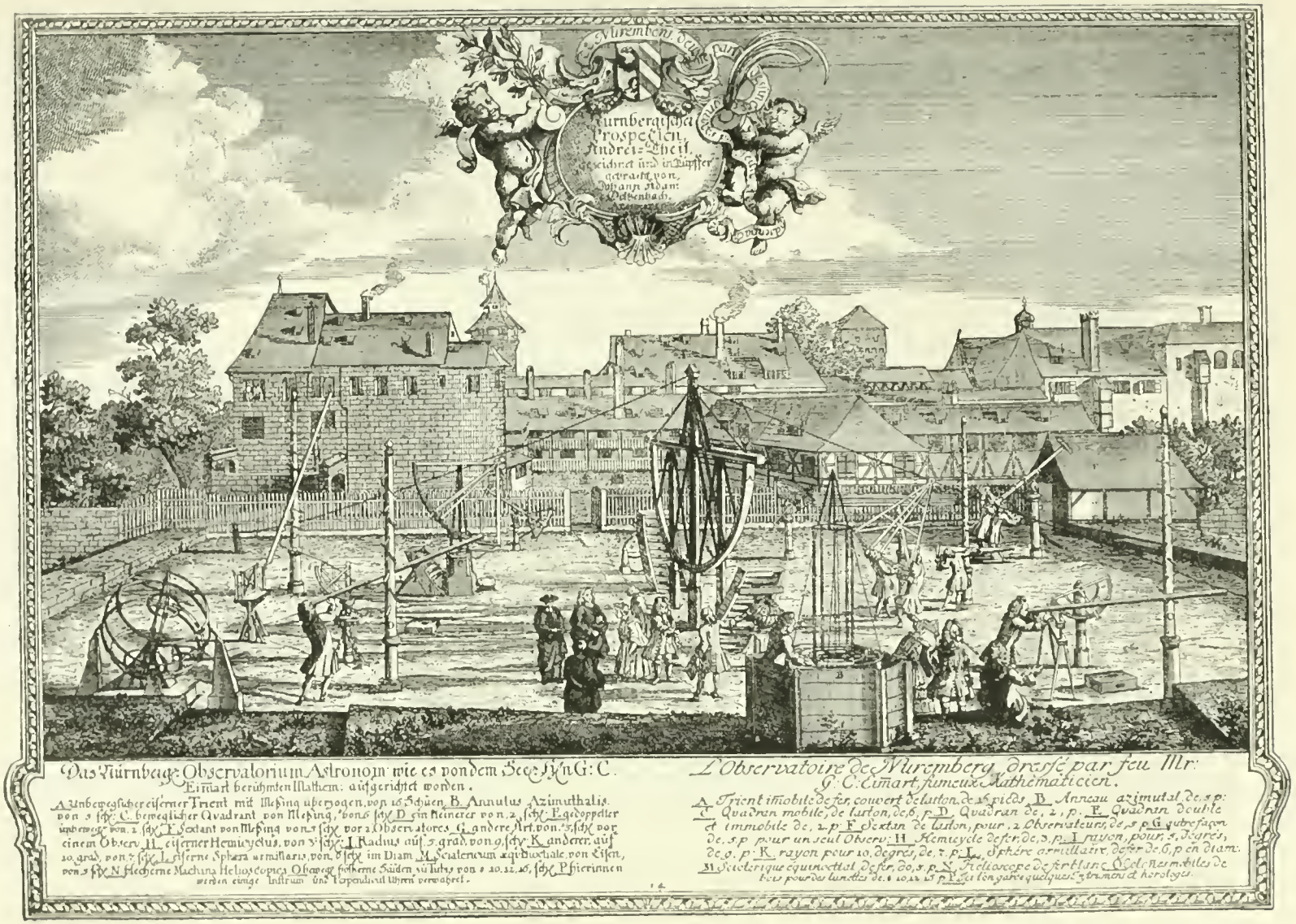


Abb. 123. Das astronomische Observatorium zu Nürnberg, begründet von Eimmart 1716. Kpfr. von Joh. Adam Delßenbach. Koburg, Kupferstichkabinett. Le Bl. 6.

Abb. 124. Eine Sitzung der fruchtbringenden Gesellschaft zu Köthen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Gleichzeitiges Kpfr. von P. Isselburg.

von geradezu raffinierter Accurateſſe ausgerüſteten wiſſenſchaftlichen Inſtituten, deren erſte Vorbilder meiſt im Ausland, in Frankreich und England, zu ſuchen ſind.

Ein anderes Zeichen der neuen Zeit ſind die gelehrten Geſellſchaften und Akademien. Schon der Mathematiker Jungius in Roſtock ſtiftete 1622 mit einigen Freunden eine von der Univerſität ganz unabhängige gelehrte Geſellſchaft, die ſog. societas ereunetica oder zetetica, deren Zweck ſein ſollte, die „Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung ſowol zu erforſchen als ſie, nachdem ſie gefunden, zu erweiſen." Die Vereinigung beſtand freilich nur wenige Jahre. Im Jahre 1652 konſtituierte ſich unter dem Namen „Academia naturae curiosorum" eine Geſellſchaft von Naturforſchern und Ärzten, die ſich der Gunſt und Unterſtützung der deutſchen Kaiſer zu erfreuen hatte und daher ſpäter den Namen „Academia Caesarea Leopoldino-Carolina" annahm. Ihr Sitz wechſelte, ſo auch ſeltſamer Weiſe ihre Bibliothek und ihre Sammlungen. Sie beſteht heute noch. Eine nach ihrem Muſter geplante Geſellſchaft, das ſog. hiſtoriſche Reichskollegium zu Ende des 17. Jahrhunderts kam nicht über einige kümmerliche Anfänge hinaus. Nach Leibnizens großartigem Plane ſtiftete König Friedrich I. 1700 unter dem Namen „Societät der Wiſſenſchaften" die nachmals ſo berühmt gewordene Berliner Akademie, die freilich unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. auf einen Hungeretat geſetzt und erſt von Friedrich dem Großen neu organiſiert wurde. Die

Dilettanten, Fürſten, Patriziern u. ſ. w., meiſt weit übertroffen wurde.

Wichtiger war es, daß gelehrte Dilettanten ſich eigene aſtronomiſche Obſervatorien einrichteten, wie Eimmart (1638—1705) (Abb. 123) und Wurtzelbauer, ſpäter unter dem Namen von Wurtzelbau geadelt (1651—1725), in Nürnberg, Hevelius (1611—1687) in Danzig. Mehr und mehr aber nahmen ſich die Behörden dieſer Dinge an, und Sternwarten, botaniſche Gärten, anatomiſche Theater, chemiſche Laboratorien entſtanden ſchon im Laufe des 17. Jahrhunderts an den meiſten Univerſitäten, Lehrern und Studierenden eine willkommene Unterſtützung. Freilich war es noch ein weiter Weg bis zu den heutigen, mit Inſtrumenten

„Königliche Societät", nachher „Gesellschaft der Wissenschaften", in Göttingen wurde 1752 gegründet. Später wurde die Zahl der gelehrten Gesellschaften Legion. Wohl an jeder Universität bestanden in der Zopfzeit ein oder mehrere wissenschaftliche oder litterarische Zirkel, häufig „deutsche Gesellschaften" genannt, deren Mitglieder im Hause eines ihrer Angehörigen meist am Abend zusammenzukommen, sich gegenseitig ihre Arbeiten vorzulesen und darüber zu diskutieren pflegten, ja wohl auch kleine Publikationen herausgaben. Mancher heute blühende naturwissenschaftliche und historische Verein reicht mit seinen Wurzeln bis ins 18. Jahrhundert zurück. Neben die häufig auch in den kleinsten Orten blühenden wissenschaftlichen Lokalvereine sind dann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gelehrten Wanderversammlungen, die fachwissenschaftlichen Kongresse und „Tage" getreten, die sich heute ganz besonderer Beliebtheit erfreuen und das Gute haben, auch die internationalen Beziehungen zu pflegen.

Zur Signatur der neueren Zeit gehören ferner die gelehrten Zeitschriften, die in Deutschland etwa mit den 1682 begründeten, noch in lateinischer Sprache herausgegebenen Acta eruditorum den Anfang machen. Sie bewirkten, daß das Briefschreiben der Gelehrten nach und nach zurückging: heute ist es bekanntlich nur ein Schatten seiner früheren Bedeutung. Auch der Gelehrte von heute benützt bei seinen Anfragen mit Vorliebe die Postkarte, womöglich mit angebogener Rückantwort und wohl gar mit Ansicht.

Eine allgemein und auch in den gelehrten Kreisen während des 17. und 18. Jahrhunderts vielgeübte Sitte ist heute freilich fast ganz verschwunden, das ist das langjährige Reisen, gewöhnlich auch ins Ausland, das früher nicht sowohl zum Vergnügen — das war das Reisen damals meist immer noch nicht — als vielmehr zur Belehrung unternommen wurde. Gewiß schadete es nichts, daß viele arme Gelehrte nur in untergeordneter Stellung, etwa als Hofmeister von Prinzen und jungen Adeligen, an diesem Bildungsmittel teil hatten, sie bekamen dadurch doch etwas von der Welt zu sehen. Für die eigentlich wissenschaftliche Reise zum Besuch von Universitäten und hervorragenden Gelehrten — die man gewissermaßen zu „interviewen" pflegte, noch Goethe mußte

Abb. 125. Gelehrter aus dem 18. Jahrh. Kpfr. von C. B. Glasbach. Nürnberg, Germanisches Museum.

ſich das oft genug gefallen laſſen — hatte man ſogar einen eigenen Fachausdruck, ſie hieß peregrinatio academica. Es iſt die Frage, ob das Studieren an mehreren Univerſitäten, wie es ſich heute vermögendere Studenten leiſten können, jene alte, jetzt völlig aus der Mode gekommene Sitte zu erſetzen vermag, zumal doch auch früher trotz aller landesväterlichen Gebote für die Landeskinder ein rühriger Student meiſt mehr als eine Univerſität zu beſuchen pflegte. Selbſt der Profeſſorenwechſel, namentlich bei jüngeren Dozenten, war ehemals nicht ſo ſelten, wie im allgemeinen angenommen wird. Allerdings finden wir viele bedeutende Gelehrte, unter ihnen vor allen den hervorragendſten, Kant, die mit treuer Anhänglichkeit auf ihrem Poſten als Univerſitätslehrer, auf den ſie einmal das Schickſal geſtellt hatte, verharrten. Noch herrſchte der Drang nach der alleinſeligmachenden Zentrale, der viele die ehemals namhafteſten Univerſitäten nur als Übergangsſtationen anſehen läßt, nicht in den Gemütern der Profeſſoren.

Und der allgemeine Typus des deutſchen Gelehrten, welche Umgeſtaltungen hat er in dieſen veränderten Zeiten erfahren? Suchen wir ihn uns vorzuſtellen, wie er um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts beſchaffen war. Das Geſicht iſt meiſt bartlos, allenfalls noch wie im früheren 17. Jahrhundert mit einem kleinen Schnurrbärtchen und auch wohl einer winzigen Bartfliege geziert, was ihm — auch dem Geiſtlichen — etwas kokett kavaliermäßiges verleiht. Nie fehlt bei öffentlichem Auftreten eine gewaltige Allongeperücke. In der Hand trug ein Mann von Stande — und jeder angeſehenere Gelehrte gehörte dazu — gewöhnlich einen großen Rohrſtock mit einem Knaufe von Gold oder Elfenbein, an der Seite einen Degen. Eine Tabacksdoſe und die beſchmutzten Kleider bezeichneten den Schnupfer, bald ſollte auch das Tabakrauchen bei den Gelehrten viele und begeiſterte Anhänger finden. Die Haltung iſt voll Würde und Grandezza. Mußten doch auch in Leipzig die Soldaten vor Magnificus, dem Rektor der Univerſität, präſentieren, wurden doch die Profeſſoren der Theologie daſelbſt mit Excellentia betitelt. Mit dem gewichtigen Äußern harmoniert das Innere. Die Gelehrſamkeit iſt eine ungeheure, weitſchichtige, profunde. Es iſt die Blütezeit der Polyhiſtorie in Deutſchland, die ja freilich in der alten Gelehrtenwelt zu allen Zeiten einen ſehr viel größeren Anhang gehabt hatte und auch im früheren Verlaufe des 17. Jahrhunderts durch Männer wie Goldaſt, Conring, Morhof, Meibom, den Jeſuiten Athanaſius Kircher u. a. repräſentiert worden war. Die antiken Beinamen der Gelehrten wurden wieder zur Wahrheit. Der Wittenberger Profeſſor Conrad Samuel Schurtzfleiſch (1641—1708) wurde eine „lebendige Bibliothek", ein „wandelndes Muſeum" genannt, der Hamburger Schulprofeſſor Johann Albert Fabricius (1668—1736) iſt mit dem Grammatiker Didymos, den das Altertum „Chalkenteros", den Mann mit den ehernen Eingeweiden nannte, verglichen worden. Leibniz, bemerkte Friedrich der Große, „ſtelle für ſich allein eine ganze Akademie vor." Man erzählte von Gelehrten, die, um Zeit zu ſparen, ſelbſt bei der Mahlzeit ſtudierten, ja wohl ſich niemals auskleideten und im Eifer des Studierens mit Gefahr für ihr Leben ihre natürlichen Bedürfniſſe zu befriedigen unterließen. Brautſchaft und Heirat war den meiſten nur eine unbequeme Störung ihrer gelehrten Ruhe, man ſuchte je ſchneller je beſſer darüber hinwegzukommen. Allerdings pflegten ſich dann in ſtiller, fleißumwobener Häuslichkeit die kleinen Erdenbürger nicht eben gerade ſelten einzuſtellen, was einen Magiſter Fiebiger veranlaßte, eine „tiefſinnige" Abhandlung de polyteknia eruditorum zu ſchreiben. In Leipzig war der „Kinderſegen der Gelehrten" geradezu ſprichwörtlich. Die Profeſſoren bildeten hier eine feſtgeſchloſſene Zunft und Vetternſchaft, es gab förmliche Gelehrtendynaſtien, die denn auch mit Vorliebe denſelben Vornamen zu führen pflegten, ſo die Benedikt Carpzov, die Polycarp Lyſer.

Daß jetzt Gelehrte wiederholt — und ſpäter bis in unſere Tage immer mehr — geadelt wurden, iſt auch ein Zeichen der neuen Zeit, aber kein gutes. In den Zeiten der Blüte des Bürgertums waren ein Luther und Melanchthon oder ein Erasmus für ſich allein eine Macht geweſen, vor denen wohl Fürſten und Adelige gezittert hatten. Wie lächerlich, bemerkt Paulſen, hätte es da geklungen: ein Herr von Luther oder ein Ritter von Melanch-

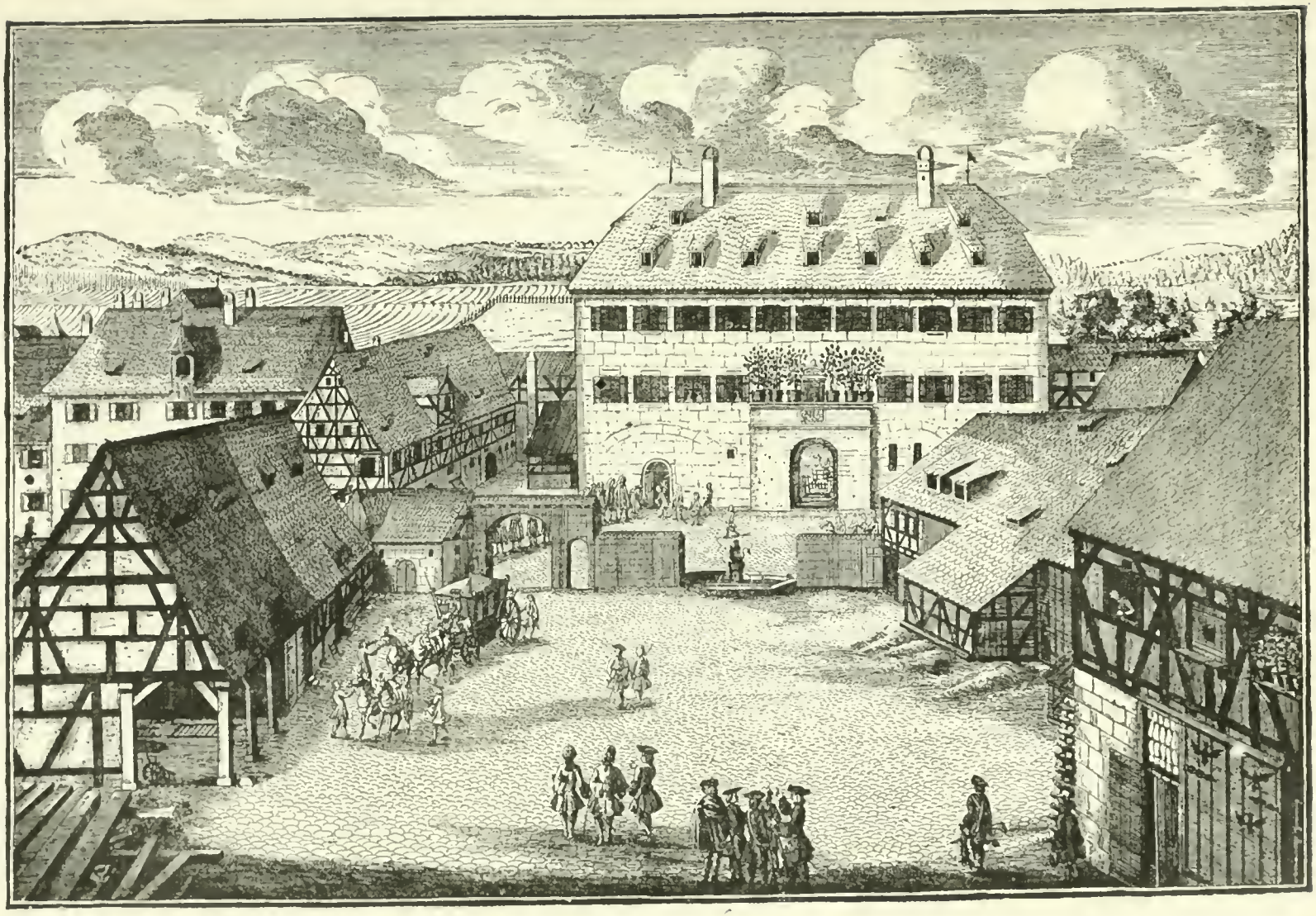


Abb. 126. Empfang des Curatoren und des Prokanzlers der Universität Altdorf durch die Professoren. 18. Jahrh. Kpfr. von Puschner. Nürnberg, Germanisches Museum.

thon. Aber ein Freiherr von Pufendorf, von Leibniz, von Wolf, das klingt ganz annehmbar. Daß dieſe „Erhebung“ in den Adelſtand in der That eine Zurückſetzung des Gelehrten gegenüber dem Adel bedeutet, dafür haben die wenigſten in dem Stande ſelbſt, geſchweige denn die übrige Welt, ein Verſtändnis gehabt.

Von dem Gelehrten in der Zeit der Perücke iſt der mit dem Zopf nicht ſo ſehr verſchieden. Vielleicht iſt das ſpezifiſch Zopfige ſtärker bei ihm entwickelt. Der Gelehrte im geblümten Schlafrock, in dem er wohl auch Beſuche empfing, und in der Nachtmütze (damals herrſchte das Vorurteil, es ſei gut, den Kopf warm zuhalten) iſt eine nicht unbekannte komiſche Figur, dem deutſchen Michel entſprechend. „Die überfleißigen Gelehrten“, ſchrieb ein Profeſſor um die Wende des 18. Jahrhunderts von ſeinen Kollegen, „ſehen andere Menſchen ſo wenig, daß ſie in Rückſicht des geſelligen Lebens beſtändig eine Art von Halbwilden bleiben; es fehlt noch viel daran, daß der größte Teil der akademiſchen Gelehrten aus Männern beſtünde, die man außer ihrem Kreiſe in gemiſchte Geſellſchaft führen könnte, ohne daß ſie Anſtoß oder Stoff zum Lächeln gäben.“ Erſt in der letzten Zeit ſei das beſſer geworden.

Abb. 127. Bildnis des Johann Joachim Winckelmann (1717—1768). Aus dem Kpfr. von J. F. Bauſe nach A. Maron 1768.

Immer noch herrſchten im 18. Jahrhundert die „ſoliden Gelehrtengewohnheiten vor, das Schwelgen in weitſchichtigem Stoff, die geduldige Anhäufung von Thatſachen“ (Scherer). Noch immer wurden gewichtige Folio- und Quartbände zu den gelehrten Publikationen bevorzugt. Aber der Gelehrte war doch populärer geworden. Das machte die Aufklärung. Thomaſius und Wolf hatten Schule gemacht, nicht nur bei den Gelehrten, ſondern auch bei den Gebildeten, ſelbſt bei den Frauen. Die Frauen werden jetzt überhaupt geiſt- und kenntnisreicher, bis ſie um die Wende des 18. Jahrhunderts ihren größten Einfluß erreichen. Ein eigentliches gelehrtes Zuſammenarbeiten von Mann und Frau, wie es etwa bei dem hervorragendſten Helleniſten ſeiner Zeit, Johann Jacob Reiske (1716—1774) und ſeiner Gattin, die ihrem Manne zu Liebe Latein und Griechiſch lernte, der Fall war, iſt aber bis auf die heutige Zeit immer nur eine ſeltene Ausnahme geweſen. Und wird es wohl in der Zukunft viel anders ſein?

Vom einfachen Volke freilich trennte den Gelehrten jetzt wie ſtets ein tiefer Abgrund. Nur als Geiſtlicher, insbeſondere als Reformator und Streittheologe, war der Gelehrte volkstümlich geweſen und auch da eigentlich nur in Äußerlichkeiten.

Und doch rekrutierten ſich die Gelehrten in der Hauptſache aus den unteren Ständen. Daher auch bei ſo vielen bedeutenden Männern ihre anfänglich ſo große Armut, daher aber auch ihr ſtaunenerregender, faſt rührender Fleiß. Winckelmann war der Sohn eines armen Schuhflickers und mußte ſich fünf Jahre lang in einem kleinen

Reſte der Altmark mit dem Elementar-Schulunterricht plagen. Um nun ſeiner Leidenſchaft zum Studium, insbeſondere ſeiner geliebten Griechen, aus mühſam zuſammengebrachten Büchern genügen zu können, mußte er folgende Tagesordnung einhalten, wie ein Bekannter berichtet: „Den ganzen Winter kam er nicht ins Bett, ſondern ſaß im Lehnſtuhl in einem Winkel vor einem Tiſch, auf beiden Seiten ſtanden zwei Bücherrepoſitorien. Wenn er den Tag mit Schulſtunden und dem Unterricht ſeiner Penſionäre zugebracht hatte, ſo ſtudierte er für ſich bis Mitternacht; dann löſchte er ſeine Lampe und ſchlief bis 4 Uhr auf dem Stuhle. Um vier zündete er das Licht wieder an und las bis 6 Uhr, wo die Information ſeiner Schüler von neuem begann."

Wenn ſich die meiſten Gelehrten in ihrer Jugend mit Unterricht oder Stipendien durchhelfen mußten, ſo war ihr Einkommen als Univerſitätsprofeſſor, geſchweige denn als Lehrer, im 18. Jahrhundert immer noch nur in den wenigſten Fällen ein einigermaßen reichliches. Die Beſoldungen waren gering. In Halle z. B. bezogen im Jahre 1787 die 6 philoſophiſchen Profeſſoren zuſammen nur 3950, die 5 Theologen nur 1789 Thaler. Dabei wird um jene Zeit ein Studentenwechſel von 200 bis 300 Thalern als knapper, von 400 bis 800 Thalern als ganz gewöhnlicher Wechſel bezeichnet. Die Kollegien-Honorare waren auch keineswegs ſehr einträglich. Ihre drückende Lage nötigte daher die meiſten Profeſſoren, wohl das drei- bis vier-, ja fünffache der Stunden, wie ſie heute Sitte ſind, zu leſen und ſich auch noch ſonſt durch die alten uns ſchon bekannten Mittel Brod zu verdienen. Nicht ſelten ſuchte der Staat wenigſtens durch Ämterhäufung ſeinen Profeſſoren ein anſtändiges Auskommen zu ſichern. Der ordentliche Profeſſor der Theologie Samuel Gottlieb Wald in Königsberg war um 1802 zugleich Profeſſor linguae graecae, der Eloquenz und der Geſchichte, Inſpektor (Direktor) des Gymnaſiums und endlich Konſiſtorial- und Schulrat.

Eine Folge der meiſt ärmlichen Herkunft der Gelehrten war der die Geſinnung freilich des ganzen deutſchen Volks damals gefangen haltende, übertriebene Reſpekt vor den großen Herren. Pütter notiert in ſeiner Selbſtbiographie gewiſſenhaft zu jedem Jahre die Herren von Stande, die bei ihm hörten. Der Unterwürfigkeit des Gelehrten entſpricht ſein Mangel an feinerem Gefühl für die Anſtandspflichten ſeines Standes. Ein Gellert ſcheute ſich nicht im geringſten, von aller Welt nicht nur Ehrengaben, ſondern auch wirkliche Geſchenke von pekuniärem Wert anzunehmen. Er that damit in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen nichts Unerlaubtes. Denn es darf nicht verſchwiegen werden, daß alle Welt, auch ſolche, die es am wenigſten hätten ſein ſollen, wie Beamte und Richter, Beſtechungen zugänglich war.

Der Charakter der Gelehrten war immer noch ihre ſchwächſte Seite. Im 17. Jahrhundert hat ſich ein Conring nicht geſchämt, von Ludwig XIV. eine Penſion anzunehmen und direkt auf die Schädigung von Kaiſer und Reich hinzuarbeiten. Leibniz, gewunden und nicht ſelten unaufrichtig, bewarb ſich wiederholt, wenn auch vergeblich, um die Gunſt des großen Königs. Ihren launenhaften Duodezfürſten und eingebildeten Stadtobrigkeiten, von mächtigen Königen und Kaiſern garnicht zu reden, zu gefallen, haben ſich genug Gelehrte bereit finden laſſen, wider ihre beſſere Überzeugung zu ſchreiben. Es war ein hartes, aber nicht ganz unberechtigtes Wort: „Gelehrte und H.... kann man für Geld haben." Doch muß man immer bedenken: der Deutſche hatte kein Vaterland. So werden wir es auch einem Johannes von Müller angeſichts der brutalen Thatſache der Vergewaltigung Deutſchlands nicht ſo arg verdenken, daß er in napoleoniſchem Solde endete.

Aber was ſo viele Gelehrte geſündigt haben, viele und darunter die hervorragendſten haben es geſühnt. An dem nationalen Aufſchwung Deutſchlands zu Beginn unſeres Jahrhunderts haben neben unſern großen Dichtern auch unſere Gelehrten, ein Fichte, Schleiermacher, Steffens, Görres, aufs herrlichſte mitgearbeitet. Und als der äußere Feind beſiegt war, da ſind die deutſchen Gelehrten — man denke an die Göttinger Sieben und die Männer der Paulskirche — in dem Streben nach Einheit und politiſcher Selbſtbeſtimmung der Nation vorangegangen. Das führt uns aber ſchon tief ins 19. Jahrhundert, deſſen Betrachtung außerhalb unſerer Aufgabe liegt.

Ende.

Inhaltsverzeichnis

Erste Anfänge der litterarischen Kultur in Deutschland. S. 6—9.

Germanische Vorzeit. — S. 7. Ulfila der erste deutsche Gelehrte. — Unbildung der germanischen Stämme. Merovingische Barbarei. Missionsthätigkeit der irischen und angelsächsischen Mönche. — S. 9. Karolingische Renaissance. Karl der Große und seine Akademie.

Der Gelehrte vorzugsweise ein Mönch. S. 10—20.

Das Abschreiben und die Schulen in den Klöstern. — S. 11. Unbildung der Laien. Bessere Bildung der Frauen. Die karolingische Klosterschule. Gelehrte Weltgeistliche. — S. 13. Der Typus des gelehrten Mönchs im früheren Mittelalter. Mittelalterliche Geschichtschreibung. Plagiate. Lateinische Poesie. Verehrung der Alten. — S. 18. Die Gefahr der Verweltlichung. Übertriebene Askese. Die Cluniacenser. Höhe der litterarischen Kultur unter den Hohenstaufen.

Der Gelehrte zur Zeit der Scholastik. Die deutschen Universitäten des Mittelalters. S. 21—59.

Die Scholastik in Frankreich. Das römische Recht in Italien. Die fremden Universitäten. Die Deutschen studieren im Ausland, in Italien und Frankreich. — S. 25. Berühmte Gelehrte in Deutschland selten. Albertus Magnus. Die Bettelmönche. — S. 27. Die erste deutsche Universität. Prag. Andere folgen. — S. 28. Die Verfassung der deutschen Universitäten des Mittelalters. Rektor. Fakultäten. Kanzler. — S. 33. Akademische Grade. Bakkalar und Magister. Lizentiat. Doktor. Promotionen. Doktorschmaus. Mißbräuche bei den Prüfungen. — S. 37. Einkommen der Universitätslehrer. Pfründen. — S. 39. Inhalt der mittelalterlichen gelehrten Bildung. Die Scholastik. Realisten und Nominalisten. Kein Fortschritt in der Scholastik. Übergewicht der logischen Interessen. — S. 43. Das Latein die Sprache des Gelehrten. Aristoteles verdrängt die altklassischen Dichter. — S. 46. Die sieben freien Künste. Die Philosophie. Encyklopädisches Interesse. Artes illicitae. — S. 49. Die drei oberen Fakultäten. Medizin. Jurisprudenz. Theologie. Die Bibel. Petrus Lombardus. — S. 51. Entstehung eines besonderen Gelehrtenberufs an den Universitäten. — S. 53. Untugenden der Gelehrten. Verspottung der Gelehrten. Till Eulenspiegel. Respekt vor den Gelehrten. — S. 57. Erschöpfung der mittelalterlichen Wissenschaft. Einfluß der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Der Gelehrte in der Zeit des Humanismus. S. 59—97.

Der Humanismus in Italien. Deutsche daselbst. Italiener in Deutschland. — S. 62. Die deutschen Fürsten in ihrem Verhältnis zur neuen Bildung. Kaiser Maximilian I. — S. 62. Der neue Geist an den Universitäten. Die Poetenfakultät in Wien. — S. 65. Entwickeltere Individualität der Gelehrten. — S. 66. Die Poeten. Ihre Charakterlosigkeit. Ihre Ruhmsucht. Verachtung der Volkssprache. Übertriebenheit im Ausdruck. — S. 71. Der Feind der Poeten, der Magister der alten Schule. Kampf der Sophisten und Humanisten. Ansprüche der Poeten. — S. 75. Die Vertreibung des Aesticampianus. Die Epistolae obscurorum virorum. — S. 77. Ulrich von Hutten. — S. 80. Die soliden Humanisten. Erasmus. — S. 83. Wilibald Pirckheimer. Poetische Schilderung seines Landaufenthalts. Gelehrte Frauen. — S. 88. Einfluß des Humanismus auf das gelehrte Wesen. Humanistischer Unglaube. Befreiung der Wissenschaft vom scholastischen Zwange. — S. 91. Der Gelehrte als Zauberer. Dr. Faust. Paracelsus. Mystik. Dämonenglaube. Astrologischer Aberglaube. Hexenwahn. Die Naturwissenschaft.

Der Gelehrte in der Zeit der Streittheologie. S. 97—122.

Die Reformation. Luther und die Humanisten. — S. 98. Neue Scholastik. Theologisches Gezänk. Melanchthon. Gewissensinquisition. Martyrium vieler Gelehrten. Opfer der Konkordienformel. — S. 104. Luther als Gelehrter. Pflege des Altertums. Lateinische Schuldichtung. Lateinisch und Deutsch bei den Gelehrten. Wissenschaftliche Fortschritte für ihre Vertreter nicht ungefährlich. Astrologie und Alchimie im 16. und 17. Jahrhundert. — S. 110. Gelehrt und geistlich immer noch häufig identisch. Daneben gelehrte Richter und Ärzte. Allerlei andere gelehrte Berufe. — S. 113. Häusliches Leben und Einkommen der Gelehrten. Dedikationsunwesen. Ausschank der Professoren. Armut der Gelehrten. — S. 118. Wissenschaftliche Reisen. Vergnügungen. Die Tracht. Liebhabereien des Gelehrten. Vielschreiberei. Folio- und Miniaturausgaben. — S. 121. Wie der Gelehrte zu studieren pflegte. Allerlei Untugenden der Gelehrten.

Der Gelehrte nach dem 30jährigen Kriege bis Anfang des 19. Jahrhunderts. S. 123—143.

Übler Einfluß des Krieges. — S. 125. Die Führung hat jetzt die vornehme Welt. Die französische Mode. — S. 126. Fortschritte in der Wissenschaft. Angriffe auf die Alten. Das Deutsche. Christian Thomasius. — S. 130. Der Neuhumanismus. Die Alleinherrschaft des Aristoteles in der Philosophie gestürzt. — S. 131. Verfolgung des kritischen Geistes. Der Philosoph Wolf wird aus Halle vertrieben. Kant und Friedrich Wilhelm II. — S. 134. Äußerliche Wandlungen im Leben des Gelehrten. Bibliotheken. Raritätensammlungen. Wissenschaftliche Institute. Gelehrte Gesellschaften. Gelehrte Zeitschriften. Gelehrte Reisen. — S. 140. Der Typus des deutschen Gelehrten in der Perücke und mit dem Zopf. Polyhistorie. Krankheiten der Gelehrten. Armut und Fleiß, unedle und edle Eigenschaften der Gelehrten. Schluß.

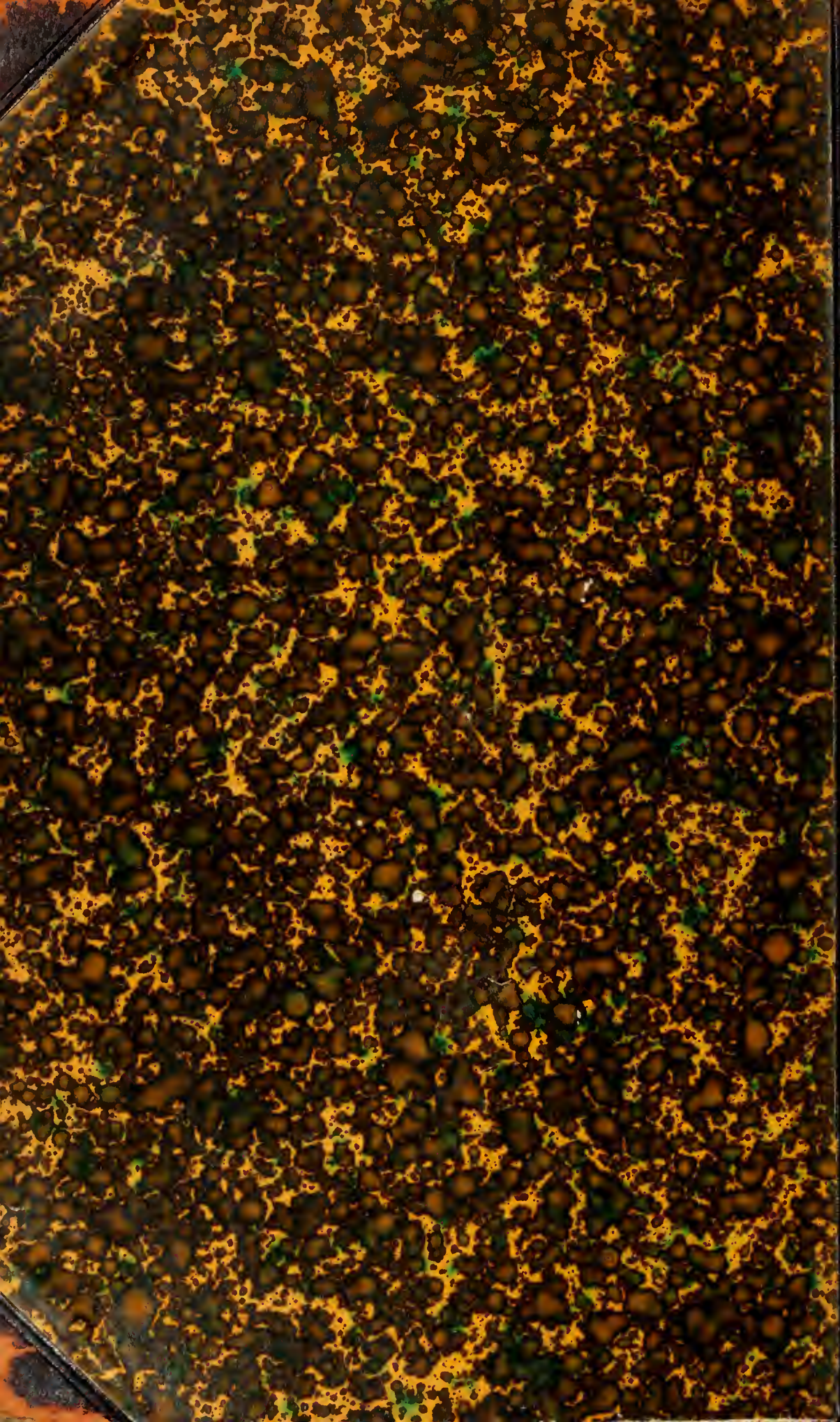
Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

49670

Steinhausen, Georg (ed.)
Monographien zur deutschen Kultur-geschichte
Vol.7.

HG.C
S8224m

NAME OF BORROWER.